Sharpes FEIND

BERNARD CORNWELL

Bernard Cornwell

SHARPES FEIND

Richard Sharpe und
die Verteidigung von Portugal,
Weihnachten 1812

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef

BASTEI ENTERTAINMENT

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Überarbeitete Fassung des 1990 bei Bastei Lübbe erschienenen Romans
»Sharps Feind«

Für die Originalausgabe:

Titel der englischen Originalausgabe
»Sharpe's Enemy«
Published by arrangement with Marco Vigevani & Associati
Agenzia Letteraria, on behalf of Toby Eady Associates Ltd.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

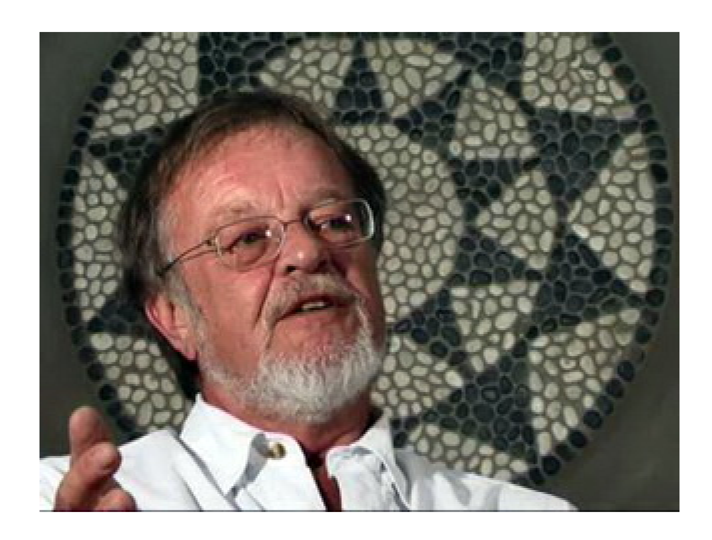
Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
E-Book-Produktion: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-0697-2

www.bastei-entertainment.de

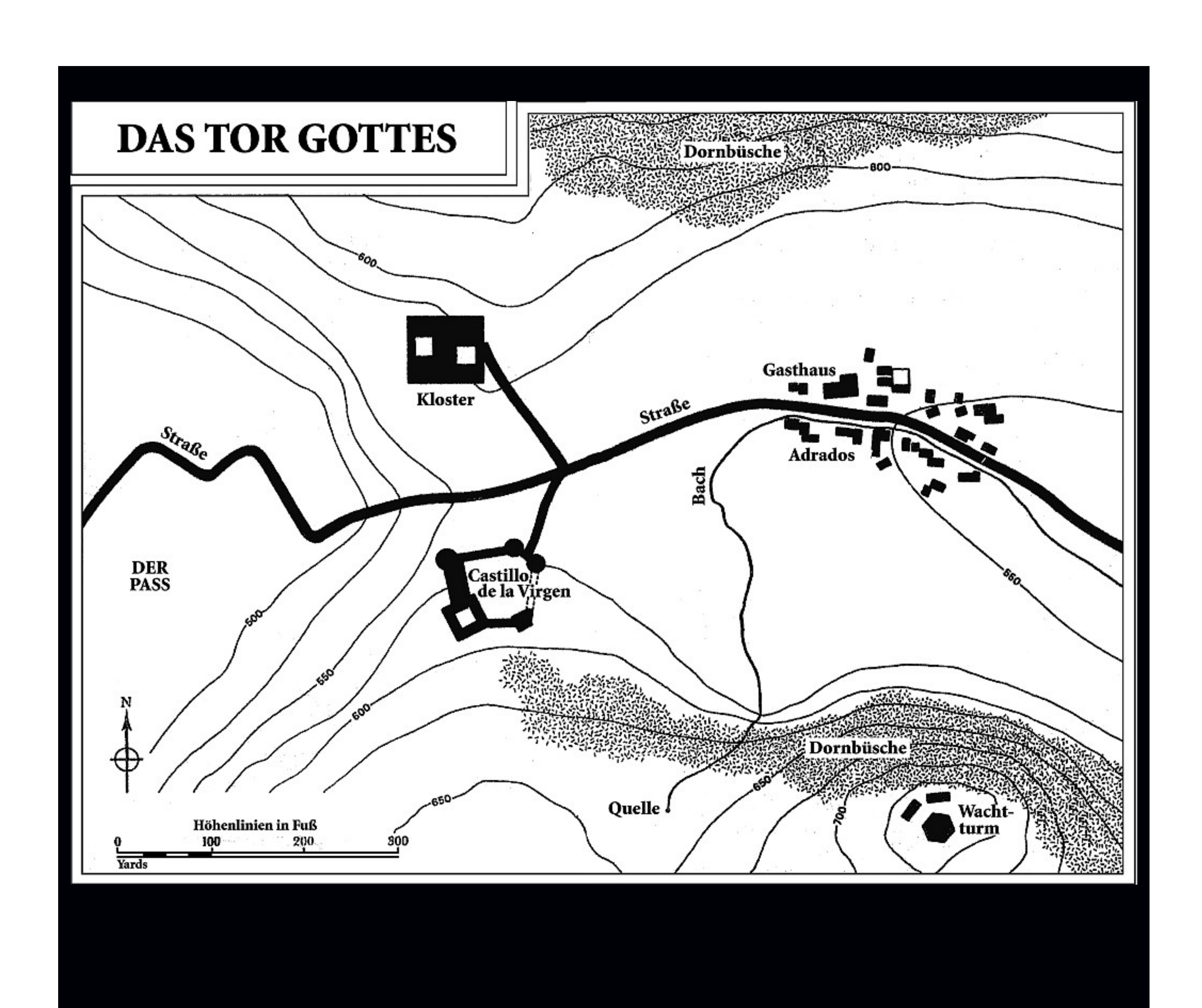
www.lesejury.de

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

Für meine Tochter
in Liebe


DAS TOR GOTTES
Dornbüsche
800
600
Kloster
Gasthaus
Straße
Straße
Adrados
Bach
DER
PASS
Castillo
de la Virgen
550
500
550
600
N
Dornbüsche
650
650
700
Quelle
Wacht-
turm
Höhenlinien in Fuß
0
100
200
300
Yards

»… dieses System steckt noch in den Kinderschuhen …
Viel ist in kurzer Zeit erreicht worden,
und es gibt allen Grund zu glauben,
dass die Genauigkeit von Raketen im Feld auf das gleiche
Niveau gehoben werden kann wie das der Artillerie.«

Colonel Sir William Congreve, 1814

VORWORT

Die meisten Sharpe-Romane folgen einem realen Feldzug, was mir das Schreiben erheblich erleichtert, denn die Geschichte bietet mir stets einen verführerischen Höhepunkt in Form einer Schlacht. *Sharpes Feind* ist jedoch gänzlich erfunden. Seinen Ursprung hat die Geschichte in Charles Omans *A History of the Peninsular War*. Oman erwähnt dort Banden von ›umhertreibendem Abschaum ungebundener Plünderer, die Fahnenflucht begangen haben und keinerlei Eile zeigen, wieder zurückzukehren‹. Er zitiert die Memoiren eines Franzosen, in denen zu lesen steht, dass eine dieser Banden, deren Mitglieder den verschiedensten Nationen angehörten, groß genug gewesen sei, um ein Bataillon zu besiegen, das sie hätte zur Strecke bringen sollen. Der Anführer dieser Bande erfreute sich des Spitznamens ›Maréchal Chaudron‹ oder ›Marschall Kessel‹, und ich änderte das in Maréchal Pot-au-Feu. Ich nahm diese Änderung vor, weil ich vermeiden wollte, dass ein aufmerksamer Leser von Lemonnier-Delafosses *Memoiren* mir zum Vorwurf macht, dass ich Chaudrons Geschichte falsch wiedergegeben hätte. Aufmerksame Leser sind in dieser Hinsicht äußerst hilfsbereit.

Die Idee einer Bande von Deserteuren, die aus Franzosen, Briten, Spaniern und Portugiesen besteht, war einfach unwiderstehlich für mich. Sie *musste* in einem Sharpe-Roman verarbeitet werden, bot sie doch einen Feind, der nichts zu verlieren hatte und dementsprechend gnadenlos vorging. Außerdem wird Richard Sharpe in diesem Roman sein erstes größeres und unabhängiges Kommando übertragen. Zum ersten Mal hat er die Chance, eine

Streitmacht von der Größe eines Bataillons in die Schlacht zu führen, und natürlich macht er das hervorragend.

Ich muss allerdings gestehen, dass ich Hilfe hatte. Oft denke ich, das Schreiben eines Buches gleicht der Besteigung eines Bergs. Blickt man auf halber Strecke zurück, stellt man vermutlich fest, dass es eine bessere Route gegeben hätte. Also geht man wieder runter und beginnt von vorn. Diesmal schaut man nach Dreiviertel des Weges zurück, und wieder sieht man eine bessere Route, und so geht das immer weiter. Es hat Fälle gegeben, da Sharpe sich nach Dreiviertel einer Geschichte ohne Munition in einer Sackgasse wiedergefunden hat, während eine Horde Franzosen nur darauf gewartet hat, ihn in Stücke zu reißen. Dann heißt es, zwei, drei oder mehr Kapitel zurückzugehen und eine Tür am Ende der Sackgasse einzuführen, sodass Sharpe durch sie entkommen kann, wenn er ohne Munition dort ankommt. Auf diese Weise fühlt der Leser sich nicht betrogen, wie es der Fall gewesen wäre, wenn ich die Tür einfach aus dem Hut gezaubert und nicht sechs Kapitel zuvor eingeführt hätte. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich beim Schreiben dieses Buches überall im Gelände Nützliches verteilt habe, um es Sharpe zu ermöglichen, gegen eine überwältigende Übermacht anzutreten und zu gewinnen, ohne dabei unglaubwürdig zu wirken.

Und natürlich tritt Sharpe auch wieder gegen Obadiah Hakeswill an, der bisher alles überlebt hat, sogar den Strick. Ich muss gestehen, dass ich diese Vorstellung zu Beginn kaum glauben konnte, doch dann fand ich zu meiner großen Erleichterung heraus, dass es gar nicht mal so ungewöhnlich war, den Galgen zu überleben. Tatsächlich war die Zahl der Überlebenden sogar so groß, dass die Gesellschaft der Bader, eine von zwei Organisationen, die Gehenkte sezieren durften, folgende Regel einführte: Brachte man ihnen einen lebenden ›Leichnam‹, hatten die

Überbringer die Behandlungskosten zu übernehmen. Diese Regel lässt darauf schließen, dass es unter dem Galgen einen wahren Kampf gegeben haben muss, wenn Familienmitglieder und Freunde versuchten, einen Gehenkten vor den Leichenfledderern der Anatomen zu retten, und zeitgenössischen Berichten zufolge überlebten in der Tat viele, und die Behörden machten sich in keinem einzigen Fall die Mühe, die Verurteilen wieder einzufangen und ordentlich zu hängen.

Viele Leser, vor allem Frauen, haben mich gefragt, was aus Sharpes Tochter geworden ist, Antonia, und mich angefleht, ihre Geschichte zu Ende zu erzählen. Ich will nicht viel zu ihr sagen, sondern nur anmerken, dass *Sharpes Feind* meiner Tochter gewidmet ist, die zufälligerweise ebenfalls Antonia heißt. Das soll jenen Leser versichern, dass Antonia natürlich glücklich bis ans Ende ihrer Tage lebt. Das sollten wir alle.

PROLOG

Am 8. Dezember 1812 kamen die englischen Soldaten zum ersten Mal nach Adrados.

Das spanische Dorf war vom Krieg verschont geblieben. Obwohl es so nahe der nördlichen Grenze zu Portugal lag, waren nur wenige Soldaten über die einzige Straße gezogen.

Die Franzosen waren vor drei Jahren durch Adrados gekommen, aber sie waren auf der Flucht vor dem englischen Lord Wellington gewesen und hatten es so eilig gehabt, dass sie sich kaum Zeit zu einem Aufenthalt und zum Plündern hatten nehmen können.

Dann waren am 8. Mai 1812 die spanischen Soldaten gekommen, die Garnison von Adrados, doch es hatte die Dorfbewohner nicht besonders gestört. Es waren nur fünfzig Soldaten mit vier Kanonen, und als die Geschütze im alten Castillo de la Virgen und im Wachtturm außerhalb der Stadt in Position gebracht worden waren, hatten die Soldaten den Krieg anscheinend als erledigt betrachtet. Sie tranken in der Dorfschänke und flirteten mit den Frauen, die am Bach auf flachen Steinen die Wäsche wuschen. Zwei Dorfschöne heirateten im Sommer Kanoniere.

Wegen eines Versehens in der spanischen Armee schickte man der »Garnison« einen Pulver-Konvoi, der für Ciudad Rodrigo bestimmt war, und die Soldaten prahlten damit, mehr Pulver und weniger Waffen zu haben als irgendeine andere Artillerietruppe in Europa. Sie arrangierten primitive Feuerwerke für die Hochzeiten, und die Dorfbewohner bewunderten die Explosionen, die in ihrem abgelegenen Tal blitzten und widerhallten.

Im Herbst desertierten einige der spanischen Soldaten, weil sie es leid waren, in einem Tal Wache zu schieben, in das keine Soldaten kamen, und weil sie in ihre Heimatorte und zu ihren Frauen zurückkehren wollten.

Dann kamen die englischen Soldaten.

Adrados war kein besonders wichtiger Ort. Dort gab es Schafe und Dornbüsche, und der Priester sagte den Dorfbewohnern, dies mache das Dorf zu einer heiligen Stätte, denn Christi Leben habe mit dem Besuch der Schäfer begonnen und mit einer Dornenkrone geendet. Der Priester brauchte den Dorfbewohnern jedoch nicht zu sagen, dass Adrados heilig war, denn nur eine einzige Attraktion brachte Besucher in das Dorf, und das war der Feiertag am 8. Dezember.

Vor vielen Jahren – keiner wusste, vor wie vielen, nicht einmal der Priester, aber in jenen Tagen, als die Christen gegen die Mauren in Spanien kämpften – war die Heilige Mutter nach Adrados gekommen. Jeder kannte die Geschichte. Kreuzritter waren durch das Tal zurückgewichen, hart verfolgt, und ihr Führer hatte bei einem Granitfelsen am Rande des Passes gebetet, der westwärts nach Portugal führte, und dann war es geschehen. Sie war erschienen! Sie stand auf dem Granitfelsen und sagte dem Kreuzritter, dass die Mauren, die ihn und seine Mannen verfolgten, bald hier halten würden, um ebenfalls zu beten und ostwärts zu ihrer heidnischen Heimat zu blicken. Wenn er und seine erschöpften Männer die Schwerter zogen und kämpften, dann würden sie dem Kreuz Ehre erweisen.

Zweitausend maurische Köpfe rollten an diesem Tag. Noch mehr! Keiner wusste genau, wie viele, und jedes Jahr wuchs die Zahl beim Erzählen der Geschichte. Geschnitzte maurische Köpfe zierten den Kreuzgang des Frauenklosters, das um die Stelle herum erbaut worden war, an der *Sie* erschienen war. In der Kapelle des Klosters,

oberhalb der Treppe zum Altar, befand sich ein kleiner Fleck von poliertem Granit, dort hatte die Heilige Mutter den Fuß auf den Felsen gesetzt.

Jedes Jahr am 8. Dezember, dem Tag des Wunders, kamen Frauen nach Adrados. Es war ein Tag der Frauen, keiner der Männer, und die Männer trugen die Statue der Jungfrau, deren Juwelen unter dem vergoldeten Baldachin schwangen, durch das Dorf und wieder zurück zum Kloster. Anschließend gingen die Männer ins Gasthaus.

Die Nonnen hatten das Kloster vor zweihundert Jahren verlassen und Häuser in den Ebenen vorgezogen. Sie hatten nicht mit den Städten konkurrieren können, wo sich die Heilige Mutter in ihrem Erscheinen großzügiger gezeigt hatte. Die Klostergebäude waren jedoch noch gut erhalten. Die Kapelle wurde zur Dorfkirche, der obere Kreuzgang war ein Lagerraum, und an einem Tag im Jahr war das Kloster immer noch eine Stätte der Wunder.

Die Frauen betraten die Kapelle auf den Knien. Sie bewegten sich kriechend über die Steinplatten durch die Kapelle und die Treppe hinauf, wobei sie den Rosenkranz hielten und beteten. Der Priester intonierte sein Latein. Die Frauen verneigten sich und küssten den glatten, dunklen Granit. Es war ein Loch im Gestein, und die Legende besagte, wenn eine Frau diese Stelle küsste und mit der Zungenspitze den Grund des Lochs erreichen konnte, dann würde das Baby ein Junge werden.

Die Frauen weinten, wenn sie den Stein küssten, nicht aus Kummer, sondern aus einer Art Ekstase. Manche fielen in Ohnmacht und mussten weggetragen werden.

Einige beteten um Erlösung von Krankheit. Sie brachten ihre Tumorkranken, Verunstalteten und verkrüppelten Kinder mit. Andere beteten, um ein Kind zu bekommen, und ein Jahr später kamen sie wieder und dankten der Heiligen Mutter, weil sie jetzt Ihr Geheimnis teilten. Sie beteten zu der Jungfrau, die gebar, und sie wussten, wie

kein Mann es wissen konnte, dass eine Frau ihre Kinder unter Schmerzen gebiert, doch sie beteten, Mutter zu werden, und schoben die Zunge durch das Loch im Granit bis zum Grund. Sie beteten im Kerzenschein der Klosterkapelle von Adrados, und der Priester stapelte ihre Geschenke hinter dem Altar, die Ernte eines jeden Jahres.

8. Dezember 1812. Die Engländer kamen.

Sie waren nicht die ersten Besucher. Seit dem Morgengrauen waren Frauen eingetroffen, die einen Weg von zwanzig Meilen oder mehr hinter sich hatten. Einige kamen aus Portugal, doch die meisten stammten aus den Dörfern, die so versteckt wie Adrados ringsum im Hügelland lagen. Dann trafen zwei englische Offiziere auf großen Pferden ein, und in ihrer Begleitung befand sich eine junge Frau. Die Offiziere halfen der Frau vor dem Kloster vom Pferd und ritten weiter zum Dorf, wo sie dem spanischen Kommandanten ihre Aufwartung machten und mit ihm den herben Rotwein der Region tranken, der im Gasthaus serviert wurde. Die Männer in der Schänke waren gut gelaunt. Sie wussten, dass viele der Frauen beteten, ein Kind zu bekommen, und dass man sie brauchte, um der Heiligen Mutter bei der Erfüllung des Gebets zu helfen.

Die anderen britischen Soldaten kamen von Osten, was sonderbar war, denn dort hätten eigentliche keine sein sollen, aber niemandem fiel das auf. Es gab keinen Alarm. Die Briten waren noch nicht in Adrados gewesen, doch die Dorfbewohner hatten gehört, dass diese heidnischen Soldaten anständig und respektvoll waren. Ihr General hatte ihnen befohlen, stillzustehen, als die Statue der Jungfrau durch das Dorf getragen wurde, und das war gut. Dennoch waren diese englischen Soldaten anders als die der spanischen Garnison. Diese Männer mit den roten Uniformröcken sahen verdorben, gemein und ungepflegt

aus, und ihre Gesichter spiegelten Brutalität und Hass wider.

Hundert dieser Männer warteten am östlichen Rand der Stadt beim Waschplatz neben der Straße und rauchten kurze Tonpfeifen. Hundert andere Männer, angeführt von einem großen Mann zu Pferde, dessen roter Uniformrock reich mit goldenen Tressen verziert war, marschierten durch das Dorf. Ein spanischer Soldat, der von der Burg her zum Gasthaus kam, salutierte vor dem Colonel und war überrascht, als der englische Offizier ihn anlächelte, sich ironisch verneigte und einen fast zahnlosen Mund zeigte.

Der Spanier musste etwas in der Schänke gesagt haben, denn zwei britische Offiziere kamen mit offenen Uniformröcken auf die Straße und schauten den letzten der Soldaten nach, die zum Kloster marschierten. Einer der Offiziere runzelte die Stirn. »Wer zum Teufel sind Sie?«

Der Soldat, den er angesprochen hatte, grinste breit. »Smithers, Sir.«

Der Blick des Captains schweifte an der Reihe der Soldaten entlang. »Welches Bataillon?«

»Das Dritte, Sir.«

»Welches verdammte Regiment, Sie Narr?«

»Das wird Ihnen der Colonel sagen, Sir.« Smithers trat auf die Mitte der Straße, hielt eine Hand an den Mund und rief nach dem Colonel.

Der große Mann zog sein Pferd um die Hand, parierte es und ritt dann zum Gasthaus. Die beiden Captains standen stramm und salutierten.

Der Colonel zügelte sein Pferd. Er hatte anscheinend die Gelbsucht gehabt, vielleicht hatte er auf den Fieberinseln dienen müssen, denn seine Haut war gelblich wie altes Pergament. Das Gesicht unter dem Zweispitz zuckte krampfartig. Die blauen Augen blickten unfreundlich. »Knöpfen Sie die verdammten Röcke zu!«

Die Captains stellten ihre Weinbecher ab, knöpften die Uniformröcke zu und rückten die Koppel zurecht. Einer der beiden, ein rundlicher junger Mann, runzelte missbilligend die Stirn, weil der Colonel sie beide vor grinsenden Privates angeschnauzt hatte.

Der Colonel ritt zwei Schritte näher an die beiden Captains heran. »Was treiben Sie hier?«

»Hier, Sir?« Der größere, dünnere Captain lächelte. »Wir sind nur zu Besuch hier, Sir.«

»Nur zu Besuch, wie?« Das Gesicht zuckte wieder. Der Colonel hatte einen sonderbar langen Hals, der von einem Halstuch verhüllt war, das er hoch an der Kehle zusammengebunden hatte. »Nur ihr beide?«

»Jawohl, Sir.«

»Und Lady Farthingdale, Sir«, fügte der rundliche Captain hinzu.

»Und Lady Farthingdale, wie?« Der Colonel ahmte den Tonfall des Captains nach, und dann schrie er jähzornig: »Ihr seid eine verdammte Schande, das seid ihr! Ich hasse euch! Verdammt noch mal! Ich hasse euch!«

Auf der Straße war es plötzlich still.

Die Soldaten, die sich zu beiden Seiten des Reiters versammelt hatten, grinsten die beiden Captains an.

Der größere Captain wischte sich den Speichel, der dem Colonel bei seinem Zornausbruch aus dem Mund gesprüht war, vom roten Uniformrock. »Ich muss protestieren, Sir!«

»Protestieren? Du Scheißkerl! Smithers!«

»Ja, Sir?«

»Erschießen!«

Der rundliche Captain grinste, als wäre das ein Scherz, doch der andere riss abwehrend einen Arm hoch und zuckte zusammen. Während Smithers grinsend seine Muskete anhob und feuerte, zog der Colonel eine ziselierte

Pistole und schoss dem rundlichen Captain eine Kugel in den Kopf. Die Schüsse hallten in der Straße wider, der Rauch aus zwei Waffen wallte über den Leichen, und der Colonel lachte und stellte sich in den Steigbügeln auf. »Los, Jungs, jetzt!«

Als Erstes fielen sie ins Gasthaus ein, stürmten über die Toten hinweg, deren Blut auf die Tür gespritzt war, und die Musketen krachten in der Schänke. Die Gäste wurden mit Bajonetten in Ecken getrieben und getötet. Der Colonel winkte die hundert Männer, die am östlichen Ende des Dorfs gewartet hatten, in die Straße. Er hatte nicht so schnell anfangen wollen, doch diese verdammten Captains hatten ihn verärgert und zum Handeln veranlasst. Der Colonel schrie seine Männer an, peitschte sie mit Befehlen vorwärts und führte die Hälfte seiner Truppe zum großen, quadratischen Frauenkloster.

Die Frauen im Kloster hatten nicht die Schüsse gehört, die fünfhundert Yards östlich gefallen waren. Die Frauen drängten sich im Kreuzgang, warteten darauf, auf Knien in die Kapelle vorzurücken, und sie erkannten erst, dass das Grauen des Krieges nach Adrados gekommen war, als die Männer mit den roten Uniformröcken auftauchten, die Bajonette auf sie richteten und das Schreien begann.

Andere Männer drangen in die Häuser des Dorfs ein, während noch viele mehr durch das Tal auf das Castillo zuströmten. Die Männer der spanischen Garnison hatten im Dorf getrunken. Nur ein paar befanden sich auf ihrem Posten. Sie sahen die britischen Uniformen und nahmen an, dass da ihre Verbündeten kamen und ihnen erklären konnten, was der Lärm im Dorf zu bedeuten hatte. Die Spanier sahen die Rotröcke über den Schutt der eingefallenen östlichen Mauer der Burg kommen, riefen ihnen Fragen zu, und dann krachten die Musketen, wüteten die Bajonette, und die Männer der Garnison starben in den mittelalterlichen Mauern. Ein Lieutenant tötete zwei der

Rotröcke. Er kämpfte mit Geschick und Zorn, trieb weitere Eindringlinge zurück, entkam über die eingefallene Mauer und hetzte durch die Dornenbüsche zum Wachtturm auf dem Hügel im Osten. Er hoffte, dort eine Handvoll seiner Männer zu finden, doch er starb im Dornengestrüpp durch die Kugel eines versteckten Scharfschützen. Der spanische Leutnant erfuhr nicht mehr, dass die Männer, die den Wachtturm eingenommen hatten, kein britisches Rot, sondern französisches Blau trugen. Seine Leiche rollte unter einen Dornbusch und zerdrückte die alten, brüchigen Gebeine eines Raben, die von einem Fuchs zurückgelassen worden waren.

Auf der Straße gellten Schreie. Männer starben, die versuchten, ihr Heim zu verteidigen, Kinder schrien, als ihre Väter starben, als Männer gewaltsam in die Häuser eindrangen. Kleine weiße Rauchwölkchen vom Musketenfeuer wogten in der Brise.

Weitere Männer kamen von Osten, Männer in Uniformen, die so unterschiedlich wie die Bataillone waren, die in den vier Jahren Krieg auf der Iberischen Halbinsel für Portugal und Spanien gekämpft hatten. Mit den Männern kamen Frauen, und sie waren es, die die Kinder im Dorf töteten, sie erschossen oder erstachen und nur diejenigen am Leben ließen, die arbeiten konnten. Die Frauen stritten sich um die Hütten, zankten sich um die Beute, und manchmal bekreuzigten sie sich, wenn sie an einem Kruzifix vorbeikamen, das an die niedrigen Wände genagelt war. Es dauerte nicht lange, bis Adrados zerstört war.

Im Kloster gellten ständig Schreie. Die englischen Soldaten stürmten durch die Kreuzgänge, die Halle, die leeren Kammern und die volle Kapelle. Der Priester war zur Tür gerannt, hatte sich einen Weg zwischen den Frauen gebahnt, und jetzt zitterte er im Griff zweier stämmiger Soldaten, die ihn festhielten, während die anderen Rotröcke ihre Beute unter sich aufteilten. Einige Frauen

wurden aus dem Gebäude getrieben, die glücklichen, zu krank oder zu alt, und einige wurden mit den langen Bajonetten getötet. In der Kapelle nahmen die Soldaten den Kirchenschmuck vom Altar, durchwühlten die Geschenke, die dahinter aufgestapelt waren, und andere brachen den Schrank auf, der den Messwein und andere Dinge für die Messe enthielt. Einer der Soldaten zog das weißgoldene Gewand an, das der Priester an Ostern trug. Er ging durch die Kapelle und segnete seine Kameraden, die Frauen auf den Boden zerrten. Die Kapelle war erfüllt von Schreien, Schluchzen, Männergelächter und dem Reißen von Stoff.

Der Colonel war in den oberen Kreuzgang geritten. Dort beobachtete er grinsend seine Männer. Er hatte zwei Männer, denen er vertrauen konnte, in die Kapelle geschickt, und sie tauchten jetzt auf. Sie schleppten eine Frau zwischen sich. Der Colonel sah die Frau an und leckte sich über die Lippen. In seinem Gesicht zuckte es.

Alles an der Frau wies auf Reichtum hin, von der teuren Kleidung bis zur Frisur. Ihr Haar war schwarz und gewellt. Es umrahmte ein Gesicht, das einen hochmütigen und zugleich herausfordernden Zug hatte. Sie hatte dunkelbraune Augen, die ihn furchtlos anblickten, der Mund mit den vollen Lippen schien oft zu lächeln, und über dem Kleid trug sie einen schwarzen Umhang, der reich mit Silber besetzt und mit Pelz gesäumt war.

Der Colonel lächelte. »Ist sie das?«

Smithers grinste. »Das ist sie, Sir.«

»Gut, gut, gut, Lord Farthingdale ist ein glücklicher Bastard, wie? Nimm ihr den verdammten Umhang ab. Ich will sie mir genauer ansehen.«

Smithers wollte den pelzgesäumten Umhang öffnen, doch die Frau schob die Männer fort, hakte den Verschluss an ihrem Hals auf und zog langsam den Umhang von ihren Schultern. Sie hatten einen üppigen Körper, in der Blüte

ihrer Jugend, und es war etwas Aufreizendes für den Colonel in ihrem Mangel an Furcht. Im Kreuzgang stank es nach frischem Blut, Schreie von Frauen und Kindern gellten, doch diese reiche, schöne Frau stand ruhig und gelassen vor ihm. Der Colonel lächelte wieder mit seinem fast zahnlosen Mund. »Du bist also mit Lord Farthingdale verheiratet, wer immer das sein mag?«

»Mit Sir Augustus Farthingdale.« Sie war keine Engländerin.

»Ach du meine Güte. Ich bitte Euer Gnaden um Verzeihung.« Der Colonel lachte. »Sir Augustus. Ist er ein General?«

»Colonel.«

»Wie ich.« In dem gelblichen Gesicht zuckte es, als er lachte. »Reich, wie?«

»Sehr.« Sie sagte es gleichmütig, sachlich.

Der Colonel stieg schwerfällig vom Pferd. Er war groß und hager, und seine Hässlichkeit war wirklich bemerkenswert. In seinem Gesicht zuckte es, als er sich ihr näherte. »Du bist keine verdammte Engländerin, oder?«

Sie wirkte immer noch völlig furchtlos. Sie bedeckte ihr schwarzes Reitkleid wieder lässig mit dem pelzgesäumten Umhang und lächelte sogar leicht. »Portugiesin.«

Er musterte sie prüfend. »Woher soll ich wissen, ob du mir die Wahrheit sagst? Wie kommt es, dass eine Portugiesin mit Sir August Farthingdale verheiratet ist?«

Sie zuckte mit den Schultern, zog von ihrer linken Hand einen Ring und warf ihn dem Colonel zu. »Vertrauen Sie darauf.«

Der Ring war aus Gold. Darin eingeprägt war ein gevierteiltes Wappen, und der Colonel lächelte, als er es sah. »Wie lange bist du verheiratet?«

Diesmal lächelte sie richtig, und die Soldaten schauten sie grinsend und voller Begierde an. Dies war die Trophäe für

den Colonel, aber er konnte manchmal großzügig sein. Sie strich das schwarze Haar vom Gesicht mit dem dunklen Teint zurück. »Ein halbes Jahr.«

»Ein halbes Jahr? Da seid ihr ja noch heiß auf euch, wie?« Er lachte meckernd. »Wie viel wird Sir Augustus zahlen, um dich als Bettwärmer zurückzubekommen?«

»Eine Menge.« Sie sagte es mit gesenkter Stimme und legte ein Versprechen hinein.

Der Colonel lachte. Schöne Frauen mochten ihn nicht, und so konnte er sie nicht ausstehen. Dieses reiche Weib hatte Geist und Mut, aber er konnte sie kirre machen. Er schaute zu seinen Männern, die sie mit den Blicken förmlich verschlangen, und grinste. Er warf den goldenen Ring hoch und fing ihn wieder auf. »Was hast du hier gemacht, Mylady?«

»Ich betete für meine Mutter.«

Das Grinsen verschwand schlagartig. Sein Blick war plötzlich verschlagen, und seine Stimme klang gedämpft. »*Was* hast du gemacht?«

»Ich habe für meine Mutter gebetet. Sie ist krank.«

»Du liebst deine Mutter?« Die Frage klang gespannt.

Sie nickte verwundert. »Ja.«

Der Colonel fuhr auf dem Absatz zu seinen Männern herum und stieß den Finger wie einen Degen auf sie. »Keiner rührt sie an!«, schrie er. »Keiner! Verstanden? Keiner!« Sein Gesicht zuckte, und er wartete, bis der Krampf vorüberging. »Ich werde jeden Bastard töten, der sie anfasst! Jeden!« Er wandte sich wieder der Frau zu und verneigte sich unbeholfen. »Lady Farthingdale«, sagte er plötzlich förmlich, nachdem er sie die ganze Zeit über herablassend geduzt hatte. »Sie werden sich mit uns abfinden müssen.« Er blickte suchend durch den Kreuzgang und sah den Priester, der inzwischen an eine Säule gefesselt worden war. »Wir schicken den Pfarrer mit

einem Brief und dem Ring los. Ihr Ehemann kann für Sie bezahlen, Mylady, aber niemand wird Sie anrühren, das verspreche ich Ihnen.« Er fuhr wieder zu seinen Männern herum, schrie sie an, und Speichel tropfte von seinen Lippen. »Keiner rührt sie an!« Seine Stimmung schlug von einem Augenblick zum anderen wieder um. Er schaute durch den Kreuzgang zu den Frauen, die blutend und geschändet am Boden lagen, und zu den anderen, die angsterfüllt und entsetzt und von Bajonetten bedroht warteten, und er grinste. »Genug für jeden, wie? Genug!«

Er lachte meckernd und wandte sich ab. Sein Degen schabte über den Boden. Er sah ein junges Mädchen, das mager und kaum dem Kindesalter entwachsen war, und stieß den Finger in ihre Richtung. »Das ist meine! Bringt sie her!« Er lachte, stemmte die Hände in die Hüften und grinste die Männer im Kloster an. »Willkommen in eurer neuen Heimat, Jungs.«

Der Tag des Wunders war wieder für Adrados gekommen, und die Hunde des Dorfs schnüffelten an dem Blut, das auf der einzigen Straße trocknete.

KAPITEL 1

Richard Sharpe, Captain der Leichten Kompanie, des einen und einzigen Bataillons des South Essex Regiments, stand am Fenster und schaute auf die Prozession, die über die Straße zog. Es war draußen kalt, das wusste er nur zu gut. Er hatte soeben seine geschrumpfte Kompanie von Castillo Branco aus nordwärts marschieren lassen, weil er den geheimnisvollen Befehl erhalten hatte, sich im Hauptquartier zu melden. Eine Erklärung hatte man ihm immer noch nicht gegeben. Das Hauptquartier gab einem Captain zwar selten Erklärungen ab, doch Sharpe ärgerte sich darüber, dass er jetzt bereits zwei Tage lang in Frenada war und immer noch keine Ahnung hatte, was es mit dem Befehl auf sich hatte. Der General, Viscount Wellington von Talavera, hatte ihn nach Frenada befohlen – nein, das stimmte nicht mehr! Er war jetzt der Marquis von Wellington, Grande von Spanien, Herzog von Ciudad Rodrigo, Oberbefehlshaber aller spanischen Armeen, »Nosey« für seine Männer, »der Peer« für seine Offiziere.

Wellington hatte Sharpe also nach Frenada befohlen, aber er war nicht hier. Er war in Cadiz oder Lissabon oder wer weiß wo, die britische Armee hatte sich in ihre Winterquartiere zurückgezogen, und nur Sharpe und seine Kompanie marschierten im kalten Dezember durch das raue Land. Major Michael Hogan, Sharpes Freund und Wellingtons Geheimdienstchef, war mit dem General südwärts gezogen, und Sharpe vermisste ihn. Hogan hätte ihn nicht warten lassen.

Immerhin hatte Sharpe es warm. Er hatte dem Angestellten im Erdgeschoss seinen Namen genannt und ihm gesagt, dass er oben im Kasino des Hauptquartiers

warten werde, wo ein Feuer Wärme spendete. Sharpe war nicht berechtigt, den Raum zu benutzen, aber nur wenige Leute wollten sich mit dem großen Schützen anlegen, der eine Narbe hatte, die seinem Gesicht ein leicht spöttisches Aussehen verlieh.

Er spähte hinab auf die Straße. Ein Priester sprenkelte Weihwasser. Messdiener bimmelten mit Glöckchen und schwangen Weihrauchgefäße. Messdiener mit Kirchenfahnen folgten der Statue der Jungfrau Maria. Frauen knieten vor den Gebäuden und reckten die gefalteten Hände zur Statue empor, die vorbeigetragen wurde. Schwacher Sonnenschein fiel auf die Straße, Wintersonnenschein, und Sharpe hielt automatisch nach Wolken Ausschau. Der Himmel war wolkenlos.

Das Kasino war leer. Wellington war fort, und die meisten der Offiziere verbrachten anscheinend den Morgen im Bett oder hockten im Gasthaus nebenan, wo der Wirt dazu angehalten worden war, ein anständiges Frühstück zu machen. Schweinekotelett, Spiegeleier, gebratene Nieren, Schinkenspeck, Toast, roter Bordeauxwein, noch mehr Toast, Butter und Tee, der so stark war, dass man damit einen verdreckten Kanonenlauf blank putzen konnte. Einige der Offiziere waren bereits zum Weihnachtsurlaub nach Lissabon gereist. Wenn die Franzosen jetzt angreifen, dachte Sharpe, dann können sie durch Portugal bis zum Meer spazieren.

Die Tür flog auf, und ein Mann in mittlerem Alter, der einen weißen Morgenmantel über seiner Uniform trug, trat ein. Er starrte den Schützen finster an. »Sharpe?«

»Jawohl, Sir.« Sharpe hielt »Sir« für angebracht, denn der Mann strahlte Autorität aus, obwohl er einen fürchterlichen Schnupfen hatte.

»Major General Nairn.« Der Major General warf Papiere auf einen Tisch, auf dem alte Ausgaben von *Times* und *Courier* aus London lagen. Dann ging er hinüber zum

anderen hohen Fenster und starrte finster auf die Straße. »Verdammte Papisten!«

»Jawohl, Sir.« Wiederum eine wohl überlegte Antwort.

»Verdammte Papisten! Die Nairns, Sharpe, sind allesamt schottische Presbyterianer! Wir mögen langweilig sein, aber bei Gott, wir sind fromm!« Er grinste, dann nieste er heftig und putzte sich anschließend die Nase mit einem großen grauen Tuch. Er wies zur Prozession hin. »Ein weiterer gottverdammter Feiertag, Sharpe. Ich kann nicht verstehen, warum die Leute alle so mager sind.« Er lachte und blickte Sharpe dann durchdringend an. »Sie sind also Sharpe?«

»Jawohl, Sir.«

»Kommen Sie mir nur ja nicht zu nahe, ich habe eine verdammte Erkältung.« Er ging zum Feuer im Kamin. »Habe über Sie so einiges gehört, Sharpe. Verdammt Beeindruckendes! Sie sind Schotte, nicht wahr?«

»Nein, Sir.« Sharpe grinste.

»Nicht Ihre Schuld, Sharpe, nicht Ihre Schuld. Für unsere verdammten Eltern können wir nichts, und darum müssen wir unsere verdammten Kinder verdreschen.« Er musterte Sharpe schnell, wie um sich zu vergewissern, ob er die Worte zu schätzen wusste. »Sie sind aus den Mannschaften aufgestiegen, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

»Sie haben sich gut gemacht, Sharpe, verdammt gut.«

»Danke, Sir.« Erstaunlich, wie wenig Worte für gewöhnlich nötig waren, um mit ranghöheren Offizieren Konversation zu treiben.

Major General Nairn bückte sich, nahm einen Schürhaken auf und stocherte in der Glut des Kaminfeuers. »Ich nehme an, Sie fragen sich, warum Sie hier sind. Richtig?«

»Jawohl, Sir.«

»Sie sind hier, weil dies der wärmste Raum in Frenada ist und Sie offenbar kein Dummkopf sind.« Nairn lachte, legte den Schürhaken ab und schnäuzte sich geräuschvoll. »Verdammt mieses Kaff, dieses Frenada.«

»Jawohl, Sir.«

Nairn schaute Sharpe finster an. »Wissen Sie, warum der Peer Frenada als sein Winterhauptquartier ausgewählt hat?«

»Nein, Sir.«

»Einige Leute werden Ihnen erzählen, dass Frenada ausgewählt wurde, weil es nahe der spanischen Grenze liegt.«

Der Major General ließ sich mit einem zufriedenen Seufzen in einen Sessel sinken, der mit Pferdefell bezogen war. »Daran ist etwas Wahres, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Andere Leute werden Ihnen sagen, dass der Peer diese Stadt gewählt hat, weil sie verdammt weit weg von Lissabon ist und kein Postenjäger und Speichellecker sich die Mühe machen wird, die Reise hier herauf auf sich zu nehmen und ihn zu belästigen. Auch das mag ein Körnchen Wahrheit enthalten, abgesehen davon, dass sich der Peer fast die halbe Zeit dort unten aufhält, was es den kriecherischen Bastarden verdammt leicht macht. Nein, Sharpe, Sie müssen den wahren Grund woanders suchen.«

»Jawohl, Sir.«

Nairn stöhnte, als er sich reckte. »Der wahre Grund, Sharpe, ist folgender: Dieses gottverdammte Kaff wurde gewählt, weil es mitten in der besten gottverdammten Fuchsjagd in Portugal liegt.«

Sharpe grinste. »Jawohl, Sir.«

»Und der Peer liebt die Fuchsjagd. So sind wir zu den ewigen Qualen dieser gottverdammten Stadt verdammt. Setzen Sie sich, Mann!«

»Jawohl, Sir.«

»Und hören Sie mit dem ›jawohl, Sir‹ und ›nein, Sir‹ auf, das klingt nach einem verdammten Speichellecker.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe setzte sich in den Sessel gegenüber von Major General Nairn. Der Schotte hatte buschige graue Augenbrauen. Es hatte den Anschein, als wüchsen sie aufwärts, um sich mit seinem grauen Haarschopf zu vereinigen. Das markante Gesicht mit den listig blickenden Augen wirkte heiter, und nur die von der Erkältung gerötete Nase trübte diesen Eindruck ein wenig. Nairn musterte Sharpe von den französischen Kavalleriestiefeln hinauf bis zum schwarzen Haar, und dann drehte er sich im Sessel um und rief zur Tür: »Chatsworth! Sie Mistkerl. Sie Hurensohn! Chatsworth! Bei Fuß! Haben Sie gehört? Bei Fuß!«

Eine Ordonnanz tauchte auf und grinste Nairn vergnügt an.

»Sir?«

»Tee, Chatsworth, Tee! Bringen Sie mir starken Tee. Etwas, das meine militärische Begeisterung wiedererweckt! Und seien Sie so freundlich, ihn vor dem neuen Jahr zu bringen.«

»Der Tee zieht bereits, Sir. Möchten Sie etwas essen, Sir?«

»Essen? Ich habe eine schlimme Erkältung, Chatsworth. Ich bin dem Tode nahe, und da schwätzen Sie mir was von essen! Was haben Sie denn?«

»Ich habe Schinken, Sir, von dem, der Ihnen so gut schmeckt. Senf, Brot und frische Butter.« Chatsworth war sehr eifrig, offensichtlich mochte er Nairn.

»Ah, Schinken! Bringen Sie uns Schinken, Chatsworth, Schinken und Senf und meinetwegen Ihr Brot und die Butter. Haben Sie die Gabel zum Brotrösten aus diesem Kasino geklaut, Chatsworth?«

»Nein, Sir.«

»Dann finden Sie heraus, welcher Ihrer diebischen Kameraden sie entwendet hat. Lassen Sie ihn auspeitschen und bringen Sie mir die Gabel!«

»Jawohl, Sir.« Chatsworth grinste, als er das Kasino verließ.

Nairn lächelte Sharpe an. »Ich bin ein harmloser alter Mann, Sharpe, allein gelassen mit dem Kommando über dieses verdammte Irrenhaus, während sich der Peer auf der halben verdammten Halbinsel herumtreibt. Ich soll, Gott stehe mir bei, dieses Hauptquartier führen. Ich! Wenn ich Zeit hätte, Sharpe, dann könnte ich vermutlich die Truppen in einen Winterfeldzug führen! Ich könnte meinen Namen mit Ruhm überhäufen, aber ich habe keine verdammte Zeit! Sehen Sie sich das an!« Er nahm ein Blatt Papier von einem Stapel neben sich. »Ein Brief von General Miller, dem obersten Militärkaplan. Wissen Sie, dass er fünfhundertfünfundsechzig Pfund im Jahr verdient, Sharpe, und nebenbei Berater für die Errichtung von Signalmasten ist, wofür er weitere sechshundert Pfund kassiert? Können Sie das glauben? Und was macht Gottes Kaplan in der Armee Seiner Majestät mit seiner gut bezahlten Zeit? Er schreibt mir so was!« Nairn hielt Sharpe den Brief hin. »›Ich bitte Sie, mir den Bericht über die Eindämmung des Methodismus in der Armee zu schicken.‹ Allmächtiger! Was soll man mit einem solchen Schreiben tun, Sharpe?«

Sharpe lächelte. »Ich habe keine Ahnung, Sir.«

»Aber ich, Sharpe, aber ich. Deshalb bin ich Major General.« Nairn neigte sich vor und warf den Brief ins Feuer. »*Das* muss man mit solchen Briefen machen.« Er kicherte zufrieden, als der Brief Feuer fing und die Flamme aufloderte. »Sie möchten wissen, weshalb Sie hier sind, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

»Sie sind hier, Sharpe, weil der Prince of Wales irre geworden ist. Genau wie sein Vater, der arme Mann, ist er

total verrückt geworden.« Nairn lehnte sich zurück, sah Sharpe triumphierend an und wartete auf eine Reaktion. »Verdammt, Sharpe, Sie sollten etwas sagen! Gott segne den Prince of Wales, das würde zur Not reichen, aber Sie sitzen da, als ob die Nachricht nichts bedeutet. Das liegt vermutlich daran, dass Sie ein Held sind, da müssen Sie immer gelassen bleiben und keine Miene verziehen. Ein ernster Job, ein Held zu sein, was?«

»Jawohl, Sir.« Sharpe grinste breit.

Die Tür wurde geöffnet, und Chatsworth brachte ein schweres Holztablett, das er vor dem Kamin auf dem Boden abstellte. »Brot und Schinken, Sir, und Senf in dem kleinen Topf. Der Tee hat genau richtig gezogen, und ich möchte melden, dass ich die Gabel zum Brotrösten in Ihrem Zimmer gefunden habe, Sir. Hier ist sie, Sir.«

»Sie sind ein Gauner und Schurke, Chatsworth. Als Nächstes werden Sie mich noch bezichtigen, die Korrespondenz vom Militärkaplan verbrannt zu haben.«

»Jawohl, Sir.« Chatsworth grinste zufrieden.

»Sind Sie ein Methodist, Chatsworth?«

»Nein, Sir. Eigentlich weiß ich nicht genau, was ein Methodist ist, Sir.«

»Da sind Sie wirklich ein Glückspilz.« Nairn spießte eine Scheibe Brot mit der Gabel zum Rösten auf. Ein Lieutenant tauchte in der offenen Tür auf und klopfte zögernd an, um auf sich aufmerksam zu machen. »General Nairn, Sir?«

»Major General Nairn ist in Madrid! Handelt eine Kapitulation der Franzosen aus!« Nairn umwickelte seine Hand mit dem Taschentuch zum Schutz gegen die Hitze und hielt die Brotscheibe zum Rösten ins Feuer.

Der Lieutenant lächelte nicht. Er blieb an der Tür stehen. »Colonel Greave lässt grüßen, Sir, und anfragen, was er mit den Eisenklammern für den Ponton machen soll.«

Nairn verdrehte die Augen zur vergilbten Decke. »Wer ist verantwortlich für die Pontons, Lieutenant?«

»Die Pioniere, Sir.«

»Und wer, bitte, hat das Kommando über unsere tapferen Pioniere?«

»Colonel Fletcher, Sir.«

»Was sagen Sie also unserem werten Colonel Greave?«

»Ich verstehe, Sir. Jawohl, Sir.« Der Lieutenant überlegte noch einmal schnell. »Er soll Colonel Fletcher fragen, Sir?«

»Sie haben das Zeug zum General, Lieutenant. Gehen Sie und erledigen Sie das in diesem Sinne, und sollte die für die Waschfrauen zuständige Generalin mich zu sehen wünschen, sagen Sie ihr, dass ich ein verheirateter Mann und gegen ihre Annäherungsversuche immun bin.«

Der Lieutenant ging, und Nairn starrte die Ordonnanz an: »Hören Sie mit dem Grinsen auf, Chatsworth. Der Prince of Wales ist irre geworden, und Sie können nur grinsen!«

»Jawohl, Sir. Ist das alles, Sir?«

»Das ist es, Chatsworth, und ich danke Ihnen. Gehen Sie jetzt, und schließen Sie die Tür leise.«

Nairn wartete, bis die Tür geschlossen war. Er drehte das auf die Gabel gespießte Brot. »Sie sind kein Dummkopf, Sharpe, oder doch?«

»Nein, Sir.«

»Gott sei Dank. Es ist möglich, dass der Prince of Wales eine Spur vom Wahnsinn seines Vaters geerbt hat. Er redet in die Armee hinein, und der Peer ist verdammt verärgert.« Nairn legte eine Pause ein und hielt das Brot gefährlich nahe an die Flammen. Sharpe sagte nichts, aber er ahnte, dass Wellingtons Verärgerung und die Einmischung des Prince of Wales etwas mit seiner plötzlichen Abkommandierung nach Norden zu tun hatten. Nairn musterte Sharpe. »Haben Sie von Congreve gehört?«

»Der Raketenmann?«

»Genau, Sir William Congreve, der die Vormundschaft über Prinny hat und der Vater eines Systems von Raketenartillerie ist.« Rauch stieg von der Brotscheibe auf, und Nairn zog sie schnell vom Feuer. »Wir brauchen Kavallerie, Artillerie und Infanterie, und was schickt man uns, Sharpe? Raketen! Einen Trupp Raketen-Kavallerie! Und alles, weil Prinny, mit einer Spur vom Wahnsinn seines Vaters, der Meinung ist, sie werden den Krieg gewinnen. Hier.« Er hielt Sharpe die Gabel zum Rösten hin und strich Butter auf seine geröstete Brotscheibe. »Tee?«

»Verzeihung, Sir.« Sharpe hätte einschenken sollen. Er füllte jetzt zwei Tassen, während Nairn seinen Toast mit einer dicken Scheibe Schinken belegte und großzügig Senf darauf strich. Nairn nippte am Tee und seufzte.

»Chatsworth macht himmlischen Tee. Er wird eines Tages eine Frau sehr glücklich machen.« Er schaute zu, während Sharpe eine Scheibe Brot röstete. »Raketen, Sharpe! Wir haben einen Trupp Raketen-Kavallerie in der Stadt, und man hat uns befohlen, dieser Raketen-Truppe einen fairen und gründlichen Test zu gewähren.« Er grinste. »Mögen Sie das Brot nicht ein bisschen dunkler?«

»Nein, Sir.« Sharpe drehte die nur leicht gebräunte Brotscheibe auf die andere Seite.

»Ich mag es dunkel.« Nairn kaute einen großen Bissen Brot mit Schinken. »Wir müssen diese verdammten Raketen testen, und wenn wir feststellen, dass sie nicht funktionieren, schicken wir sie zurück nach England und behalten all die Pferde des Trupps, die wir gut gebrauchen können. Verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Gut! Denn *Sie* bekommen den Job. Sie werden das Kommando über Captain Gilliland und seine teuflischen Maschinen bekommen und ihn üben lassen, als wäre er in

der Schlacht. So lauten Ihre Befehle. Ich sage darüber hinaus, und der Peer würde es auch sagen, wenn er hier wäre, dass Sie ihn so verdammt hart testen sollen, dass er sich mit wenigstens einer Spur von Verstand nach England zurück schleicht.«

»Sie wollen, dass die Raketen versagen, Sir?« Sharpe strich Butter auf die Brotscheibe.

»Ich will nicht, dass sie versagen, Sharpe. Ich wäre entzückt, wenn sie funktionierten, aber das werden sie nicht. Wir hatten vor einigen Jahren ein paar, und sie waren so flatterhaft wie eine läufige Hündin, aber Prinny meint, es besser zu wissen. Sie, Sharpe, testen die Raketen, und Sie bringen außerdem Captain Gilliland Kriegsmanöver bei. Mit anderen Worten, Sharpe, Sie lehren ihn, wie er mit der Infanterie zusammenarbeitet, denn wenn er jemals in die Schlacht zieht, wird Infanterie ihn vor den Truppen des stolzen Tyrannen schützen müssen.« Nairn verschlang einen weiteren Bissen Schinkenbrot. »Unter uns gesagt, es würde mich freuen, wenn Bonaparte ihn und seine verdammten Raketen erledigt, aber wir müssen Bereitwilligkeit zeigen.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe trank einen Schluck Tee. Es lag etwas Sonderbares in der Luft. Irgendetwas war noch ungesagt geblieben. Sharpe hatte von Congreves Raketensystem gehört. Es gab schon seit fünf oder sechs Jahren Gerüchte über die neue geheime Artillerie. Aber warum war er, Sharpe, ausgewählt worden, um die Sache zu testen? Er war Captain, und Nairn hatte davon gesprochen, dass er das Kommando über einen anderen Captain erhalten würde. Das ergab keinen Sinn.

Nairn hielt eine weitere Brotscheibe übers Feuer. »Sie fragen sich, weshalb die Wahl auf Sie gefallen ist, nicht wahr? Weshalb wir von allen tapferen Offizieren und Gentlemen ausgerechnet Sie ausgewählt haben, ja?«

»Ja, Sir, das frage ich mich.«

»Weil Sie eine Plage sind, Sharpe. Weil Sie nicht in das gut geordnete Schema des Peer passen.«

Sharpe aß sein Schinkenbrot und ersparte sich eine Antwort. Nairn hatte anscheinend das Rösten vergessen. Die Röstgabel samt Brotscheibe lag auf dem Feuer. Er nahm ein anderes Schriftstück vom Stapel, der auf dem Tisch lag. »Ich sagte schon, Sharpe, dass Prinny verrückt geworden ist. Er hat uns nicht nur den schrecklichen Gilliland mit seinen verdammten Raketen auf den Hals geschickt, sondern uns auch noch das hier angetan.«

Das hier war das Schriftstück, das er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, als wäre es ansteckend. »Entsetzlich! Ich nehme an, Sie sollten es lesen, obwohl nur Gott allein weiß, weshalb ich es nicht ins Feuer werfe wie den verdammten Brief des militärischen Oberhirten. Hier.« Er überreichte Sharpe das Schriftstück und kümmerte sich um seinen Toast, der schon recht dunkel geworden war.

Das Papier war dick und cremefarben. Ein großes rotes Siegel befand sich auf der linken Seite. Sharpe hielt das Schriftstück zum Licht, das durch die Fenster hereinfiel, und las den Text. Die beiden Überschriftzeilen schimmerten in dekorativem Kupferstich: »Georg der Dritte von Gottes Gnaden des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, König, Verteidiger des Glaubens.«

Die nächsten Worte waren handgeschrieben. *Getreuer und hochgeschätzter Richard Sharpe, Esquire.* Dann wieder in Kupferstich: deutlich zu sehen, doch Sharpe verschwammen die Worte vor den Augen. Da war von einer Ernennung die Rede! Sharpe sah zu Nairn auf.

Der Major General strich Butter auf die Brotscheibe. »Zeitverschwendung, Sharpe«, sagte er grollend. »Werfen Sie den Wisch ins Feuer! Der Mann ist irre!«

Sharpe grinste. Er versuchte, die Erregung, die in ihm wuchs, unter Kontrolle zu bekommen, eine Mischung aus

Hochgefühl und schierer Ungläubigkeit, und er wagte fast nicht zu lesen, um welche Ernennung es sich handelte:

Major in Unserer Armee, die jetzt in Portugal und Spanien ist.

Mein Gott! *Major!* Die Hand mit der Ernennungsurkunde begann leicht zu zittern. Sharpe lehnte sich einen Augenblick lang im Sessel zurück und atmete tief durch. Major! Er war jetzt neunzehn Jahre lang in der Armee. Noch vor seinem sechzehnten Geburtstag war er zur Armee gegangen und mit Muskete und Bajonett als gemeiner Soldat durch Indien marschiert, und jetzt war er Major! Lieber Gott! Er hatte so hart gekämpft, um Captain zu werden, hatte bezweifelt, es jemals zu schaffen, und nun kam wie aus heiterem Himmel diese Ernennung! Er war jetzt Major Richard Sharpe!

Nairn lächelte ihn an. »Es ist nur ein Armeerang, Sharpe.«

Also ein Brevet-Major – ein Offizierspatent, das nur einen höheren Rang, aber keine höhere Besoldung mit sich bringt –, aber trotzdem ein Major. Der Regimentsrang war der wahre Rang, und wenn die Ernennung gelautet hätte »Major in unserem South Essex Regiment« dann wäre es ein Regimentsrang gewesen. Ein Armeerang bedeutete, dass er Major war, solange er außerhalb seines eigenen Regiments diente. Vorübergehend würde er als Major bezahlt werden, doch wenn er jetzt seinen Abschied nahm, würde sein Regimentsrang gelten, also Captain und nicht Major. Aber was machte das? Er war Major!

Nairn musterte Sharpes hartes, tief gebräuntes Gesicht. Er wusste, dass er einen bemerkenswerten Mann vor sich hatte, der so schnell so hoch aufgestiegen war, und er fragte sich, was Sharpe dazu getrieben hatte.

Sharpe saß mit der Ernennungsurkunde in der Hand beim Feuer und wirkte ruhig und beherrscht, doch Nairn wusste vieles über den Soldaten Sharpe. Nur wenige Leute in der

Armee hatten noch nichts über Sharpe gehört. Der Peer nannte ihn den besten Führer einer Leichten Kompanie in der britischen Armee, und das war vielleicht der Grund, weshalb Wellington verärgert über die Einmischung des Prince of Wales war. Sharpe war ein guter Captain, aber würde er ein guter Major sein? Bei diesem Gedanken zuckte Nairn unwillkürlich mit den Schultern. Dieser Richard Sharpe, der Mann, der immer noch darauf bestand, die grüne Uniform der Schützen zu tragen, hatte die Armee noch niemals enttäuscht, und die Ernennung zum Major würde ihm wohl kaum die Wildheit seiner Kampfkraft nehmen.

Sharpe las die Ernennung bis zum Ende. Er war entschlossen, sowohl rangniedrigere Offiziere als auch die Mannschaften gut zu führen und die Befehle zu beachten und zu befolgen, die ihm gegeben wurden. Lieber Gott! Ein Major!

Die Ernennung trug das Datum 14. November 1812. Die Worte »Auf Befehl seiner Majestät« waren durchgestrichen. Stattdessen stand in der Ernennung: *Auf Befehl seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten, im Namen und im Auftrag Seiner Majestät.*

Nairn lächelte Sharpe an. »Prinny erfuhr von Badajoz und dann von der Schlacht bei Garcia Hernandez, und er bestand auf der Ernennung. Es ist natürlich gegen die Regeln, völlig gegen die Vorschriften. Der verdammte Kerl hat kein Recht, Sie zu befördern. Werfen Sie den Wisch ins Feuer!«

»Würden Sie es mir verübeln, wenn ich diesen Befehl verweigere, Sir?«

»Glückwunsch, Sharpe! Sie machen weiter, wie Sie es vorgehabt haben.« Die letzten Worte stieß er hastig hervor, weil ihn ein Niesreiz befiel. Nairn nahm schnell sein Tuch und trompetete hinein. Er schüttelte den Kopf, schnäuzte

sich ein paar Mal und lächelte wieder. »Meine echten Glückwünsche.«

»Danke, Sir.«

»Danken Sie nicht mir, Major. Danken Sie uns allen, indem Sie dafür sorgen, dass die Raketen von diesem Gilliland eine Pleite werden. Wissen Sie, dass der Kerl hundertfünfzig Pferde für seine Spielzeuge bekommen hat? Hundertfünfzig Pferde! Wir brauchen diese Pferde, Sharpe, aber wir können sie verdammt nicht anrühren, solange Prinny denkt, wir machen Boney damit fertig. Beweisen Sie Prinny, dass er sich irrt, Sharpe! Er wird auf Sie hören.«

Sharpe lächelte. »Deshalb wurde ich also ausgewählt?«

»Genau. Sie sind kein Dummkopf. Natürlich wurden Sie deshalb ausgewählt, und selbstverständlich als Bestrafung.«

»Bestrafung?«

»Weil Sie vorzeitig befördert wurden. Wenn Sie gewartet hätten, bis einer unserer Majors vom South Essex abkratzt, dann hätten Sie den Regimentsrang erhalten. Er wird kommen, Sharpe, er wird kommen. Wenn 1813 wie dieses Jahr wird, dann werden wir nächstes Jahr zu Weihnachten alle Feldmarschall sein.« Nairn zog den Morgenmantel fest um seine Brust zusammen. »Wenn wir nächstes Jahr Weihnachten noch leben, was ich bezweifle.«

Nairn erhob sich. »Auf, auf, Sharpe! Sie werden Gilliland an der Straße nach Guarda finden, wo er Feuerwerk spielt. Hier sind Ihre Befehle. Er weiß, dass Sie kommen, das arme Schaf. Schicken Sie ihn zurück zu Prinny, aber behalten Sie die verdammten Pferde!«

»Jawohl, Sir.« Sharpe stand auf, nahm die Befehle, die Nairn ihm überreichte, und geriet wieder in Jubelstimmung. Er war Major!

Plötzlich läuteten Kirchenglocken, und Vögel flogen erschreckt auf. Nairn zuckte bei dem Läuten zusammen

und ging zum Fenster. »Schaffen Sie uns Gilliland vom Hals, und dann können wir alle ruhige Weihnachten feiern!« Nairn rieb sich die Hände. »Außer diesen verdammten Kirchenglocken stört Gott sei Dank nichts die Armee seiner Majestät in Portugal und Spanien, Major.«

»Jawohl, Sir. Danke, Sir.« Wie gut die Anrede »Major« klang!

Die Glocken läuteten weiter zum Feiertag, während etwa fünfzig Meilen nordöstlich die ersten englischen Soldaten mit ungepflegten roten Uniformröcken in das Dorf Adrados einmarschierten.

KAPITEL 2

Die Gerüchte erreichten Frenada sehr schnell, doch auf dem Weg durch die portugiesische Landschaft wurde die Geschichte durcheinander gewirbelt wie die Rauchspuren von Congreves Raketen über dem kleinen Tal, in dem Sharpe sie testete.

Sergeant Patrick Harper war der Erste von Sharpes Kompanie, der die Geschichte hörte. Er erfuhr sie von seiner Frau Isabella, die sie von der Kanzel von Frenadas Kirche herunter gehört hatte. Empörung erfasste die Stadt, und Harper teilte die Entrüstung. Englische Truppen, und obendrein Protestanten, waren in ein abgelegenes Dorf einmarschiert und hatten an einem heiligen Tag getötet, vergewaltigt und geplündert.

Patrick Harper erzählte das Sharpe. Sie saßen mit Lieutenant Price und den beiden anderen Sergeants der Kompanie im Wintersonnenschein des Tals zusammen. Sharpe hörte seinen Sergeant an und schüttelte dann den Kopf. »Das glaube ich nicht.«

»Ich schwöre es, Sir. Der Priester sagte es in der Kirche!«

»Hast du es gehört?«

»Isabella hat es gehört!« Harpers Augen unter den sandfarbenen Brauen funkelten streitlustig. Seine Empörung wurde noch durch den Ulster-Akzent betont. »Der Priester wird kaum auf seiner Kanzel lügen! Was hätte er davon?«

Sharpe schüttelte den Kopf. Er hatte mit Harper auf vielen Schlachtfeldern gekämpft und betrachtete ihn als Freund, doch er war nicht an diese Verbitterung gewöhnt. Harper hatte die ruhige Zuversicht eines starken Mannes. Er hatte

einen unbezwingbaren Humor, der ihm auf den Schlachtfeldern, in den Biwaks und gegen das boshafte Schicksal geholfen hatte, das ihn, einen Iren, in die englische Armee gezwungen hatte. Die Gedanken an seine Heimat Donegal waren jedoch nie fern, und da war etwas an diesen Gerüchten, das einen patriotischen Nerv bei Harper traf, der schmerzte, wann immer Harper daran dachte, wie Irland von England behandelt worden war. Protestanten hatten Katholiken getötet und vergewaltigt, eine heilige Stätte geschändet. All das ging Harper nicht aus dem Kopf.

Sharpe lächelte. »Glaubst du wirklich, dass einige unserer Jungs in ein Dorf gehen, die Männer einer spanischen Garnison töten und alle Frauen vergewaltigen? Findest du das nicht sehr unwahrscheinlich?«

Harper zuckte mit den Schultern und dachte widerstrebend nach. »Ich gebe zu, dass es das erste Mal wäre, das gebe ich zu. Aber es ist geschehen!«

»Warum, um Gottes willen, würden sie das tun?«

»Weil sie Protestanten sind, Sir! Die marschieren hundert Meilen weit, nur um einen Katholiken zu töten. Das liegt ihnen im Blut!«

Sergeant Huckfield, ein Protestant aus England, spuckte einen Grashalm von den Lippen. »Harps! Und was ist mit eurem verdammten Pack? Mit der Inquisition? Haben Sie nie von der Inquisition in Ihrem Land gehört? Allmächtiger! Sie reden vom Töten! Wir haben das alles vom verdammten Rom gelernt!«

»Genug!« Sharpe hatte diesen Streit zu oft ertragen, und er wollte ihn nicht ausufern lassen, wenn Harper voller Zorn war. Er sah, dass der irische Hüne zu einer heftigen Entgegnung ansetzte, und er stoppte den Streit, bevor mit jemandem das Temperament durchging. »Ich sagte, es reicht!« Er wandte den Kopf, um zu sehen, ob Gillilands Soldaten ihre scheinbar unendlichen Vorbereitungen

beendet hatten, und er ließ seinen Zorn über ihre Langsamkeit aus.

Lieutenant Price lag lang ausgestreckt da und hatte den Tschako über die Augen gezogen. Er lächelte über Sharpes Flüche. Dann schob er den Tschako zurück. »Das liegt daran, weil wir am Sonntag arbeiten. Wir versündigen uns gegen den Tag des Herrn. Es ist noch nie was Gutes dabei herausgekommen, wenn man am Sabbat arbeitet, das sagt mein Pfarrer stets.«

»Außerdem haben wir den dreizehnten«, warf Sergeant McGovern pessimistisch ein.

»Wir arbeiten am Sonntag«, sagte Sharpe mit erzwungener Geduld, »weil wir so diesen Job bis Weihnachten erledigt haben und ihr zum Bataillon zurückkehren könnt. Dann könnt ihr die Gans essen, die Major Forrest freundlicherweise gekauft hat, und euch mit Major Leroys Rum besaufen. Wenn ihr das nicht wollt, dann kehren wir jetzt nach Frenada zurück. Noch irgendwelche Fragen?«

Lieutenant Price sprach mit der Stimme eines kleinen, lispelnden Jungen. »Was schenken Sie mir zu Weihnachten, Major?«

Die Sergeants lachten, und Sharpe sah, dass Gilliland endlich fertig war. Er erhob sich und wischte Erde und Gras von seiner französischen Kavalleriehose, die er zu dem Rock des Schützen trug. »Es ist so weit. Kommt!«

Vier Tage lang hatten sie nun mit Gillilands Raketen geübt. Sharpe wusste, oder glaubte zu wissen, was er über sie zu sagen haben würde. Sie funktionierten nicht. Sie waren unterhaltsam, sogar spektakulär, doch hoffnungslos ungenau.

Raketen waren nichts Neues im Krieg. Gilliland, der sich leidenschaftlich für diese Waffe einsetzte, hatte Sharpe erzählt, dass sie zuerst in China eingesetzt worden waren,

vor Jahrhunderten, und Sharpe selbst hatte den Einsatz von Raketen bei indischen Armeen gesehen. Er hatte gehofft, dass sich diese britischen Raketen, das Produkt von Wissenschaft und Technik, als besser als diejenigen erweisen würden, die den Himmel über Seringapatam geschmückt hatten.

Congreves Raketen sahen genauso aus wie die Feuerwerkskörper, mit denen die Königlichen Festtage in London gefeiert wurden. Sie waren nur viel größer. Gillilands kleinste Rakete war ganze elf Fuß lang, und etwa zwei Fuß davon bildete der Zylinder mit dem Pulverantrieb und einer Kanonenkugel oder Granate. Die größte Rakete war laut Gilliland achtundzwanzig Fuß lang, der Kopf war größer als ein Mann, und die Ladung bestand aus über fünfzig Pfund Sprengstoff. Wenn solch eine Rakete auch nur vage in die Nähe des Ziels gebracht werden konnte, dann würde sie eine furchtbare Waffe sein.

Vor zwei Stunden hatte Sharpe wieder unter dem wolkenlosen Himmel und der überraschend warmen Dezembersonne mit Gillilands Männern geübt. Es war vermutlich eine Zeitverschwendung, denn Sharpe bezweifelte, dass Gilliland jemals im Kampf mit der Infanterie Verbindung halten konnte, doch es war etwas an dieser neuen Waffe, das Sharpe faszinierte.

Während er seine dünne Schützenlinie zum vierten Mal von der Front der Batterie zurückzog, dachte er, dass er vielleicht von den Zahlen beeindruckt war. Eine Artillerie-Batterie hatte sechs Geschütze, und sie brauchte hundertzweiundsiebzig Mann und hundertvierundsechzig Pferde, um sie zu bewegen und zu bedienen. In der Schlacht konnte die Batterie zwölf Schuss pro Minute abgeben.

Gilliland hatte die gleiche Anzahl von Männern und Pferden, aber er konnte neunzig Raketen in der Minute abfeuern. Diese Feuerquote konnte er eine Viertelstunde

aufrecht erhalten, sein ganzes Kontingent von tausendvierhundert Raketen abfeuern, und keine Artillerie-Batterie konnte mit dieser Feuerkraft konkurrieren.

Es gab noch einen anderen Unterschied, eine unangenehme Tatsache. Zehn von zwölf Kanonenschüssen trafen ihr Ziel auf etwa fünfhundert Yards. Gilliland war glücklich, wenn auf dreihundert Yards auch nur eine Rakete von fünfzig in der Nähe des Ziels einschlug.

Zum letzten Mal an diesem Tag befahl Sharpe seine Schützenlinie zurück. Lieutenant Price signalisierte von der fernen Seite des Tals, dass er mit den Männern die befohlene Position erreicht hatte.

Sharpe schaute Gilliland an und gab den Feuerbefehl.

Sharpes Männer grinsten erwartungsvoll. Diesmal würden nur die zwölf kleinen Raketen abgefeuert werden. Die Artilleristen hielten Feuer an die Lunten, Rauch kräuselte empor, und dann, fast gleichzeitig, schossen die zwölf Raketen empor. Rauch und Funken bildeten einen Schweif hinter ihnen, sie stiegen schneller und schneller, erfüllten das Tal mit ihrem Donnern und röhrten über die Wiese, während Sharpes Männer Freudenschreie ausstießen.

Eine der Raketen streifte den Boden, überschlug sich und brach, und der abgerissene Kopf schmetterte in die Erde. Funken und Rauch stiegen im Tal empor. Eine andere Rakete brach nach rechts aus, kollidierte mit einer anderen, und beide krachten ins Gras. Zwei Raketen schienen perfekt über das Feld zu rasen, während die Übrigen ausscherten und Muster in den Rauch über das Gras schnitten.

Alle bis auf eine. Eine Rakete stieg in einer perfekten Kurve höher und höher, bis sie vom Rauch verhüllt war, der sich unter dem feurigen Schweif zu sammeln schien. Sharpe beobachtete diese Rakete, spähte mit zusammengekniffenen Augen in den wolkenlosen Himmel,

sah die Rakete wieder aus dem Rauch auftauchen und sich drehen, und dann war wieder der Feuerschweif zu sehen. Die Rakete hatte sich überschlagen und raste zur Erde, beschleunigte durch den Feuerschub und raste hinab auf die Männer, die sie abgeschossen hatten.

»Rennt!«, schrie Sharpe den Artilleristen zu. Harper, dessen Empörung über das Massaker von Adrados vorübergehend vergessen war, lachte.

»Lauft, ihr Idioten!«

Pferde gingen durch, Männer gerieten in Panik, und das Röhren der Rakete wurde laut wie ein Donnerschlag am Dezemberhimmel. Gilliland schrie mit schriller Stimme seine Männer an und verstärkte noch die Verwirrung. Die Artilleristen warfen sich auf die Erde, hielten die Hände über den Kopf, und der Lärm schwoll an und endete mit einem Krachen, als sich die Sechs-Pfund-Kanonenkugel der Zwölf-Pfund-Rakete ins Erdreich bohrte. Dann herrschte Stille, und bläuliche Flammen züngelten an der zerschmetterten Raketenhülle empor.

Harper wischte sich über die Augen. »Gott schütze Irland!«

»Die anderen?« Sharpe spähte durch das Tal.

Sergeant Huckfield schüttelte den Kopf. »Alle weit verteilt. Die Nächste im Zielgebiet ist vielleicht dreißig Yards vom Ziel entfernt.« Er leckte am Bleistift und notierte die Entfernung in ein Notizbuch. Dann fügte er schulterzuckend hinzu: »Ungefähr der Durchschnitt, Sir.«

Das stimmte und war traurig für Gilliland. Die Raketen schienen einen eigenen Willen zu haben, wenn sie erst in Bewegung waren. Wie Lieutenant Harry Price gesagt hatte, waren sie hervorragend geeignet, Pferde zu erschrecken, solange es keinem etwas ausmachte, ob es Pferde von Franzosen oder Briten waren.

Sharpe ging zwischen den rauchenden Überresten von Raketen zu Captain Gilliland. Die Luft war von Pulverrauch erfüllt. Die Eintragungen im Notizbuch sagten es – die Raketen waren eine Pleite.

Gilliland, ein kleiner, junger Mann mit schmalem Gesicht, der fanatisch von seiner Waffe besessen war, setzte sich leidenschaftlich für seine Raketen ein. Sharpe hatte alle von Gillilands Argumenten schon gehört. Er hörte nur mit halbem Ohr zu und hatte Verständnis für Gillilands verzweifeltes Streben, am Feldzug von 1813 teilzunehmen.

Dieses Jahr endete schlecht. Nach den großen Siegen von Ciudad Rodrigo, Badajoz und Salamanca war der Feldzug vor der französischen Festung von Burgos zum Stillstand gekommen. Im Herbst hatten sich die Briten nach Portugal zurückziehen müssen, zurück zu den Proviantdepots, die ein Überwintern der Armee ermöglichten, und der Rückzug war hart gewesen. Irgendein Idiot hatte den Proviant der Armee über eine andere Straße geschickt, und die Truppen hatten sich durch strömenden Regen wütend und hungrig weiter westwärts schleppen müssen. Die Disziplin war zusammengebrochen. Männer hatten sich von der Straße davongemacht, um zu plündern. Sharpe hatte zwei Betrunkene nackt ausgezogen und sie der Gnade der französischen Verfolger ausgeliefert. Kein Mann des South Essex betrank sich mehr danach, und es war eines der wenigen Bataillone, die geordnet nach Portugal zurückmarschierten.

Im nächsten Jahr würden sie sich für diesen Rückzug rächen, und zum ersten Mal würden die Armeen der Iberischen Halbinsel unter einem einzigen General marschieren. Wellington war jetzt der Oberbefehlshaber der britischen, portugiesischen und spanischen Armeen, und Gilliland, der inständig seine Sache bei Sharpe vertrat, wollte an den Siegen teilhaben, die durch die Vereinigung der Armeen gut möglich waren.

Sharpe unterbrach schließlich Gillilands ausschweifende Rechtfertigungen. »Aber die Dinger haben nichts getroffen, Captain. Sie können sie nicht treffsicher machen?«

Gilliland nickte, zuckte mit den Schultern, schüttelte den Kopf, hob hilflos die Hände und wandte sich dann wieder an Sharpe. »Sir, Sie sagten einst, ein verängstigter Feind ist fast halb besiegt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Denken Sie daran, was die Raketen beim Feind anrichten werden. Sie sind Furcht einflößend!«

»Wie Ihre Männer soeben festgestellt haben.«

Gilliland rang verzweifelt die Hände. »Es gibt immer ein paar Raketen, die versagen, Sir. Aber bedenken Sie doch die Wirkung auf einen Feind, der sie noch nie gesehen hat! Plötzlich die Flammen, der Lärm! Bedenken Sie das, Sir!«

Sharpe bedachte es. Er hatte den Befehl, diese Raketen zu testen, und zwar sorgfältig, und das hatte er an vier Tagen harter Arbeit getan. Sie hatten angefangen mit der vollen Reichweite von rund zweitausend Yards und schnell die Entfernung verringert, immer mehr, schließlich auf dreihundert Yards, und die Raketen waren immer noch hoffnungslos ungenau.

Aber trotzdem! Sharpe lächelte vor sich hin. Wie war die Wirkung auf jemanden, der noch niemals Raketen ausgesetzt war? Er blickte zum Himmel. Mittag. Er hatte einen geruhsamen Nachmittag erhofft und dann die Vorstellung von »Hamlet« anschauen wollen, die von den Offizieren der Leichten Division in einer Scheune außerhalb der Stadt aufgeführt wurde, aber vielleicht gab es noch einen Test, den er vergessen hatte. Er brauchte nicht lange zu dauern.

Eine Stunde später beobachtete Sharpe allein mit Sergeant Harper, wie Gilliland sechshundert Yards entfernt

seine Vorbereitungen traf. Harper schüttelte den Kopf. »Wir sind verrückt.«

»Du brauchst nicht zu bleiben, Patrick.«

Harper wirkte bedrückt. »Ich habe Ihrer Frau versprochen, ein Auge auf Sie zu halten, Sir. Hier bin ich und halte mein Versprechen.«

Teresa. Sharpe hatte sie vor zwei Sommern kennengelernt, als seine Leichte Kompanie an der Seite ihrer Bande von Partisanen gekämpft hatte. Teresa bekämpfte die Franzosen auf ihre eigene Weise, aus dem Hinterhalt und mit dem Messer, mit Überraschung und Terror. Sie waren jetzt seit acht Monaten verheiratet, und Sharpe bezweifelte, dass er mehr als zehn Wochen mit ihr zusammen verbracht hatte. Ihre Tochter, Antonia, war jetzt neunzehn Monate alt, und er liebte sie, weil sie seine einzige Blutsverwandte war. Er kannte sie kaum, und sie würde mit einer anderen Sprache aufwachsen, aber sie blieb immer noch seine Tochter. Er grinste Harper an. »Uns wird nichts passieren, Patrick. Du weißt doch, dass die Dinger immer daneben gehen.«

»Nicht immer, Sir.«

Vielleicht waren sie verrückt, diesen Test zu versuchen, doch Sharpe wollte dem enthusiastischen Gilliland gegenüber fair sein. Die Raketen waren so wenig treffsicher, dass sich Sharpes Männer einen Spaß daraus machten, zuzuschauen, wie Gillilands Spielzeuge vom Kurs abkamen, auf dem Boden zerschmetterten und ausbrannten. Dennoch flogen die meisten der Raketen in Richtung Feind, wie sonderbar ihre Flugbahn auch war, und vielleicht hatte Gilliland recht. Vielleicht würden sie dem Feind Furcht einjagen, und es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden – indem man sich selbst dem Beschuss aussetzte.

Harper kratzte sich am Kopf. »Wenn meine Mutter wüsste, dass ich an einem Steinwall stehe und dreißig verdammte

Raketen auf mich zielen …« Er seufzte und berührte das Kruzifix, das an einer Kette an seinem Hals hing.

Sharpe wusste, dass die Artilleristen die Raketenstufen zusammensetzten. Jeder Zwölfpfünder brauchte zwei Stangen. Die erste wurde in ein Metallrohr an der Seite des Raketenkopfs geschoben und befestigt, indem das Metall mit der Kombizange eingepresst wurde. Ein ähnliches Metallrohr, gleichfalls eingedrückt, verband die beiden Stäbe zu einem Schaft von knapp zehn Fuß Länge, der den Raketenkopf im Gleichgewicht hielt. Der Schaft wurde auch noch anders genutzt, was Sharpe faszinierte. Jeder Soldat der Raketen-Kavallerie hatte einen Lanzenkopf in einem Spezialfutteral an seinem Sattel. Der Lanzenkopf konnte in die miteinander verbundenen Stäbe gehämmert und dann zu Pferde in die Schlacht getragen werden. Gillilands Männer waren genauso wenig für den Kampf mit der Lanze ausgebildet wie für die Benutzung der Säbel, die sie alle trugen, aber es war eine Genialität in diesen aufsetzbaren Lanzenköpfen, die Sharpe gefiel. Er hatte Gilliland in Panik versetzt, als er darauf bestanden hatte, dass die Raketen-Truppe Kavallerieangriffe übte.

»Zeitzündschnüre brennen!« Harper war anscheinend entschlossen, seinen Tod zu kommentieren. Sharpe sah, dass seine Kompanie bei Gillilands Raketen-Wagen saß, besonders hergerichteten Nachschubwagen. »O Gott!« Harper bekreuzigte sich.

Sharpe wusste, dass die Zeitzündschnüre herabbrannten und die Raketenlunten anzündeten. »Du sagtest selbst, dass sie kein Haus auf fünfzig Yards treffen können, Patrick.«

»Ich bin ein großes Ziel.« Harper war sechs Fuß und vier Zoll groß.

Ein Rauchwölkchen war in der Ferne zu sehen. Diese Rakete war bereits auf dem Weg, verbrannte Gras und raste wie Schnellfeuer über den Boden vor einem

Feuerschweif und Rauch. Die anderen Raketen erwachten ebenfalls zu Leben.

Harper stöhnte auf.

Sharpe grinste. »Wenn sie nahe kommen, spring einfach über den Steinwall.«

»Wie Sie meinen, Sir.«

Sekundenlang waren die Raketen Punkte, die sich sonderbar drehten, umgeben von Feuer und inmitten von Rauchfahnen. Die Rauchfahnen schlängelten sich, als die Raketen stiegen und wanderten, und dann, so schnell, dass Sharpe keine Zeit gehabt hätte, sich hinter die niedrige Steinwand zu werfen, schienen die Raketen auf die beiden Männer zuzurasen. Das Donnern erfüllte das Tal, der Feuerschweif loderte hinter den Raketen, und dann waren sie vorbei, krachten über die Wand hinweg, und Sharpe hatte sich unwillkürlich geduckt, obwohl die nächste Rakete in gut dreißig Yards Entfernung an ihnen vorbeigeflogen war.

Harper fluchte und sah Sharpe an.

»Nicht so lustig, wie?« Sharpe fühlte sich erleichtert, weil die Raketen über sie hinweggezischt waren. Selbst auf dreißig Yards Entfernung waren der Lärm und das Feuer erschreckend.

Harper grinste. »Ist damit unsere Pflicht erfüllt, Sir?«

»Nur noch die großen, dann sind wir fertig.«

»Womit haben wir das nur verdient!«

Die nächsten Raketen wurden nicht flach abgefeuert, sondern steil hinauf in Rohren, die von einem Dreibein getragen wurden. Gilliland würde nach der Mathematik der Ballistik arbeiten, wie Sharpe wusste. Sharpe hatte die Mathematik immer für die exakteste aller Wissenschaften gehalten, und er verstand nicht genau, wie sie bei der ungenauen Art und Weise von Raketen angewandt werden konnte, aber Gilliland würde sich mit Winkeln und

Gleichungen beschäftigt haben. Der Wind musste mit einbezogen werden, denn wenn eine Brise auf dem Kurs der Rakete blies, hatte die Rakete die perverse Angewohnheit, sich in den Wind zu drehen. Gilliland hatte erklärt, das liege daran, dass der Wind mehr Druck auf den langen Schaft als auf den Raketenkopf ausübte, und so mussten die Rohre in Windrichtung ausgerichtet werden, damit ein Ziel gegen den Wind getroffen werden konnte. Ein weiterer Faktor in der Berechnung war die Länge des Schafts. Ein längerer Schaft war schwerer und flog länger, und bei einer Distanz von sechshundert Yards würden die Artilleristen ein Stück von jedem Raketenschwanz absägen. Eine dritte Unwägbarkeit war der Abschusswinkel. Eine Rakete flog relativ langsam, wenn sie das Feuerrohr verließ, und so senkte sich der Kopf auf den ersten paar Yards Flug, und der Abschusswinkel musste erhöht werden, um das auszugleichen. Moderne Wissenschaft im Krieg.

»O Gott, es geht los!« Harper bekreuzigte sich.

Der Rauch und die Flammen waren deutlich unter den Feuerrohren zu sehen, obwohl die Distanz sechshundert Yards betrug, und dann schossen die Raketen mit erschreckender Plötzlichkeit in die Luft. Diesmal war es ein Dutzend Achtzehn-Pfünder-Raketen. Sie stiegen über den noch wallenden Rauch der ersten Salve hinweg immer höher. Sharpe sah, dass eine der Raketen nach links ausbrach und hoffnungslos vom Kurs abkam, während sich die anderen anscheinend zu einer Flammenwolke vereinigten, die über dem Tal in den Himmel wuchs.

»O Gott!« Harper hielt sein Kruzifix in der Hand.

Die Raketen schienen sich sonderbarerweise nicht zu bewegen. Die Feuerwolke wuchs, die von Flammen umgebenen Tupfer schienen auf der Stelle zu schweben, und Sharpe wusste, dass es eine Täuschung war, die durch die Flugbahn hervorgerufen wurde. Die Flugbahn brachte die Raketen auf eine Kurve, die geradewegs auf ihn und

Harper zuführte. Dann fiel ein einzelner Punkt aus der Wolke heraus, mit Feuer an den Rändern und dunklem Rauch dahinter, der sich vom klaren Himmel abhob. Das Dröhnen schwoll an, wurde zu einem gewaltigen Röhren, und der Punkt wurde größer.

»Runter!«, schrie Sharpe.

Harper warf sich nach rechts, Sharpe nach links. Sharpe presste sich auf die Erde hinter der Steinwand, und der Lärm schwoll an, schien die Steinwand erbeben zu lassen, und dann gab es einen Donnerschlag, als die Rakete in die Wand knallte.

»Jesus!« Sharpe rollte sich herum und setzte sich auf. Die Rakete, die treffsicherste in all den Tagen, hatte die Steinwand zerschmettert, hinter der er und Harper gestanden hatten. Der gebrochene Schaft kippte langsam über die Steintrümmer. Rauch wallte über verbranntem Gras.

Sharpe und Harper begannen zu lachen. Sie klopften Dreck von ihren Uniformen, und plötzlich fand Sharpe das Ganze zum Schreien komisch, und er konnte sich vor Lachen nicht mehr halten. »Allmächtiger!«

»Sie sollten Ihm danken. Wenn das eine Granate statt einer Kanonenkugel gewesen wäre …« Harper sprach nicht weiter. Er starrte auf die Bresche in der Mauer.

Sharpe erhob sich. »Erschreckt das einen?«

Harper grinste. »Und ob.«

»Dann ist die Erfindung von Colonel Congreve vielleicht gar nicht so verrückt.«

»Jawohl, Sir.«

»Man stelle sich vor, man könnte eine ganze Salve auf fünfzig Yards abfeuern.«

Harper nickte. »Stimmt, aber da gibt es viele Wenn und Aber, Sir.« Er grinste Sharpe an. »Sie haben Gefallen an

den Dingern gefunden, nicht wahr? Sie möchten sie ausprobieren?« Er lachte. »Spielzeuge für Weihnachten.«

Ein blau uniformierter Reiter, der ein zweites Pferd mitführte, näherte sich von der Feuerstelle aus. Harper nickte zu dem galoppierenden Mann hin. »Ich glaube, der befürchtet, uns in die Hölle geblasen zu haben, Sir.«

Erdklumpen flogen hinter dem galoppierenden Pferd empor. Sharpe schüttelte den Kopf. »Das ist nicht Gilliland.« Er konnte den Umhang eines Kavalleristen von den Schultern der blauen Uniform wehen sehen.

Der Kavallerist wich einem brennenden Raketentrümmerstück aus, trieb sein Pferd weiter und winkte, als er näher heran war. Er rief aufgeregt: »Major Sharpe?«

»Ja.«

»Lieutenant Rogers, Sir. Vom Hauptquartier. Major General Nairn lässt grüßen, Sir. Sie möchten sich bei ihm melden.«

Sharpe nahm die Zügel des Ersatzpferds von Lieutenant Rogers entgegen. »Was ist los?«

»Haben Sie das nicht gehört?« Lieutenant Rogers war ungeduldig, und sein Pferd tänzelte unruhig.

Sharpe schob den linken Fuß in den Steigbügel, und Harper half ihm mit Schwung in den Sattel.

»Es hat ein Massaker gegeben, Sir«, erklärte Lieutenant Rogers. »In einem Ort namens Adrados.«

»Ein Massaker?«

»Weiß Gott, Sir. Die Hölle ist los. Sind Sie bereit?«

»Übernehmen Sie die Führung.«

Sergeant Patrick Harper sah, dass Sharpe im Sattel wankte, als sein Pferd hinter dem Lieutenant her galoppierte. Das Gerücht stimmte also. Harper lächelte zufrieden. Nicht aus Zufriedenheit, weil er recht gehabt

hatte, sondern weil Sharpe gerufen wurde, und wo Sharpe hinritt, folgte Harper ihm. Was machte es aus, dass Sharpe jetzt Major war und vermutlich vom South Essex abkommandiert wurde? Er würde immer noch ihn, Harper, mitnehmen wie stets, und der irische Hüne wollte helfen, es den Männern heimzuzahlen, die seinen Sinn für Anstand und seine Religion verletzt hatten.

Auf dem Weg zurück zur Kompanie pfiff Harper vor sich hin. Er freute sich darauf, in einen Kampf zu ziehen.

KAPITEL 3

»Verdammt, verdammt, verdammt, verdammt, verdammt!« Major General Nairn, immer noch im Morgenrock, immer noch erkältet, starrte aus dem Fenster. Er wandte sich um, als Lieutenant Rogers, der Sharpe angekündigt hatte, den Raum verließ. Nairn musterte Sharpe und wiederholte: »Verdammt!«

»Sir?«

»Kalt wie das verdammte Herz eines Pfaffen.«

»Sir?«

»Diese Bude, Sharpe.« Es war ein Büro. Ein Schreibtisch war überhäuft mit Landkarten, leeren Tassen und Tellern, Schnupftabakdosen, zwei halb gegessenen kalten Toastscheiben, einem einzigen Sporn und einer Marmorbüste von Napoleon, an der jemand – vermutlich Nairn – mit Tinte einiges verändert hatte, sodass der Kaiser von Frankreich wie ein alberner Weichling aussah. Der Major General ging zum Schreibtisch und ließ sich in einen Ledersessel sinken. »Was haben Sie von diesem verdammten Massaker gehört, Major? Heitern Sie einen alten Mann auf und sagen Sie mir, dass Sie *nichts* gehört haben.«

»Leider habe ich etwas gehört, Sir.«

»Und was, Mann?«

Sharpe erzählte ihm, was an diesem Morgen in der Kirche gepredigt worden war. Nairn schloss die Augen, verschränkte die Hände und hörte zu. Als Sharpe zu Ende berichtet hatte, stöhnte Nairn. »Gott im Himmel, es könnte nicht schlimmer sein, wie?« Er drehte sich im Sessel um und starrte aus dem Fenster über die Dächer der Stadt.

»Wir sind schon unbeliebt genug bei den Spaniern. Sie vergessen nicht das siebzehnte Jahrhundert, und die Tatsache, dass wir jetzt für ihr verdammtes Land kämpfen, macht uns nicht besser in ihren Augen. Jetzt predigen die Priester, dass die heidnischen Briten alles vergewaltigen, was katholisch ist und einen Rock anhat. Allmächtiger! Wenn die Portugiesen das schon glauben, was zum Teufel glaubt man dann jenseits der Grenze? Sie werden sich an den Papst wenden, um uns als Nächste den Krieg zu erklären!« Er wandte sich wieder dem Schreibtisch zu, lehnte sich zurück und schloss die Augen. »Wir brauchen die Zusammenarbeit mit der spanischen Bevölkerung, und die werden wir kaum bekommen, wenn sie diese Geschichte glaubt. Herein!« Letzteres galt einem Schreiber, der zaghaft an die Tür geklopft hatte. Er überreichte Nairn ein beschriebenes Blatt Papier. Der Schotte las den Text und grunzte zustimmend. »Ich brauche ein Dutzend, Simmons.«

»Jawohl, Sir.«

Als der Schreiber fort war, lächelte Nairn Sharpe listig an. »So fallen die Sünden auf einen zurück. Ich verbrenne einen Brief von diesem großartigen und guten Mann, diesem verdammten Generalkaplan, und heute muss ich jedem Bischof und Erzbischof in Spuckweite schreiben.« Er ahmte einen kriecherischen Tonfall nach. »Die Geschichte ist nicht wahr, Euer Gnaden, die Männer sind nicht von unserer Armee, Eure Heiligkeit, aber trotzdem werden wir die Bastarde festnehmen und bestrafen.«

»Die Geschichte ist nicht wahr, Sir?«

Nairn bedachte Sharpe mit einem ärgerlichen Blick. »Natürlich nicht!« Er neigte sich vor, nahm die Büste Napoleons und starrte ihm zwischen die Augen. »Du würdest das gern glauben, was? Wie die barbarischen Engländer spanische Frauen behandeln. Das würde von all diesen guten Männern ablenken, die in Russland

draufgegangen sind.« Er knallte die Büste auf den Schreibtisch und fluchte. Dann schnäuzte er sich geräuschvoll.

Sharpe wartete. Er war allein mit Nairn, aber er hatte beim Betreten des Hauptquartiers viele kommen und gehen gesehen. Das Gerücht, ob es nun stimmte oder nicht, hatte in Frenada zu hektischer Betriebsamkeit geführt. Sharpe war ein Teil davon, denn sonst hätte Nairn ihn nicht kommen lassen. Sharpe gab sich jedoch damit zufrieden, zu warten, bis Nairn ihm Befehle gab. Der Augenblick war offenbar da, und auf einen Wink Nairns hin setzte sich Sharpe in einen Sessel ihm gegenüber.

»Ich habe ein Problem, Major Sharpe. Kurz gesagt folgendes: Ich habe üblen Dreck auf meiner Türschwelle und muss ihn beseitigen, aber ich habe keine Truppen dafür.« Er hob die Hand, wie um einem Einwurf von Sharpe zuvorzukommen. »O ja, ich weiß. Ich habe eine ganze verdammte Armee, aber die steht unter dem Befehl von Beresford.« Beresford hatte offiziell das Kommando über die Armee, während Wellington im Süden politisch tätig war.

»Beresford ist oben im Norden mit seinen Portugiesen, und ich habe keine Zeit, um ihm einen Bittbrief zu schreiben. Wenn ich um Hilfe von einer der Divisionen bitte, dann will jeder General im Umkreis von zehn Meilen mitmischen. Ich leite dieses Hauptquartier. Meine Aufgabe ist es, den Schreibkram zu erledigen und dafür zu sorgen, dass die Köche nicht in die Suppe pinkeln. Ich habe jedoch Sie, und ich habe das sogenannte Garnisons-Bataillon von Frenada, und wenn Sie bereit sind, dann könnten wir vielleicht den Deckel auf diesen besonders üblen Topf mit Schlangen legen.«

»Bereit, Sir?«

»Sie werden sich für diese Mission freiwillig melden. Das ist ein Befehl.« Nairn grinste. »Erzählen Sie mir alles, was

Sie über Pot-au-feu wissen. Über Marschall Pot-au-feu.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nichts, Sir.«

»Wissen Sie etwas über eine Armee von Deserteuren?«

Das weckte eine schwache Erinnerung. Sharpe entsann sich an eine Nacht auf dem Rückzug von Burgos, als der Sturm Regen in eine dachlose Scheune gepeitscht hatte, in der vierhundert nasse, erschöpfte und hungrige Soldaten Schutz gesucht hatten. Es war dort von einer Zuflucht für Soldaten die Rede gewesen, von einer Armee von Deserteuren, die sich den Franzosen und den Engländern widersetzte, aber Sharpe hatte diese Geschichten als Gerüchte abgetan, wie sie nun einmal in der Armee die Runde machten. Er runzelte die Stirn. »Ist etwas Wahres an dieser Armee von Deserteuren?«

Nairn nickte. »Ja.« Er erzählte die Geschichte, die er an diesem Morgen durch Hogans Berichte erfahren hatte und die vom Priester von Adrados und einem Partisan, der den Priester nach Frenada gebracht hatte, untermauert worden war. Es war eine so unglaubliche Geschichte, dass Sharpe mehrmals Nairn unterbrach, um sich zu vergewissern, dass er richtig gehört hatte. Einige der wildesten Gerüchte erwiesen sich anscheinend als Tatsachen.

Seit einem Jahr, vielleicht auch ein paar Monate länger, gab es eine gut organisierte Bande von Deserteuren, die sich selbst als Armee bezeichnete und in den Bergen des südlichen Galizien hauste. Ihr Anführer war ein Franzose, dessen richtiger Name unbekannt war, ein Ex-Sergent, der sich nun als Marschall Pot-au-feu bezeichnete.

Nairn grinste. »Pot-au-feu heißt übersetzt Suppentopf. Es heißt, er war mal Koch.«

Unter Pot-au-feu war die »Armee« gediehen. Sie hauste in einem Gebiet, das unbedeutend für die französischen Marschälle oder für Wellington war, sie lebte vom Plündern und Rauben, und ihre Zahl wuchs durch Deserteure von

jeder Armee auf der Iberischen Halbinsel. Franzosen, Briten, Portugiesen und Spanier waren in Pot-au-feus Armee, und es schlossen sich ihm immer wieder neue Deserteure an.

»Wie viele sind es, Sir?«, fragte Sharpe.

Nairn zuckte mit den Schultern. »Das wissen wir nicht. Die Zahlen variieren zwischen vierhundert und zweitausend. Ich schätze sechs- oder siebenhundert.«

Sharpe hob die Augenbrauen. Das wäre eine beachtliche Streitmacht. »Warum sind sie nach Süden gekommen, Sir?«

»Das ist die Frage.« Nairn schnäuzte sich in sein großes, verknittertes Taschentuch. »Es hat den Anschein, dass die Froschfresser ziemlich agil in Galizien sind. Ich weiß es nicht genau, es sind wieder verdammte Gerüchte, aber es heißt, dass sie einen Winterangriff auf Braganza und dann auf Oporto versuchen könnten. Ich glaube das nicht, aber es gibt eine Theorie, nach der Napoleon nach dem Fiasko in Russland dringend einen Sieg braucht, irgendeinen. Wenn er den Norden Portugals erobert, kann er das als Erfolg hinaustrompeten.« Nairn zuckte mit den Schultern. »Ich kann mir das nicht vorstellen, aber man verlangt von uns, dass wir diese Möglichkeit ernst nehmen. Gewiss treibt sich allerhand französische Kavallerie in Galizien herum, und wir nehmen an, dass sie Pot-au-feu auf uns zu getrieben hat. Und prompt schickte er seine britischen Deserteure los und lässt ein Dorf namens Adrados überfallen. Jetzt denkt halb Spanien, dass die protestantischen Engländer wieder in die Religionskriege zurückfallen. Das, Sharpe, ist die Geschichte kurz gesagt.«

»Wir gehen also dort rauf und kaufen uns die Bastarde?«

Nairn lächelte. »Noch nicht, Sharpe, noch nicht. Wir haben da noch ein Problem.«

Er erhob sich, ging zum Schreibtisch, kramte in dem Durcheinander von Papieren, Karten und Geschirr und

kehrte mit einem kleinen Buch zurück, das in schwarzes Leder gebunden war. Er warf Sharpe das Buch zu. »Haben Sie einen großen, schlanken Mann gesehen, als Sie hier eintrafen? Silbergraues Haar? Elegant?«

Sharpe nickte. Der Mann war ihm wegen der tadellosen Uniform, der teuren Sporen und des kostbaren Degens aufgefallen. Der Mann hatte gelangweilt, vornehm und wohlhabend gewirkt.

»Ja, den habe ich gesehen.«

»Das ist er.« Nairn wies auf das kleine Buch.

Sharpe öffnete es. Es war neu, der Einband noch steif, und auf der Titelseite stand: »Praktische Anweisungen für den jungen Offizier in der Kunst der Kriegsführung mit besonderer Berücksichtigung der Gefechte, die gegenwärtig in Spanien stattfinden.« Der Autor war Colonel Sir Augustus Farthingdale. Das kleine Buch kostete fünf Schilling, war von Richard Phillips herausgegeben und in London gedruckt worden. Die meisten Seiten waren nicht aufgeschnitten. Sharpes Blick fiel auf einen Satz am Ende einer Seite, und er nahm sein Taschenmesser und schnitt die nächsten beiden Seiten auf. Er las die Passage zu Ende und lächelte. Nairn sah es. »Lesen Sie mir das vor.«

»Die Männer sollten während des Marsches in Reih und Glied bleiben, und keine unschicklichen Worte oder Geräusche sollten erlaubt werden.«

»Gott! Das ist mir entgangen, obwohl ich schon viel gelacht habe.« Nairn grinste. »Sie werden feststellen, dass das Buch ein Vorwort von meinem Freund, dem Generalkaplan, hat. Er empfiehlt den häufigen Besuch des Gottesdienstes, damit die Männer Moral und Ordnung wahren.«

Sharpe klappte das Büchlein zu. »Warum ist er ein Problem?«

»Weil Colonel Sir Augustus Farthingdale eine Frau geheiratet hat. Eine portugiesische Frau. Irgendein Stutfohlen einer guten Familie, wie es scheint, aber eine Papistin. Gott weiß, was der Generalkaplan dazu sagen würde. Jedenfalls ist diese Frühlingsblume in Sir Augustus' Herbst nach Adrados gereist, um an irgendeinem verdammten Heiligtum zu beten, wo es Wunder für zwei Penny gibt. Und nun raten Sie mal, wen sie dort trifft. Richtig – Pot-au-feu. Lady Farthingdale ist nun eine Geisel. Wenn sich irgendwelche Truppen Adrados nähern, wird Pot-au-feu die Lady seinen Vergewaltigern und Mördern übergeben. Andererseits kann Sir Augustus sie wiederhaben, wenn er fünfhundert Guineen zahlt.«

Sharpe stieß einen leisen Pfiff aus. Nairn grinste. »Ja, das ist ein hübsches Sümmchen für ein Paar Beine, die einen im Bett umschlingen. Jedenfalls behauptet Sir Augustus, dass der Preis angemessen ist und dass er alles, alles tun wird, um seine Frau sicher heimzubringen. Es gibt nichts so Ekelhaftes wie den Anblick eines alten Mannes, der vernarrt in eine vierzig Jahre jüngere Frau ist.«

Sharpe fragte sich, ob da nicht ein wenig Neid in Nairns Worten mitschwang.

»Warum sollten die Deserteure die Frau freilassen, wenn sie ihre Versicherung gegen einen Angriff ist?«

»Sie sind wirklich kein Dummkopf, Sharpe. Gott weiß die Antwort auf Ihre schlaue Frage. Diese Hurensöhne haben uns einen Brief geschickt, und darin informieren sie uns, dass wir das Lösegeld an einem bestimmten Tag, zu einer bestimmten Zeit und so weiter schicken müssen. Ich möchte, dass Sie es überbringen, Sharpe.«

»Allein?«

»Sie können einen Mann mitnehmen, das ist alles.«

»Das Geld?«

»Sir Augustus wird es zur Verfügung stellen. Er behauptet, seine Frau sei eine unbezahlbare Perle, und so zahlt er, um sie zurückzubekommen.«

»Und wenn Pot-au-feu sie nicht freilässt?«

Nairn lächelte. »Ich bezweifle, dass die Bande sie freilässt. Die wollen ganz einfach das Geld, das ist alles. Sir Augustus machte ein halbherziges Angebot, es selbst zu überbringen, aber ich lehnte es ab, sehr zu seiner Erleichterung. Ich nehme an, zwei Geiseln sind für die Bande besser als eine, und ein Ritter des Königreichs ist eine nützliche Zugabe. Außerdem brauche ich einen Soldaten, der dort raufgeht.«

Sharpe hob das kleine Buch an. »Er ist Soldat.«

»Er ist ein verdammter Autor, Sharpe, der viele Worte um einen Furz macht. Nein, *Sie* gehen dorthin, Mann. Schauen Sie sich ihre Verteidigungsmaßnahmen an. Selbst wenn Sie das hübsche Fohlen nicht frei bekommen, dann werden Sie wissen, wie Sie es später dort rausholen können.«

Sharpe lächelte. »Eine Befreiungsaktion?«

Nairn nickte. »Eine Befreiungsaktion. Sir Augustus Farthingdale ist der militärische Repräsentant unserer Regierung bei der portugiesischen Regierung, was unter uns gesagt nicht mehr bedeutet, als dass er an vielen offiziellen Essen teilnimmt und hübsche junge Damen kennenlernt. Gott allein weiß, wie er so schlank bleibt. Er ist jedoch beliebt in Lissabon. Die Regierung mag ihn. Darüber hinaus soll seine Frau aus einer sehr angesehenen Familie sein, und wir werden keine Dankesbriefe erhalten, wenn wir zulassen, dass sie von einer Bande von Abschaum im Bergland vergewaltigt wird. Wir müssen sie dort herausholen. Wenn das erledigt ist, haben wir die Hände frei und können Pot-au-feu in einem sehr heißen Suppentopf kochen. Freuen Sie sich auf Ihre Mission?«

Sharpe blickte aus dem Fenster. Rauch stieg aus den Schornsteinen von Frenada und zerfaserte am wolkenlosen

Himmel. Natürlich würde er den Auftrag übernehmen. Nairn hatte nicht zugelassen, dass Sir Augustus ihn übernahm, weil der Colonel selbst zur Geisel werden könnte, aber diese Befürchtung hatte Nairn bei ihm, Sharpe, anscheinend nicht. Sharpe lächelte Nairn an. »Ich nehme an, ich bin entbehrlich, Sir.«

»Sie sind Soldat, nicht wahr? Natürlich sind Sie da entbehrlich!«

Sharpe lächelte immer noch. Er war Soldat, und eine Lady musste gerettet werden. War das nicht das, was Soldaten im Verlauf der Geschichte immer getan hatten? Sein Lächeln wurde breiter. »Natürlich übernehme ich den Auftrag, Sir. Mit Vergnügen.«

In den Kirchen Spaniens betete man um Sühne der Verbrechen von Adrados. Die Gebete wurden erhört.

KAPITEL 4

La Entrada de Dios.

Das Tor Gottes.

So sah es auch aus, als Sharpe und Harper an einem strahlenden Wintermorgen den Pfad zum Pass hinaufritten, der sich zwischen Felswänden wand, in deren Schatten noch der Frost der Nacht nistete. Adrados lag gleich jenseits des Bergsattels, doch der Pass hieß »Das Tor Gottes«.

Links und rechts ragten felsige Gipfel auf, eine albtraumhafte Landschaft, wild und zerklüftet. Vor Sharpe und Harper schnitt der Weg durch die Sierra. Dieser Weg wurde von dem Tor geschützt.

Rechts des Passes lag das Castillo de la Virgen. El Cid persönlich hatte sich in der Burg aufgehalten, bevor er in den Kampf gegen die Krummschwerter des Islam geritten war. Die Legende sagte, dass drei maurische Könige in den Verliesen unter der Burg gestorben waren, weil sie sich geweigert hatten, sich zum Christentum zu bekennen, und ihre Geister sollten im Tor Gottes wandeln. Die Burg war erbaut worden, bevor die Glaubenskriege gewonnen worden waren, aber als die Mauren übers Meer zurückgeschlagen worden waren, hatte die Burg zu verfallen begonnen. Die Spanier waren von den Zufluchtsorten im Hochland über die Pässe in die sanfteren Ebenen zurückgekehrt. Die Burg stand jedoch noch, ein Unterschlupf für Füchse und Raben, und das Pförtnerhaus am südlichen Rand des Tors Gottes war immer noch intakt.

Auf der Nordseite, etwa zweihundert Yards von der Burg entfernt, stand das Frauenkloster. Es war ein riesiges Gebäude, flach und viereckig, und die fensterlosen Wände

schienen aus dem Granit der Sierrafelsen zu wachsen. Hier war die Stätte, an der die Heilige Jungfrau gestanden hatte, hier hatte man einen Altar über ihrem Fußabdruck errichtet und eine Burg, um ihn zu beschützen. Das Kloster hatte keine Fenster, weil die Nonnen, die einst in seinen prächtigen Kreuzgängen gewandelt waren, die Welt nicht hatten sehen sollen, nur das Geheimnis des glatten Granitstücks in ihrer golden angestrichenen Kapelle.

Die Nonnen waren fort, in mit Lederlappen verhängten Wagen zum Mutterhaus in Leon gefahren, und die Soldaten, deren Wappenröcke die Wände der Burg geziert hatten, waren ebenfalls verschwunden. Die Straße führte immer noch durch das Hügelland, wand sich hinauf von den tiefen Schluchten mit Flüssen an der portugiesischen Grenze, aber im Süden gab es neuere und bessere Straßen. Das Tor Gottes beschützte jetzt nur Adrados, ein Tal mit Schafen und Dornbüschen – und mit Pot-au-feus mörderischen Bande von Deserteuren.

»Sie werden uns gesehen haben, Sir«, sagte Harper.

»Ja.«

Sharpe zog die Taschenuhr hervor, die ihm Sir Augustus Farthingdale geliehen hatte. Sie waren zu früh dran, und so hielten sie mit den drei Pferden an. Das dritte Pferd trug das Gold und würde Lady Farthingdale als Reitpferd dienen, so hofften sie, wenn Pot-au-feu sein Wort hielt und sie gegen Zahlung des Lösegelds freiließ.

Harper stieg vom Pferd, reckte seinen gewaltigen Körper und spähte zu den Gebäuden am Horizont. »Sie wären sehr schwer anzugreifen, Sir.«

»Stimmt.«

Ein Angriff vom Westen durch das Tor Gottes würde steil hügelan erfolgen müssen, und es gab keine Möglichkeit, sich ungesehen dem Pass zu nähern. Sharpe blickte zurück. Er und Harper hatten drei Stunden für den Aufstieg vom

Fluss aus gebraucht, und die meiste Zeit waren sie für einen Mann mit einem Fernrohr auf den Burgmauern sichtbar gewesen. Die Felsenhänge links und rechts waren steil und zerklüftet, unpassierbar für Artillerie und kaum von Infanterie zu erklettern. Wer immer das Tor Gottes hielt, blockierte die einzige Straße durch die Sierra, und es war Glück für die Briten, dass die Franzosen nie diese Hügel gebraucht hatten und deshalb niemals eine Schlacht auf diesen Hängen stattgefunden hatte. Die Hügel hatten keinen Wert, weil die Straßen weiter südlich um die Sierra herumführten, aber für Pot-au-feu waren die alten Gebäude ein perfekter Zufluchtsort.

Hoch über ihnen kreisten Vögel, und Sharpe sah, dass Harper liebevoll zu ihnen aufschaute. Harper liebte Vögel.

»Was sind das für welche?«, fragte Sharpe.

»Rote Milane, Sir. Sie werden aus dem Tal aufgestiegen sein, um nach Aas Ausschau zu halten.«

Sharpe stieß einen Grunzlaut aus. Er befürchtete, das Mittagessen für die Vögel zu werden. Je näher sie ins Hochtal hinaufritten, desto stärker wurde sein Gefühl, dass es eine Falle war. Er bezweifelte, dass Farthingdales Frau freigelassen werden würde. Höchstwahrscheinlich würde man ihnen das Geld ohne Gegenleistung abnehmen, und Sharpe fragte sich, ob man ihn und Harper am Leben lassen würde. Er hatte dem Sergeant gesagt, dass er nicht mitzukommen brauche, doch der irische Hüne hatte nur höhnisch gelacht und erklärt, er sei kein Feigling, wenn Sharpe hinreite, dann werde er das ebenfalls tun.

»Reiten wir weiter«, sagte Sharpe.

Sharpe mochte Sir Augustus Farthingdale nicht. Der Colonel hatte ihn herablassend behandelt und sich amüsiert, als er erfahren hatte, dass Sharpe keine Uhr besaß und deshalb nicht seine Ankunft im Kloster zeitlich so abstimmen konnte, dass er genau zu dem Zeitpunkt eintraf, den Pot-au-feu in seinem Brief festgelegt hatte. Genau um

zehn Minuten nach elf. Trotz Farthingdales herablassender und gelangweilter Worte hatte Sharpe gespürt, dass der Mann in panischer Sorge um seine Frau war. Der Colonel war verliebt. Mit sechzig Jahren hatte er seine große Liebe gefunden, und jetzt war sie ihm entrissen worden. Colonel Farthingdale versuchte zwar, seine Gefühle unter einer Maske von Gelassenheit und Höflichkeit zu verbergen, doch es gelang ihm nicht. Sharpe mochte den Mann nicht, aber er hatte Mitleid mit ihm, und er wollte versuchen, ihm die Frau zurückzubringen.

Die Roten Milane schwebten über der Burg, und Sharpe sah jetzt Männer oben auf den Mauern. Sie waren auf dem Turm des großen Pförtnerhauses, das in den Pass blickte, und hinter den Zinnen der Mauern um den Burghof. Ihre Musketen waren winzige Striche vor dem blassen Blau des Dezemberhimmels.

Die Straße verlief jetzt in Windungen, und der Pass verengte sich. Sie überquerten den Sattel nahe der Burgwand, zu nahe, und Sharpe lenkte sein Pferd von der Straße auf die Grasböschung, die sie auf den letzten paar Yards des Passes säumte. Das Kloster befand sich jetzt zu ihrer Linken. Sharpe sah, dass es am äußersten Rand des Passes errichtet worden war, sodass die Ostwand, die dem Dorf zugekehrt war, nur ein Stockwerk hoch war, während die Westwand, die gen Portugal blickte, zwei Stockwerke hatte. In der Südwand, die dem Pass zugewandt war, gab es im unteren Stock ein großes Loch. Die Wand war zerschmettert worden. Das Loch war mit einer Decke verhängt. Sharpe machte Harper darauf aufmerksam. »Man könnte annehmen, sie haben ein Geschütz dort drinnen.«

»Wäre ein guter Platz«, sagte Harper. Das Geschütz würde genau in den Pass schießen.

Sie legten die letzten paar Yards zurück, und dann lag das Hochtal von Adrados vor ihnen. Eine knappe halbe Meile

voraus lag das Dorf, eine Ansammlung kleiner, niedriger Häuser um ein größeres Haus, vermutlich das Gasthaus. Die Straße führte durch das Tor und bog danach scharf nach rechts gen Süden ab.

Sharpe stöhnte fast laut auf. An der Biegung der Straße gab es einen Hügel mit steilen Hängen, mit Dornbüschen bedeckt und gekrönt von einem alten Wachtturm. Die Burg beschützte den Pass, doch der Wachtturm war der Wachtposten für die gesamte Sierra. Der Turm sah alt aus, aber an seinem Fuß waren die Narben von Erdarbeiten zu sehen. Sharpe nahm an, dass die spanische Garnison dort neue Verteidigungsanlagen geschaffen hatte. Wer den Wachtturm unter Kontrolle hatte, beherrschte das ganze Tal. Kanonen auf dem Hügel mit dem Wachtturm konnten in den Burghof hinab schießen.

»Reiten wir.« Sie waren fünf Minuten zu früh, und Sharpe wandte sich nicht zum Kloster, sondern ritt vor Harper auf den Pfad, der an einer Quelle vorbei zum Dorf führte. Er wollte die Ostmauer der Burg sehen, die dem Dorf zugewandt war, aber schon nach ein paar Yards auf dem Pfad ertönte ein scharfer Ruf vom Pförtnerhaus, und dann krachte eine Musketensalve.

»Freundlicher Empfang.« Harper grinste. Die Schüsse waren weit daneben gegangen und offenbar nur als Warnung gedacht. Sharpe zügelte das Pferd und schaute zur Burg. Das Pförtnerhaus mit seinem massiven Turm war gegenüber, und oben standen Männer, die höhnisch zu ihnen herab grinsten. Der Torbogen, der keine Torflügel mehr hatte, war mit zwei Bauernkarren verbarrikadiert, die vermutlich aus dem Dorf gestohlen worden waren. Der Turm des Pförtnerhauses wirkte jedoch solide und unberührt vom nagenden Zahn der Zeit. Der Burgfried hatte nicht so viel Glück gehabt. Sharpe sah Tageslicht durch Löcher im oberen Teil, doch die Treppe hinauf musste noch passierbar sein, denn oben standen Männer

auf den Mauern und starrten auf die beiden Reiter im Tal hinab.

Sie waren weit genug geritten, um ein Stück der östlichen Wand zu sehen, und ihr kleiner Ausflug hatte sich gelohnt. Der größte Teil der Mauer war verschwunden, nur noch ein Haufen Trümmer. Der Schutt, der die Linie der einstigen Mauer markierte, würde leicht zu überqueren sein, eine schnell geschaffene Bresche in Pot-au-feus Festung.

Sie ritten auf das Kloster zu. Niemand starrte von dem flachen Dach herab, kein Rauch stieg auf. Das Kloster wirkte verlassen. Ein Tor wies nach Osten. Es war flankiert von zwei kleinen, vergitterten Fenstern, die vermutlich die einzige normale Verbindung mit der Außenwelt gewesen waren. Das Tor war groß und verziert mit sonderbaren Köpfen, die aus dem steinernen Torbogen gemeißelt worden waren. Sharpe saß unter den verwitterten Köpfen ab und band die Zügel an die verrosteten Gitterstäbe des linken Fensters. Harper wuchtete die Satteltaschen vom dritten Pferd, die schwer vom Gold waren, und Sharpe stieß gegen einen der Torflügel.

Der Torflügel ging knarrend auf.

Sharpe blickte auf die Taschenuhr. Es war zehn nach elf.

Die Tür mit den rostigen Angeln schwang ganz auf.

Jenseits des Eingangstorwegs war ein Kreuzgang zu sehen. Ein Jahrhundert der Vernachlässigung hatte ihm zugesetzt, aber er war immer noch schön. Die Steinsäulen waren behauen und zeigten oben unzählige steinerne Blätter und dazwischen kleine Vögel, und der Boden war mit grünen und gelben Platten ausgelegt, zwischen denen jetzt Unkraut und Gras wucherten. In der Mitte des Hofs gab es einen Springbrunnen, ohne Wasser, mit Unkraut bewachsen, und in einer Ecke des Hofs hatte sich eine junge Weißbuche zwischen den Steinplatten empor gekämpft und sie gesprengt. Die Dachlinie der Süd- und Ostmauern warfen Schatten auf die Steinplatten.

Sharpe nahm sein Gewehr von der Schulter. Er war jetzt Major, doch er trug immer noch das Gewehr. Er hatte stets eine Langwaffe in die Schlacht getragen, eine Muskete, als er Private gewesen war, ein Gewehr jetzt als Offizier. Er sah keinen Grund, auf das Gewehr zu verzichten. Die Aufgabe eines Soldaten ist das Töten. Ein Gewehr tötet.

Er spannte es, und das Klicken klang laut in dem dunklen Torweg. Er ging auf leisen Sohlen in den Sonnenschein des Säulengangs. Sein Blick suchte in den Schatten der Bogen. Nichts bewegte sich.

Er gab Harper ein Zeichen.

Der irische Hüne trug die Satteltaschen in den Hof. Die Goldmünzen klirrten leise im Leder. Harper suchte die Dachlinie und die Schatten ab. Er entdeckte nichts und niemanden.

Unter den Bogen zweigten Türen vom Kreuzgang ab, und Sharpe schob eine nach der anderen auf. Es handelte sich anscheinend um Lagerkammern. Eine Kammer war voller Säcke. Sharpe zog seinen schweren Kavalleriesäbel und schlitzte einen Sack auf. Mehl quoll heraus.

Harper legte die Satteltaschen neben dem Springbrunnen ab, nahm sein siebenläufiges Salvengewehr von der Schulter und spannte es. Die Waffe war ein Geschenk von Sharpe. Sie feuerte sieben Halbzoll-Kugeln aus ihren sieben Läufen. Nur ein riesiger, starker Mann konnte mit der Waffe umgehen, und das waren so wenige, dass die Royal Navy, für die diese Waffen hergestellt worden waren, sie aufgegeben hatte, als man feststellen musste, dass der Rückstoß mehr ihrer eigenen Männer verletzte, als die Kugeln den Feind verwundeten. Harper liebte das siebenläufige Gewehr. Auf kurzer Distanz eine schreckliche Waffe, und er hatte sich an den gewaltigen Rückstoß gewöhnt.

Zur Linken des Hofs gab es nur eine Tür unter einem Fenster aus dunklem Buntglas. Es war eine große Tür, reich

mit Schnitzereien verziert, größer als die Tür auf der Westseite, die Sharpe zu öffnen versucht hatte, die jedoch von der anderen Seite fest verriegelt war. Er drehte den Griff der verzierten Tür, und er bewegte sich. Harper schüttelte den Kopf, deutete auf sein siebenläufiges Gewehr und nahm Sharpes Stelle ein. Er schaute seinen Offizier fragend an.

Sharpe nickte.

Harper stieß einen Schrei aus, als er durch die Tür sprang, einen Furcht einflößenden Kriegsschrei, der jeden in dem Gebäude erschrecken sollte. Er warf sich zur Seite, sprang geduckt auf und schwenkte das siebenläufige Gewehr im Halbdunkel. Sein Schrei verhallte. Harper war in der Kapelle, und sie war leer.

»Sir?«, rief Harper.

Sharpe ging hinein. Er konnte nicht viel erkennen. Das Weihwasserbecken war leer und trocken, mit Staub und winzigen Steinsplittern bedeckt. Das Licht fiel auf die Steinplatten des Bodens bei der Tür, und Sharpe sah einen bräunlichen Fleck, der an den Rändern der Fliesen abblätterte. Blut.

»Sehen Sie sich das an, Sir.«

Harper stand an einem großen Eisengitter, das den Teil der Kapelle, in dem sie standen, zu einer Art Vorkammer zur eigentlichen Kapelle abtrennte. In das Gitter war eine Tür eingelassen, die jedoch mit einem Vorhängeschloss verschlossen war. Harper untersuchte das Schloss. »Neu, Sir.«

Sharpe blickte an dem Gitter empor. Es reichte bis zur Decke, deren Goldfarbe matt glänzte. »Warum ist es hier?«

»Um zu verhindern, dass Außenseiter in die Kapelle gelangen, Sir. Bis hierhin konnte jeder gehen. Nur die Nonnen durften dorthinein. Als es ein Frauenkloster war, meine ich.«

Sharpe drückte das Gesicht gegen die kalten Gitterstäbe und spähte hindurch. Der Altar war links, und als sich Sharpes Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah er, dass die Kapelle verwüstet war. Die bemalten Wände waren mit Blut bespritzt, Statuen waren aus ihren Nischen gerissen worden, das Ewige Licht war zerstört worden. Es war eine sinnlose Zerstörung, aber Pot-au-feus Bande bestand aus Männern, die desertiert waren und nirgendwo sonst Zuflucht finden konnten, und solche Männer rächten sich an allem, was schön, kostbar und gut war. Sharpe fragte sich, ob Lady Farthingdale überhaupt noch am Leben war.

Hufschlag klang schwer von draußen herein. Die beiden Schützen erstarrten und lauschten.

Der Hufschlag näherte sich. Sharpe konnte Stimmen hören.

»Hier lang«, raunte Sharpe.

Sie schlichen schnell und leise hinaus in den Kreuzgang. Der Hufschlag kam näher. Sharpe wies über den Hof, und Harper, der sich für seine Größe erstaunlich lautlos bewegte, verschwand in den tiefen Schatten unter den Bogen. Sharpe glitt zurück in die Kapelle und zog die Tür bis auf einen kleinen Spalt zu, durch den er das Gewehr schob und zum Eingang spähte.

Stille im Hof. Nicht mal ein Windhauch bewegte die abgestorbenen Blätter der Weißbuche. Der Hufschlag verstummte draußen, Leder knarrte, als sich jemand aus dem Sattel schwang. Schritte waren zu hören, und dann herrschte Stille.

Zwei Spatzen flogen hinab in den Springbrunnen und pickten zwischen dem verdorrten Unkraut.

Sharpe spähte nach rechts, suchte nach Harper, doch der Ire war in den Schatten nicht zu sehen. Sharpe duckte sich, sodass sein Umriss nicht so genau zu erkennen war, wenn

jemand, der aus dem dunklen Gang kam, ihn durch den Spalt sah.

Das Tor knarrte. Wieder Stille. Die Spatzen flogen auf, und der Flügelschlag klang laut im Hof. Dann zuckte Sharpe zusammen, denn die wieder einsetzende Stille wurde durch einen scharfen Ruf zerrissen. Ein Mann sprang in den Kreuzgang und schwenkte eine Muskete in die Runde, um die Schatten abzudecken, wo Gegner lauern konnten. Dann duckte sich der Mann am Fuß einer Säule beim Eingang und rief leise etwas über die Schulter.

Es war ein riesiger Mann, so groß wie Harper, und er trug einen französischen blauen Uniformrock mit einem einzelnen goldenen Abzeichen auf dem Ärmel. Die Uniform eines französischen Sergents.

Ein zweiter Mann tauchte auf, so vorsichtig wie der erste, und dieser Mann schleifte Satteltaschen hinter sich her. Er trug die Uniform eines französischen Offiziers von hohem Rang. Sein blauer Uniformrock mit dem roten Kragen war voller goldener Abzeichen. War das Pot-au-feu? Er hatte einen Kavallerie-Karabiner, trotz der Uniform des Infanteristen, und an seiner Seite hing ein Kavalleriesäbel.

Die beiden Franzosen starrten in den Hof. Nichts bewegte sich.

»Allons.« Der Sergent nahm die Satteltaschen und verharrte unvermittelt. Er hatte Harpers Satteltaschen neben dem Springbrunnen gesehen und wies hin.

»Stopp!«, schrie Sharpe, trat die Tür mit dem rechten Fuß auf und richtete sich auf. »Stopp!« Er zielte mit dem Gewehr auf die Franzosen. Sie wandten sich zu ihm.

»Keine Bewegung!« Er sah, dass sie die Distanz für einen Gewehrschuss aus dem Hüftanschlag schätzten.

»Patrick!«

Harper tauchte an ihrer Flanke auf, ein Hüne, der sich wie eine Katze bewegte und grinsend die gewaltige Waffe mit

den sieben Läufen auf sie richtete.

»Halt sie in Schach, Patrick.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe ging an ihnen vorbei, schlug einen Bogen um sie und hastete in den Gang. Fünf Pferde waren draußen neben den drei Tieren angebunden, die er und Harper hergebracht hatten. Sharpe schloss das Tor des Klosters und ging zurück, um sich seine beiden Gefangenen anzusehen. Der Sergent war ein Hüne wie Harper, ein Schwergewicht mit tiefbrauner Haut und einem dicken schwarzen Schnurrbart. Er starrte Sharpe feindselig an. Seine Hände wirkten so groß, als könne er damit einen Ochsen erwürgen.

Der Mann in der Offiziersuniform hatte ein schmales Gesicht, scharfe Gesichtszüge und kalt blickende Augen, die Intelligenz verrieten. Er musterte Sharpe verächtlich.

Sharpe hielt das Gewehr zwischen sie gerichtet. »Entwaffnen, Patrick!«

Harper näherte sich ihnen von hinten und nahm dem Offizier den Karabiner und dem Sergent die Muskete ab. Sharpe spürte, dass der hünenhafte Sergent nahe daran war, Widerstand zu leisten. Er richtete das Gewehr auf ihn, und der Mann ließ sich widerstrebend die Muskete abnehmen. Sharpe schaute wieder zum Offizier. »Wer sind Sie?«

Der Offizier antwortete in gutem Englisch. »Mein Name geht Deserteure nichts an.«

Sharpe sagte nichts. Fünf Pferde, aber nur zwei Reiter. Satteltaschen, genau wie er und Harper sie mitgebracht hatten. Sharpe trat vor, den Blick auf den Offizier gerichtet, und trat gegen die Satteltaschen. Münzen klirrten darin. Der französische Offizier sah ihn verächtlich an. »Sie werden alles darin finden.«

Sharpe trat drei Schritte zurück und ließ das Gewehr sinken. Er spürte Harpers Überraschung. »Ich bin Major Richard Sharpe, 95th Regiment, ein Offizier Seiner Britannischen Majestät. Patrick!«

»Sir?«

»Nimm die Waffe herunter.«

»Sir?«

»Tu, was ich sage.«

Der französische Offizier sah, dass Harper das siebenläufige Salvengewehr sinken ließ. Dann schaute er Sharpe an. »Ihr Ehrenwort, *Monsieur?*«

»Mein Ehrenwort.«

Der Franzose schlug die Hacken zusammen. »Ich bin Chef des Bataillons. Dubreton, Alexandre Dubreton. Ich habe die Ehre, ein Bataillon des 54. Regiments des Kaisers zu befehligen.«

Batallionschef mit zwei schweren goldenen Epauletten, ein Colonel. Sharpe salutierte, und er fühlte sich sonderbar. »Ich bitte um Verzeihung, Sir.«

»Überhaupt nicht nötig. Sie waren ziemlich beeindruckend.«

Dubreton lächelte Harper an. »Ganz zu schweigen von Ihrem Sergent – Sergeant heißt es bei Ihnen?«

»Sergeant Harper.« Der britische Sergeant nickte dem französischen Offizier zu. »Sir! Ich glaube, *Monsieur* heißt es bei Ihnen.«

Dubreton lächelte. »Ich glaube, meiner ist größer.« Er schaute von seinem Sergent zu Harper und zuckte mit den Schultern. »Vielleicht auch nicht.« Er stellte seinen Sergent mit dem Namen Bigeard vor.

Bigeard, beruhigt durch den freundlichen Tonfall seines Offiziers, stand stramm und nickte Sharpe zu. Sharpe wandte sich an Harper.

»Ihre Waffen.«

Harper gab den Franzosen die Waffen zurück.

»Danke, Major.« Dubreton lächelte Sharpe höflich an. »Ich nehme an, diese Geste bedeutet, dass wir einen Waffenstillstand schließen, ja?«

»Natürlich.«

»Wie klug.« Dubreton schlang sich den Karabiner am Riemen über die Schulter. Er mochte Colonel sein, doch Sharpe hatte das Gefühl, dass der Franzose erfahren war und gut mit der Waffe umgehen konnte. Dubreton schaute Harper an. »Sprechen Sie Französisch?«

»Ich, Sir? Nein, Sir. Gälisch, Englisch und Spanisch, Sir.« Harper schien nichts Merkwürdiges daran zu finden, zwei Feinde im Kloster anzutreffen.

»Gut! Bigeard spricht etwas Spanisch. Darf ich vorschlagen, dass Sie beide Wache halten, während wir uns unterhalten?«

»Sir!« Harper fand es anscheinend nicht sonderbar, vom Feind Befehle entgegenzunehmen.

Der französische Colonel widmete seinen Charme jetzt Sharpe. »Major.« Er wies zur Mitte des Klosterhofs, bückte sich, nahm die Satteltaschen und schleifte sie mit, bis sie neben denen lag, die Sharpe mitgebracht hatte. Dubreton nickte hin. »Ihre?«

»Ja.«

»Gold?«

»Fünfhundert Guineen.«

Dubreton hob die Augenbrauen. »Ich nehme an, Sie haben Geiseln hier, ja?«

»Nur eine.«

»Eine teure. Wir haben drei hier.« Er suchte die Dachkanten und Schatten ab, während er einen Stumpen und die Zunderbüchse hervorholte. Es dauerte ein paar

Sekunden, bis das verkohlte Leinen Feuer fing und er die Zigarre anzünden konnte. Er bot Sharpe ebenfalls einen Stumpen an. »Major?«

»Nein, danke.«

»Drei Geiseln. Einschließlich meiner Frau.«

»Das bedaure ich.«

»Ich auch.« Die Stimme des Franzosen klang sanft, doch sein Gesicht strahlte Härte aus. »Dafür wird Deron bezahlen!«

»Deron?«

»Sergent Deron, der sich jetzt als Maréchal Pot-au-feu bezeichnet. Er war Koch, und ein ziemlich guter. Er ist nicht vertrauenswürdig. Erwarten Sie, dass er sein Wort hält?«

»Nein.«

»Ich auch nicht, aber ich wollte das Risiko eingehen.«

Eine Zeit lang herrschte Schweigen. Draußen und auch im Kloster war es immer noch still. Sharpe zog die Uhr aus der Tasche. Fünf Minuten nach halb zwölf. »Wurden Sie zu einer bestimmten Zeit herbestellt, Sir?«

»So ist es, Major.« Dubreton blies Tabakrauch in die Luft. »Ich sollte um elf Uhr fünfundzwanzig hier sein.« Er lächelte. »Vielleicht hat unser Sergent Deron Sinn für Humor. Ich könnte mir denken, er rechnet damit, dass wir uns gegenseitig bekämpfen. Das hätten wir ja fast auch getan.«

Harper und Bigeard beobachteten die Dächer und Türen. Die beiden waren ein Furcht einflößendes Paar, und ihr Anblick weckte in Sharpe die Hoffnung, dass sie alle lebend davonkommen würden. Zwei solche Männer würden viele Gegner töten. Er sah wieder den französischen Colonel an. »Darf ich fragen, wie Ihre Frau gefangen genommen wurde?«

»Sie geriet in einen Hinterhalt, Major. Mit einem Konvoi von Leon nach Salamanca. Die Kerle stoppten den Konvoi mit französischen Uniformen. Niemand schöpfte Verdacht, und die Bastarde ritten mit Proviant für einen Monat davon. Und mit drei Offiziersfrauen, die uns zu Weihnachten besuchen wollten.« Dubreton ging zur Tür in der Westwand und versuchte wie Sharpe vergebens, sie zu öffnen. Dann kehrte er zu Sharpe zurück und sagte lächelnd: »Sind Sie der Sharpe von Talavera? Von Badajoz?«

»Der bin ich.«

Dubreton schaute auf das Gewehr, auf den schweren Kavalleriesäbel und dann auf das Gesicht mit der Narbe. »Ich denke, ich könnte dem Kaiserreich einen großen Dienst erweisen, indem ich Sie töte, Major Sharpe.«

»Ich bin sicher, ich könnte Britannien einen ebenso großen Dienst erweisen, indem ich Sie töte«, erwiderte Sharpe.

Dubreton lachte. »Ja, das könnten Sie.« Er lachte wieder, freute sich über seine Unbescheidenheit, doch trotz des Gelächters war er angespannt und immer noch wachsam, und sein Blick schweifte über die Türen und das Dach.

»Sir!«, grollte Harper hinter ihnen und wies mit dem Gewehr auf die Tür der Kapelle. Bigeard war herumgefahren und richtete ebenfalls seine Waffe dorthin. Ein leises Geräusch kam aus der Kapelle, ein Schaben. Dubreton warf seinen Stumpen fort.

»Bigeard! Nach links!«

Harper bewegte sich schnell nach rechts, während Bigeard links hinter den Offizieren in Position ging. Der französische Colonel schaute Sharpe an. »Sie waren da drin. Was ist dort?«

»Eine Kapelle. Hinter der Tür befindet sich ein Eisengitter. Ich nehme an, es ist aufgeschoben worden.«

Die Tür der Kapelle wurde geöffnet. Zwei Mädchen tauchten auf und machten einen Knicks. Sie kicherten, wandten sich um und hoben einen Tisch an, der hinter ihnen stand, trugen ihn durch den Kreuzgang und stellten ihn in den Sonnenschein des Hofs. Eines der Mädchen schaute Bigeard an, dann Harper, und setzte eine Miene spöttischer Überraschung wegen ihrer Größe auf. Beide Mädchen kicherten von Neuem.

Ein drittes Mädchen tauchte mit einem Stuhl auf und stellte ihn zum Tisch. Sie machte ebenfalls einen Knicks vor den Offizieren und warf ihnen eine Kusshand zu.

Dubreton seufzte. »Ich befürchte, wir müssen ertragen, was immer sie für uns geplant haben.«

Sharpe nickte.

Schritte hämmerten in der Kapelle, und Soldaten strömten heraus, links und rechts in die Kreuzgänge. Sie trugen britische, französische, portugiesische und spanische Uniformen, und auf ihre Musketen waren Bajonette aufgepflanzt. Ihre Mienen waren spöttisch, als sie sich an dreien der vier Wände aufreihten. Nur die Wand hinter Dubreton und Sharpe war unbewacht. Die drei Mädchen standen beim Tisch. Sie trugen sehr tief ausgeschnittene Blusen, und Sharpe nahm an, dass sie frieren mussten.

»Mes amis! Mes amis!« Die Stimme ertönte dröhnend aus der Kapelle. Eine raue Bassstimme. »*Mes amis!*«

Eine groteske Gestalt tauchte aus dem Schatten auf, kam durch den Kreuzgang und ging zum Tisch. Der Mann war klein und enorm dick. Er breitete die Arme aus und lächelte. *»Mes amis!«*

Er trug hohe schwarze Lederstiefel, die unter den Knien abgeschnitten waren, und eine weiße Reithose, die sich eng um seine gewaltigen dicken Schenkel spannte. Sein Bauch wabbelte, als er leise lachte, und das Fett wogte unter der

geblümten Weste, die er unter einem blauen Uniformrock trug, der reich mit goldenen Blättern und Tressen verziert war. Den Rock konnte er über dem gewaltigen Bauch nicht zuknöpfen. Stattdessen wurde er von einer goldenen Schärpe gehalten, und eine rote Schärpe spannte sich quer über die Brust und seine rechte Schulter. Am Hals, unter dem Mehrfachkinn, hing ein emailliertes goldenes Kreuz. Die Troddeln seiner goldenen Epauletten ruhten auf seinen dicken Armen.

Sergent Deron, der sich jetzt Maréchal Pot-au-feu nannte, nahm seinen Helm ab, der mit einem weißen Federbusch geschmückt war, und enthüllte ein Gesicht, das fast engelhaft wirkte. Ein alternder Cherub mit einem Heiligenschein von weißen Löckchen, ein Gesicht, das strahlte und guten Willen und Freude zeigte. *»Mes amis!«* Er sah Sharpe an. *»Parlez-vous français?«*

»Nein«, sagte Sharpe.

Pot-au-feu wedelte tadelnd mit dem Finger. »Sie sollten Französisch lernen! Eine wunderschöne Sprache. Nicht wahr, *Monsieur?*« Er lächelte Dubreton an. Dubreton schwieg. Pot-au-feu zuckte mit den Schultern, lachte und fasste wieder Sharpe ins Auge. »Mein Englisch sehr schlecht. Du den Franz-Colonel kennengelernt, ja?« Er wandte den Kopf, soweit es die Fettwülste an seinem Hals zuließen. *»Mon Colonel! Mon brave! Ici!«*

»Ich komme, Sire, ich komme! Hier bin ich!« Der Mann mit dem gelblichen Gesicht, dem zahnlosen Grinsen, den blauen kindhaften Augen und den schrecklichen krampfhaften Zuckungen des Gesichts sprang grotesk durch die Tür. Er trug die Uniform eines britischen Colonels, doch sie milderte nicht den Eindruck, dass er ein plumper, kraftstrotzender Schlägertyp war.

Der große, massige Mann blieb halb geduckt stehen und starrte Sharpe an. In seinem Gesicht zuckte es, und dann verzog sich der Mund zu einem Grinsen. »Sharpe!«, rief er

und lachte meckernd. »Hallo, Sharpe!« Speichel tropfte von seinen Lippen, und in seinem gelblichen Gesicht zuckte es krampfhaft.

Sharpe wandte sich ruhig an Harper. »Nicht schießen, Patrick!«

»Jawohl, Sir«, sagte Harper voller Abscheu. »Noch nicht, Sir.«

»Sir! Sir! Sir!« Der Mann mit dem gelblichen Gesicht lachte sie an, und seine Haltung straffte sich. »Hier gibt es keine Sirs. Kein verdammtes Getue und Gehabe.« Wieder lachte er schrill und meckernd.

Sharpe hatte solch ein Wiedersehen fast erwartet, und er nahm an, dass Harper ebenfalls damit gerechnet hatte, aber keiner von ihnen hatte die Befürchtung ausgesprochen. Sharpe hatte gehofft, dass dieser Mann tot war, doch der Mann prahlte, dass man ihn nicht töten könne. Hier, im Sonnenschein des Klosterhofs, stand zahnlos grinsend der Ex-Sergeant Obadiah Hakeswill.

Hakeswill!

KAPITEL 5

Obadiah Hakeswill, der Sergeant, der Sharpe in die Armee rekrutiert hatte, der Mann, der veranlasst hatte, dass Sharpe auf einem staubigen Platz in Indien ausgepeitscht worden war.

Hakeswill.

Der Mann, der Harper früher im selben Jahr ausgepeitscht hatte. Der Mann, der versucht hatte, Teresa zu vergewaltigen, Sharpes Frau, der Sharpes Tochter Antonia ein Bajonett an die Kehle gehalten hatte.

Obadiah Hakeswill.

Sein Kopf zuckte auf dem langen Hals, Speichel tropfte aus seinem Mund. Er räusperte sich, spuckte aus und schlurfte zur Seite. Dies war der Mann, der nicht getötet werden konnte.

Er war als Zwölfjähriger aufgehängt worden. Es war eine erfundene Anklage wegen des Diebstahls eines Schafes gewesen, erfunden, weil der Pfarrer, dessen junge Tochter von Hakeswill belästigt worden war, das Ansehen seines Kindes nicht in den Schmutz ziehen lassen wollte. Der Friedensrichter hatte dem Pfarrer nur zu gern den Gefallen erwiesen.

Hakeswill war der jüngste aller Gefangenen gewesen, die an diesem Tag gehenkt wurden. Der Henker, der den vielen Zuschauern gefallen wollte, hatte für keinen der Todeskandidaten einen Knoten geknüpft, der ihnen das Genick gebrochen hätte. Er hatte sie langsam aufgehängt, sie hängen lassen, damit sie sich selbst erdrosselten und die Menge sich über jeden erstickten Laut, jedes vergebliche Auskeilen freuen konnte. Der Henker hatte der Menge

angeboten, an den Knöcheln der Hängenden zu zerren, und war ihren Rufen »Ja!« oder »Nein!« gefolgt. Niemand hatte sich für den kleinen Jungen am Ende der Galgenreihe interessiert. Hakeswill hatte da gehangen und sich tot gestellt, bis er in die Schwärze geglitten war, und dann, kurz vor dem Ende, hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet.

Auf die Straße vor dem Gefängnis ging ein Wolkenbruch nieder, es blitzte und donnerte, der Wetterhahn auf dem hohen Kirchturm verbog sich in peitschendem Sturm und Regen, und die große Marktstraße leerte sich, als Männer, Frauen und Kinder davonrannten, um irgendwo Schutz zu finden. Niemanden interessierte, dass Hakeswills Onkel den Jungen vom Galgen abschnitt. Sie wähnten den Jungen tot und dachten, die Leiche werde einem Arzt verkauft, der begierig darauf war, einen frischen Toten zu sezieren. Der Onkel brachte Obadiah jedoch in eine Seitengasse, schlug ihm ins Gesicht, bis er zu sich kam, und sagte dem Kind, es solle weggehen und niemals wiederkommen. Obadiah Hakeswill gehorchte.

An jenem Tag hatten die krampfhaften Gesichtszuckungen angefangen und in dreißig Jahren niemals aufgehört. Er hatte sich der Armee angeschlossen, eine Zuflucht für Männer wie ihn, und bei den Soldaten hatte er ein einfaches Rezept zum Überleben gefunden. Für die Ranghöheren, die Offiziere, war Hakeswill der perfekte Soldat. Er war peinlich genau in seiner Pflichterfüllung, in seinem Respekt Vorgesetzten gegenüber, und er wurde zum Sergeant. Kein Offizier, dessen Sergeant Hakeswill war, brauchte sich Sorgen um die Disziplin der Männer zu machen. Sergeant Hakeswill terrorisierte seine Kompanien zu Gehorsam, und der Preis für die Befreiung von der Tyrannei musste dem hässlichen Sergeant in Geld, Schnaps oder Frauen bezahlt werden. Es erstaunte Hakeswill immer wieder, was eine Soldatenfrau alles tat, um ihren Mann vor

dem Auspeitschen zu bewahren. Er widmete sein Leben der Rache für ein Schicksal, das ihn zu einem hässlichen, ungeliebten Mann gemacht hatte, zu einer Kreatur, die von ihren Kameraden verabscheut wurde und nur für ihre Vorgesetzten nützlich war.

Hakeswill betrachtete sich als einzigartig. Er war der Mann, der den Tod überlebt hatte, und nun konnte keiner ihn mehr töten. Er fürchtete niemanden. Er konnte verletzt, aber nicht getötet werden, und das hatte er auf Schlachtfeldern und in vielen Kämpfen bewiesen. Er war das Lieblingskind des Todes.

Und hier, am Tor Gottes, war er Pot-au-feus rechte Hand. Er war im April von Sharpes Kompanie desertiert, nachdem er seine sorgfältigen Regeln für das Überleben in der Armee durch seine Gier nach Teresa über den Haufen geworfen hatte. Er hatte Sharpes Freund, Captain Robert Knowles, ermordet und wäre mit Sicherheit vors Kriegsgericht gekommen und zum Tode verurteilt worden. So war er im blutigen Schrecken am Ende der Belagerung von Badajoz desertiert. Und jetzt war er in Adrados, wo er andere Verzweifelte gefunden hatte, die bei seinen Teufeleien mitmachten, seinen Wahnsinn teilten und ihm bei der Befriedigung seiner abartigen Begierden folgten.

»Ist das ein Spaß, nicht wahr?« Hakeswill lachte meckernd. »Sharpey, du musst mich jetzt mit ›Sir‹ anreden! Ich bin jetzt Offizier!« Pot-au-feu lächelte über Hakeswills Auftritt. In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Du musst vor mir salutieren, wie?« Er nahm den Zweispitz ab, und sein Haar, jetzt ergraut, hing wirr über die gelbliche Haut. Die Augen waren himmelblau in dem entstellten Gesicht. Er schaute an Sharpe vorbei. »Du hast den verdammten Iren mitgebracht. Der ist in einem Schweinestall geboren. Verdammter irischer Dreck!«

Harper hätte den Mund halten sollen, doch das ließ sein Stolz nicht zu. Mit höhnischem Grinsen fragte er: »Was

macht deine syphiliskranke Mutter, Hakeswill?«

Seine Mutter war die einzige geliebte Person auf der Welt für Hakeswill. Er kannte sie kaum, hatte sie seit dem zwölften Lebensjahr nicht mehr gesehen, aber er liebte sie. Er hatte die Schläge vergessen, sein Weinen als kleines Kind bei ihren zornigen Züchtigungen. Er erinnerte sich nur noch, dass sie ihren Bruder geschickt hatte, um ihn vom Galgen zu holen, und in seiner Welt war das der einzige Akt von Liebe. Mütter waren für ihn etwas Heiliges. Harper lachte, und Hakeswill schrie jähzornig auf, stürzte auf Harper zu und fummelte dabei an dem ungewohnten Degen an seiner Seite.

Voller Hass griff Hakeswill an, und sein Schrei hallte durch den Kreuzgang.

Harper blieb ruhig stehen. Er entspannte seine Waffe, drehte sich um und stieß den schweren Kolben in Hakeswills Bauch. Dann wich er zur Seite und trat ihm in die Rippen. Hakeswill stürzte zu Boden.

Pot-au-feus Männer rissen die Musketen an die Schulter. Sharpe ließ sich auf ein Knie fallen und zielte mit schussbereitem Gewehr zwischen Pot-au-feus Augen.

»Non! Non!«, schrie Pot-au-feu seinen Männern zu und hob Einhalt gebietend die Hand. *»Non!«*

Hakeswill war wieder auf den Beinen. Seine Augen spiegelten eine Mischung aus Schmerz und Zorn wider. Er holte mit dem Degen aus und schlug nach Harpers Gesicht. Der Stahl zischte und blitzte im Sonnenschein, und Harper parierte grinsend den Hieb mit dem Kolben seiner Waffe. Niemand eilte Hakeswill zu Hilfe, denn sie fürchteten den irischen Hünen. Dubreton blickte zu Bigeard und nickte.

Es musste beendet werden. Wenn Hakeswill starb, dann waren sie alle dem Tod geweiht. Wenn Harper starb, dann würde Pot-au-feu an Sharpes Kugel sterben, und Pot-au-feu würde von seinen Männern gerächt werden. Bigeard

schritt ruhig hinter die Offiziere, und Hakeswill schrie, forderte Hilfe, aber niemand rührte sich. Hakeswill stieß mit dem Degen nach Harper, verfehlte ihn und fuhr hilflos zu dem riesigen französischen Sergent herum, der plötzlich auf ihn zusprang und seine gewaltigen Arme um ihn schlang. Hakeswill bäumte sich mit aller Kraft in der Umklammerung auf, aber er war wie im Griff eines Grizzlys. Harper näherte sich, nahm Hakeswill den Degen aus der Hand und trat damit zurück.

»Harper!«, rief Dubreton warnend. Sharpe zielte immer noch mit dem Gewehr auf Pot-au-feu.

Harper nickte. Er hatte nicht vor, diesen Mann zu töten, noch nicht. Er hielt den Degengriff in der rechten Hand, die Klinge in der Linken, grinste Hakeswill an und brach den Degen über dem Knie. Dann warf er die beiden Teile auf die Steinplatten. Bigeard grinste.

Ein Schrei gellte durch das Kloster, ein schrecklicher Aufschrei der Qual.

Niemand regte sich. Der Schrei war aus dem Innern des Klosters gekommen. Der Schrei einer Frau.

Pot-au-feu schaute auf Sharpes Gewehr und dann zu Dubreton. Er sprach in ruhigem Tonfall mit seiner tiefen Stimme auf Französisch. Sharpe verstand nichts, hörte aber, dass der Tonfall beschwichtigend war. Dubreton sah Sharpe an. »Er schlägt vor, dass wir diesen kleinen Zwischenfall vergessen. Wenn Sie Ihr Gewehr sinken lassen, wird er seine Männer zurückpfeifen.«

»Sagen Sie ihm, dass er seine Männer zuerst zurückpfeifen soll.« Es war, als hätte es den Schrei der Frau nie gegeben.

»Obadiah! Obadiah!« Pot-au-feus Stimme klang schmeichelnd. »Komm her, Obadiah! Komm!«

Dubreton sprach mit Bigeard, und der französische Sergent ließ Hakeswill langsam los. Einen Augenblick lang

dachte Sharpe, Hakeswill würde sich wieder auf Harper stürzen, doch Pot-au-feu hielt ihn mit ruhiger Stimme davon ab. Hakeswill bückte sich, hob das Bruchstück des Degens mit dem Griff auf und schob es theatralisch in die Scheide, sodass es wenigstens korrekt aussah. Dann ging er zu Pot-au-feu.

Pot-au-feu sprach leise und besänftigend mit ihm, tätschelte seinen Arm und winkte einem der drei Mädchen. Sie drängte sich an Hakeswill und streichelte ihn. Sharpe ließ sein Gewehr sinken und erhob sich.

Pot-au-feu sprach mit Dubreton. Der französische Colonel übersetzte für Sharpe. »Er sagt, Obadiah ist sein treuer Diener. Obadiah tötet für ihn. Er belohnt Obadiah mit Schnaps, Macht und Frauen.«

Pot-au-feu lachte, als Dubreton geendet hatte. Sharpe sah dem französischen Colonel die Anspannung an und wusste, dass er an den Schrei dachte. Seine Frau wurde hier gefangen gehalten. Doch weder Dubreton noch Sharpe hatten eine Frage bezüglich des Schreis gestellt, denn sie wussten, dass sie damit in Pot-au-feus Hände spielen würden. Er wollte, dass sie fragten.

Von Neuem ertönte ein Schrei, schwoll schrill an, ging in Schluchzen über und verklang. Pot-au-feu tat, als wäre nichts geschehen. Er sprach wieder mit seiner tiefen Stimme zu Dubreton.

»Er sagt, er wird das Geld zählen lassen, und dann werden die Frauen gebracht.«

Sharpe nahm an, dass das Geld auf dem Tisch gezählt werden würde. Das war jedoch nicht der Fall. Drei Männer schleppten die Satteltaschen zu einer relativ sauberen Stelle auf den Steinplatten und stapelten und zählten die Münzen. Der Tisch diente einem anderen Zweck. Pot-au-feu klatschte in die Hände, und ein viertes Mädchen tauchte mit einem Tablett auf. Sie stellte das Tablett auf den Tisch. Der fette Franzose tätschelte ihren Po, nahm den Deckel

vom irdenen Topf, der auf dem Tablett stand, und sprach dann länger mit Dubreton. Die Bassstimme klang vergnügt, und ein paar Mal lachte Pot-au-feu, während er Essen auf einen Teller schöpfte.

Dubreton seufzte, wandte sich an Sharpe, blickte jedoch zum Himmel. Rauch stieg auf, wo vor zwanzig Minuten noch keiner gewesen war.

»Wollen Sie wissen, was er gesagt hat?«

»Sollte ich das?«

»Es ist ein Rezept für Haseneintopf, Major.« Dubreton lächelte schwach. »Ich nehme an, ein ziemlich gutes.«

Pot-au-feu aß gierig, und dicke Soße tropfte auf die fetten Schenkel mit der weißen Reithose.

Sharpe lächelte. »Ich schneide das Fleisch einfach klein und koche es in Salzwasser.«

»Das glaube ich, Major. Ich musste meiner eigenen Frau das Kochen beibringen.«

Sharpe hob die Augenbrauen. Da war eine Andeutung in Dubretons Worten, die ihn neugierig machte.

Der Franzose lächelte. »Meine Frau ist Engländerin. Wir lernten uns während des Friedens von Amiens kennen und heirateten, als ich das letzte Mal in London war. Sie hat die zehn Jahre seither in Frankreich gelebt und ist jetzt sogar eine recht gute Köchin, und das als Engländerin. Natürlich kocht sie nicht so gut wie die Bediensteten, aber man braucht ein Leben lang, um zu lernen, wie einfach das Kochen ist.«

»Einfach?«

»Natürlich.« Der französische Colonel warf einen Blick zu Pot-au-feu, der ein Stück Fleisch aufhob, das auf seinen Schoß gefallen war. »Er nimmt seine Hasen, schneidet das Fleisch von den Knochen und legt es einen ganzen Tag in Olivenöl, Essig und Wein ein. Man fügt Knoblauch, ein wenig Salz, etwas Pfeffer und eine Handvoll

Wacholderbeeren hinzu, wenn man sie hat. Das Blut hebt man auf und vermischt es mit der Leber, die man zu einer Paste geknetet hat.« Dubreton schilderte es mit Begeisterung. »Nach einem Tag nimmt man das Fleisch und brät es in Butter und Speck. Nur leicht bräunen. Man gibt etwas Mehl in die Pfanne und schüttet alles zurück in die Soße. Dann fügt man mehr Wein hinzu, das Blut und die Leber, und lässt alles kochen und ein wenig ziehen. Sie werden es köstlich finden, besonders wenn Sie einen Löffel Olivenöl hinzugeben, bevor Sie es servieren.«

Pot-au-feu kicherte. Er hatte viel von dem verstanden, was Dubreton gesagt hatte, und als Sharpe zu ihm schaute, grinste der fette Franzose und hob ein Kännchen an. »Öl!« Er klopfte sich auf den gewaltigen Bauch und furzte.

Zum dritten Mal ertönte der Schrei, und Verzweiflung mischte sich mit der Pein. Eine Frau wurde gequält, war in höchster Not, und Pot-au-feus Männer schauten zu den vier Fremden und grinsten. Diese Männer wussten, was geschah, und sie wollten sehen, welche Wirkung es auf die Besucher hatte.

Dubreton flüsterte Sharpe zu: »Unsere Zeit wird kommen, Major.«

Sharpe nickte.

Hakeswill und das Mädchen waren zu den Geldstapeln gegangen. Jetzt wandte er sich grinsend um. »Alles da, Maréchal!«

»Bon!« Pot-au-feu streckte die Hand hin, und Hakeswill warf ihm eine der goldenen Guineen zu. Der Franzose hielt die Goldmünze und drehte sie.

Hakeswill wartete, bis das Zucken seines Gesichts nachließ. »Willst du jetzt die Frau, Sharpey?«

»So war es abgemacht.«

»Oh! Abgemacht!« Hakeswill lachte. Er betatschte das Mädchen neben sich. »Wie wäre es mit der, Sharpey? Willst

du die?« Das Mädchen schaute Sharpe an und lachte. Hakeswill amüsierte sich. »Das ist eine Spanierin, Sharpey, genau wie deine Frau. Die hast du doch noch, oder? Teresa? Oder ist sie schon an der Syphilis krepiert?«

Sharpe erwiderte nichts. Er hörte, dass sich Harper unruhig hinter ihm bewegte.

Hakeswill kam näher und zog das Mädchen mit. »Warum nimmst du nicht die, Sharpey? Sie wird dir gefallen! Sieh nur!« Er zog die Schnüre ihres Mieders auf. Hakeswill lachte meckernd. »Du kannst sie dir ansehen, Sharpey. Nur zu! Sieh sie dir genau an! Ah, natürlich, wir sind verdammte Offiziere, wie? Zu hochnäsig, um uns die Titten einer Hure anzusehen!«

Die Männer ringsum im Klosterhof lachten. Das Mädchen lächelte, als es von Hakeswill betatscht wurde. Er kicherte. »Du kannst sie haben, Sharpey. Sie ist eine Soldatin, und so kannst du sie für das Geld, das du gebracht hast, kaufen.« Sie war eine Soldatin, weil sie wie die gemeinen Soldaten für einen Schilling pro Tag diente. Das Mädchen spitzte die geschminkten Lippen und sah Sharpe an.

Pot-au-feu lachte. Dann sprach er auf Französisch mit Dubreton. Dubretons Antworten waren knapp.

Hakeswill war noch nicht fertig mit dem Verhöhnen von Sharpe. Er stieß das Mädchen auf ihn zu, so heftig, dass es gegen ihn taumelte, und dann wies Hakeswill hin und lachte. »Sie ist geil auf ihn!«

Sharpe schulterte sein Gewehr. Die Augen des Mädchens blickten hart, und ihr Haar war schmutzig. Er sah sie an, und da war etwas in seinen Augen, das sie beschämte. Sie senkte den Blick. Er schob sie sanft von sich, zog die Schnüre des Mieders zu und verknotete sie. »Geh.«

»Major?« Dubretons Stimme klang leise. Er wies an Sharpe vorbei. Die zuvor abgeschlossene Tür in der Westwand war geöffnet worden. Jenseits davon gab es eine

andere Tür, ein Eisengitter, und dahinter konnte Sharpe den Sonnenschein sehen, der in einen weiteren Kreuzgang fiel. »Er will, dass wir dort durch die Tür gehen. Nur wir beide. Ich finde, wir sollten es tun.« Dubreton zuckte mit den Schultern.

Sharpe ging mit dem Franzosen am Springbrunnen vorbei, und die Soldaten an der Westseite des Klosterhofs wichen zur Seite, als die beiden Offiziere unter den Bogen traten und durch die Tür gingen. Das Eisengitter schwang auf, als Sharpe dagegen tippte, und sie betraten einen kurzen, kalten Durchgang, stiegen eine Treppe hinauf und gelangten in die oberen Arkaden des Innenhofs. Hakeswill folgte ihnen, und bei ihm waren sechs Soldaten. Ihre Musketen waren gespannt, und die Bajonette wiesen auf Sharpe und Dubreton.

»O Gott«, sagte Sharpe bitter.

Der Innenhof war einst schön gewesen. Wasser war in kleinen verzierten Kanälen in den Hof geleitet worden. Die schmalen Kanäle waren mit glänzenden farbigen Fliesen gekachelt. Das Wasser floss längst nicht mehr, die Fliesen und die Steinplatten im Hof waren geborsten. All das nahm Sharpe in wenigen Sekunden wahr. Er sah das Dornengestrüpp, das in einer Ecke wucherte, den Wein, der mit abgestorbenen Blättern am Mauerwerk empor rankte, und er sah die Soldaten unten im Hof. Sie blickten auf und grinsten ihr Publikum an. Ein Kohlenfeuer brannte inmitten des Hofs, die Luft flimmerte über dem Feuer, und in den Flammen ruhten Bajonette.

Eine Frau lag auf dem Rücken im Hof. Ihre Handgelenke und Knöchel waren an Eisenpflöcke gefesselt, die zwischen die Steinplatten in den Boden getrieben worden waren. Die Frau war bis zur Hüfte nackt. Ihr Oberkörper war blutig, und dunkle Male waren unter dem Blut, das über ihren Brustkorb lief. Sharpe sah Dubreton an, denn er

befürchtete, dass es dessen englische Frau war, doch der Franzose schüttelte kaum wahrnehmbar den Kopf.

»Sieh dir das an, Sharpey!« Hakeswill lachte hinter ihnen.

Einer der Soldaten ging zum Feuer, wickelte einen Lappen als Schutz um die Hand und zog ein Bajonett aus den Flammen. Er überprüfte, dass die Spitze rot glühend war, und ging zu der Gefangenen zurück. Die Frau bäumte sich in den Fesseln auf und keuchte in Panik. Der Soldat stellte einen Stiefel auf ihren Leib, verdeckte halb den Blick auf sein Werk, und die Frau schrie. Die rot glühende Klinge senkte sich, ein Schrei gellte über den Hof, und dann musste die Frau ohnmächtig geworden sein. Der Soldat trat zurück.

»Sie versuchte zu flüchten, Sharpey«, sagte Hakeswill, und Sharpe nahm den fauligen Atem des Mannes über die Schulter wahr. »Der gefiel es nicht bei uns. Kannst du sehen, was auf ihr eingebrannt ist, Sharpey?«

Der Gestank von verbrannter Haut stieg zur oberen Arkade empor. Sharpe war versucht, seinen schweren Säbel zu ziehen und gegen die Bastarde zu kämpfen, doch er wusste, dass er machtlos war. Sein Augenblick würde kommen, aber jetzt hatte er noch keine Chance.

Hakeswill lachte. »*Puta.* Das steht jetzt auf ihr drauf. Sie ist Spanierin, musst du wissen. Ein Glück, dass sie keine Engländerin ist, was? Dann stünde dort das englische Wort für Hure.«

Die Frau war für immer verunstaltet, gebrandmarkt vom Teufel. Sharpe nahm an, dass sie eine der Frauen von Adrados war oder vielleicht eine Besucherin aus einem anderen Dorf, die versucht hatte, über die lange, gewundene Straße hinab zu flüchten, die vom Tor Gottes westwärts führte. Es war so schwierig, aus Adrados zu flüchten, ebenso, wie sich den Burgmauern ungesehen zu nähern.

Die Soldaten zogen die Pflöcke aus dem Boden, schnitten die Fesseln durch, und zwei Männer schleppten die Frau außer Sicht unter den unteren Kreuzgang.

Hakeswill war um die Ecke der oberen Arkade gegangen, sodass er jetzt den beiden Offizieren schräg gegenüberstand. Er legte die Hände auf die Steinbalustrade und grinste hämisch. »Wir wollten, dass ihr das seht, damit ihr wisst, was mit euren Weibern passiert, wenn ihr versucht, hier heraufzukommen.« In seinem Gesicht zuckte es, als er zu den Blutflecken beim Feuer wies. »Das!« Zwei Bajonette ruhten immer noch im Feuer. »Ihr seht, Leute, wir haben uns anders entschieden. Wir haben hier gern Ladys, und so behalten wir sie. Wir wollen euch die Mühe ersparen, das Geld zurückzubringen, und so behalten wir das ebenfalls.« Er lachte und musterte ihre Mienen. »Stattdessen könnt ihr eine Botschaft mitnehmen. Verstehst du das, Franzmann?«

Dubreton schaute ihn verächtlich an. »Ich verstehe. Sind die Frauen am Leben?«

Hakeswill riss die blauen Augen weit auf und täuschte Unschuld vor. »Am Leben, Franzmann? Natürlich sind sie am Leben. Und das bleiben sie auch, solange ihr euch von hier fern haltet. Ich werde euch gleich eine davon zeigen, aber zuerst hört ihr zu, und zwar verdammt genau.«

In seinem Gesicht zuckte es wieder. Der Kopf ruckte auf seinem langen Hals, und das Halstuch verrutschte. Die Narbe an der linken Halsseite wurde sichtbar, und er rückte das Halstuch zurecht, bis sie wieder verborgen war. Er grinste und zeigte schwarze Zahnstümpfe. »Sie sind noch unversehrt. Aber das kann sich ändern. Zuerst brandmarke ich sie, anschließend können die Jungs sie haben, und danach werden sie sterben! Verstanden?« Er schrie jetzt. »Sharpey! Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Franzmann?«

»Ja.«

»Schlaue Kerlchen seid ihr!« Er lachte, und sein Gesicht zuckte. »Nachdem ihr jetzt das Geld gebracht habt, sage ich euch, was ihr damit erreicht habt. Ihr habt für die Tugend der Weiber bezahlt! Dafür, dass sie für eine kleine Weile sicher sind. Natürlich möchten wir noch mehr Geld haben, wenn wir beschließen, dass ihre Tugend mehr wert ist. Könnt ihr mir folgen? Aber wir haben zurzeit genügend Frauen, und so werden wir eure Weiber nicht benutzen, wenn ihr noch was draufzahlt.«

Sharpe hatte in einigen Nächten geträumt, diesen Mann zu töten. Hakeswill war seit fast zwanzig Jahren sein Feind, und Sharpe wollte derjenige sein, der bewies, dass Hakeswill getötet werden konnte. Ohnmächtiger Zorn tobte jetzt in Sharpe.

Hakeswill lachte und schlurfte an der Balustrade entlang. »Jetzt werde ich euch eine der Süßen zeigen, und ihr könnt mit ihr reden. Aber denkt an die glühenden Bajonette!« Er wies zum Feuer hin. »Ich werde sie brandmarken, wenn ihr sie fragt, wo wir sie gefangen halten. Verstanden? Ihr habt keine Ahnung, in welchem Gebäude die Geiseln eingesperrt sind, und ihr möchtet es wissen, nicht wahr? Also stellt der Frau keine Fragen, oder ich brandmarke sie. Ist das klar?«

Beide Offiziere nickten. Hakeswill winkte einem Mann, der im Hof nahe der Stelle stand, an der die erste Frau weggeschleppt worden war. Der Mann wandte sich um und rief etwas zu jemandem hinter ihm.

Sharpe spürte, dass sich Dubreton versteifte, als eine Frau in den Hof gebracht wurde. Sie trug einen langen, schwarzen Mantel. Zwei Männer bewachten sie, beide mit Bajonetten. Ihr Haar war goldblond und gewellt.

Hakeswill beobachtete die beiden Offiziere. »Ich habe sie für euch ausgewählt, weil sie Französisch und Englisch spricht. Eine Engländerin, die mit einem Froschfresser verheiratet ist.« Er lachte.

Die Frau blieb in der Mitte des Hofs stehen. Einer der Soldaten stieß sie an und wies nach oben. Die Frau blickte zum oberen Kreuzgang hinauf. Sie verriet durch nichts, dass sie ihren Mann sah, und er ließ sich ebenfalls nicht das Geringste anmerken. Sie waren zu stolz, um den Geiselnehmern irgendetwas preiszugeben.

Hakeswill schlurfte näher an die Offiziere heran. »Also los, redet mit ihr!«

»Madame«, sagte Dubreton sanft.

»Monsieur.« Sie war vermutlich eine schöne Frau, aber ihr Gesicht war jetzt von Erschöpfung gezeichnet. Die Anspannung in der Gefangenschaft hatte die Fältchen um ihre Mundwinkel vertieft. Sie war schlank, wie ihr Mann, und ihre Stimme klang würdevoll und beherrscht. Einer der Soldaten, die sie bewachten, war Franzose, und er hörte sich die Unterhaltung an. Hakeswill langweilte sich. »Auf Englisch! Englisch!«

Dubreton blickte zu Sharpe und sah dann wieder seine Frau an. »Ich habe die Ehre, Ihnen Major Richard Sharpe vorzustellen, Madame. Er ist von der englischen Armee.«

Sharpe verneigte sich. Sie neigte ebenfalls den Kopf und sagte etwas, doch ihre Worte gingen im meckernden Gelächter von Hakeswill unter. »Major? Sie haben dich zu einem verdammten Major gemacht, Sharpey? Herr im Himmel! Da müssen sie aber äußerst verzweifelt sein! Major!« Sharpe trug nicht die Sterne des Majors auf den Schultern, und Hakeswill hatte bis zu diesem Augenblick nicht gewusst, dass Sharpe jetzt Major war.

Madame Dubreton schaute Sharpe an. »Lady Farthingdale wird sich freuen, zu erfahren, dass Sie hier waren, Major.«

»Bitte richten Sie ihr den Trost Ihres Mannes aus, Madame. Ich hoffe, Sie und alle anderen sind wohlauf.«

Hakeswill hörte grinsend zu. Sharpe suchte verzweifelt nach irgendeiner Formulierung, mit der er versteckt

andeuten konnte, dass sie irgendeinen Hinweis geben sollte, wo die Geiseln gefangen gehalten wurden. Er war entschlossen, diese Frau und die anderen Geisel zu befreien, aber Hakeswill hatte recht: Wenn er, Sharpe, nicht wusste, wo die Geiseln waren, dann war er hilflos. Es fiel ihm jedoch nichts ein, was bei Hakeswill keinen Argwohn wecken würde, und er wollte nicht herausfordern, dass Hakeswill den Befehl gab, Dubretons Frau zu brandmarken.

Madame Dubreton nickte langsam. »Wir sind wohlauf, Major, und man hat uns nichts angetan.«

»Es freut mich, das zu hören, Madame.«

Hakeswill lehnte sich über die Balustrade. »Du bist glücklich hier, nicht wahr, Süße?« Er lachte. »Sag, dass du glücklich bist!«

Sie sah immer noch Sharpe an. »Ich verwelke in meiner Blüte, Major. Ich bin verloren in einsamer Düsterkeit.«

»Ah!« Hakeswill grinste. »Hat sie das nicht schön gesagt!« Er wandte sich an die beiden Offiziere. »Zufrieden?«

»Nein!« Dubretons Stimme klang hart.

»Aber *ich* bin zufrieden.« Hakeswill gab den Soldaten einen Wink. »Bringt sie fort!«

Sie packten die Frau und zerrten sie herum, und jetzt verlor sie die Kontrolle über sich. Sie bäumte sich im Griff der beiden Männer auf und rief flehend und verzweifelt: »Ich verwelke in meiner Blüte!«

»Weg mit dem Weib!«, schrie Hakeswill.

Sharpe sah Dubreton an, doch dessen Gesicht war immer noch wie eine Maske und zeigte keinerlei Reaktion auf die Verzweiflung seiner Frau. Der Franzose schaute ihr nach, bis sie seiner Sicht entzogen war, und dann wandte er sich wortlos ab und machte sich auf den Rückweg.

Harper und Bigeard standen beisammen, und ihre Mienen spiegelten Erleichterung wider, als ihre Offiziere

zurückkehrten. Die Tür wurde hinter ihnen abgeschlossen, die Soldaten stellten sich an der Westwand auf, und Pot-au-feu, der immer noch am Tisch saß und aß, sprach auf Französisch mit Dubreton. Als Pot-au-feu fertig war, schöpfte er weiteren Haseneintopf aus dem großen irdenen Topf auf seinen Teller.

Dubreton schaute Sharpe an. »Er sagt, was schon der andere Bastard gesagt hat. Wir haben für die Tugend der Frauen bezahlt, das ist alles. Wir müssen mit leeren Händen umkehren.«

Pot-au-feu grinste, als Dubreton zu Ende übersetzt hatte. Er aß einen Löffel voll Eintopf und befahl dann den Soldaten, die den Ein- und Ausgang des Klosters blockierten, den Weg freizugeben. Er wies mit dem Löffel auf Sharpe und Dubreton. »Geht! Geht!«

Dubreton warf Sharpe einen Blick zu, doch Sharpe setzte sich nicht in Bewegung. Stattdessen nahm er das Gewehr von der Schulter und spannte es. Es war noch etwas Wichtiges ungesagt geblieben, und obwohl er wusste, dass es nicht viel Sinn hatte, wollte er es versuchen. Er hob die Stimme und schaute zu den versammelten Soldaten. »Ich habe eine Botschaft für euch. Jeder hier wird sterben – außer denen, die sich ergeben!«

Sie begannen ihn zu verhöhnen, ihn niederzuschreien, aber Sharpes Stimme übertönte ihren Lärm. »Ihr müsst euch vor dem Neujahrstag bei unseren Vorposten melden. Denkt daran! Vor dem neuen Jahr. Andernfalls …«

Sharpe drückte ab.

Er musste Glück bei diesem Schuss haben, doch er bezweifelte nicht, dass er gelang, denn er legte seine ganze Willenskraft hinein, weil er nicht von hier weggehen wollte, ohne es diesem Abschaum wenigstens ein bisschen zu zeigen. Es war ein Schuss aus dem Hüftanschlag, aber die Distanz war kurz und das Ziel relativ groß. Die Kugel zerschmetterte den irdenen Topf, und Pot-au-feu schrie

schmerzerfüllt auf, als Eintopf und Scherben über seine Oberschenkel spritzten. Der fette Mann wollte zur Seite ausweichen, verlor das Gleichgewicht und krachte auf die Steinplatten. Die Soldaten starrten stumm.

Sharpe schaute in die Runde. »Denkt an den Neujahrstag!« Und dann lud er vor ihren Augen das Baker-Gewehr mit schnellen, routinierten Bewegungen.

»Was werden wir mit diesen Bastarden machen, wenn sie sich nicht bis zum neuen Jahr bei uns melden, Patrick?«

»Wir werden sie töten, Sir!«, antwortete Harper zufrieden.

Dubreton grinste. Sein Blick war auf Pot-au-feu gerichtet, der sich aufrappelte, wobei ihm zwei der Mädchen halfen. »Das war gefährlich, mein Freund«, sagte er leise zu Sharpe. »Die Kerle hätten zurückfeuern können.«

»Sie hatten Angst vor unseren Sergeants.« Jeder hätte sich vor den beiden Hünen gefürchtet.

»Gehen wir, Major?«, fragte Dubreton.

Sharpe nickte.

Eine Menge hatte sich draußen vor dem Kloster versammelt, Männer, Frauen und Kinder, die den beiden Offizieren Beleidigungen zuriefen. Die Schmährufe verstummten jedoch, als die riesigen Sergeants mit ihren schussbereiten Waffen auftauchten. Die beiden Hünen gingen die Treppe hinunter, und die Menge wich zurück, eingeschüchtert allein durch den Anblick der beiden. Harper und Bigeard mochten sich anscheinend. Es amüsierte vielleicht beide, einen ebenso großen und kräftigen Mann kennengelernt zu haben. Sharpe hoffte, dass sich die beiden niemals auf einem Schlachtfeld gegenüberstehen würden.

»Major?« Dubreton war auf der Treppe stehen geblieben. Er zog dünne Lederhandschuhe an.

»Sir?«

»Haben Sie vor, die Geiseln zu befreien?« Dubreton sprach sehr leise, obwohl kein Feind in Hörweite war.

»Ja, wenn es möglich ist. Und Sie?«

Dubreton zuckte mit den Schultern. »Dieser Ort ist viel weiter von unseren Linien entfernt als von Ihren. Sie können sich viel leichter durch dieses Gebiet bewegen als wir.« Er lächelte schwach. Er spielte auf die Partisanen an, die die Franzosen im nördlichen Hügelland aus dem Hinterhalt angriffen. »Wir brauchten ein ganzes Regiment Kavallerie, um bis auf zwei Meilen an diesen Ort hier heranzukommen.« Er zupfte die Handschuhe zurecht. »Wenn Sie es tun, Major, darf ich Sie um etwas bitten?«

»Ja.«

»Ich weiß natürlich, dass Sie unsere Geiseln zurückgeben werden. Ich wäre dankbar, wenn Sie ebenfalls unsere Deserteure an uns ausliefern würden.« Er hob besänftigend die Rechte. »Nicht, damit sie wieder gegen Sie kämpfen, das versichere ich Ihnen. Sie sollen ihre Strafe bekommen. Ich nehme an, Ihren Männern droht das gleiche Schicksal.« Er ging die Treppe hinunter und blickte zurück zu Sharpe, der ihm folgte. »Andererseits, Major, sind die Schwierigkeiten einer Befreiung vielleicht zu groß?«

»So ist es.«

»Es sei denn, Sie wüssten, wo die Frauen gefangen gehalten werden?«

»Stimmt.«

Dubreton lächelte. Bigeard wartete bei den Pferden. Dubreton blickte zum Himmel, als wolle er die Wetterlage prüfen. »Meine Frau hat große Würde, wie Sie sahen, Major. Sie gab diesen Verbrechern nicht die Befriedigung, zu wissen, dass ich ihr Mann bin. Andererseits klang sie zum Schluss ein wenig hysterisch, nicht wahr?«

Sharpe nickte.

Dubreton lächelte zufrieden.

»Sonderbar, dass der hysterische Ausbruch wie die Zeilen eines Gedichts klang, nicht wahr? Es sei denn, natürlich, sie wäre ein Poet. Aber können Sie sich Frauen als Poeten vorstellen? Frauen kochen, machen Liebe, spielen Musik und können gut plaudern, aber sie sind keine Poeten. Meine Frau liest jedoch viel Poesie.« Er zuckte mit den Schultern. »Welkend in meiner Blüte, verloren in einsamer Düsterkeit? Werden Sie sich diese Worte merken?«

»Jawohl, Sir.«

Dubreton zog den Handschuh von der Rechten und reichte sie Sharpe. »Es war mir eine Ehre, Major.«

»Mir auch, Sir. Vielleicht werden wir uns wiedersehen.«

»Das wäre mir ein Vergnügen. Würden Sie bitte Arthur Wellesley meine herzlichsten Grüße ausrichten? Oder Lord Wellington, wie wir ihn jetzt nennen müssen.«

Sharpes war überrascht. »Sie kennen ihn?«

»Selbstverständlich. Wir waren zusammen auf der Reitakademie in Angers. Sonderbar, Major, dass Ihr größter Soldat das Kämpfen in Frankreich gelernt hat.« Dubreton erfreute es, diese Bemerkung anbringen zu können.

Sharpe lachte. Er nahm Haltung an und salutierte vor dem französischen Colonel. Er mochte diesen Mann. »Ich wünsche Ihnen eine sichere Heimkehr.«

»Ich Ihnen auch, Major.« Dubreton winkte Harper zum Abschied zu. »Sergeant! Passen Sie gut auf!«

Die Franzosen ritten nach Osten und schlugen einen Bogen um Adrados, und Sharpe und Harper ritten westwärts über den Pass und die gewundene Straße gen Portugal. Die Luft wirkte plötzlich klarer, der Wahnsinn blieb zurück, aber Sharpe wusste, dass sie zurückkehren würden. Ein schottischer Sergeant Major, ein alter und weiser Soldat, hatte einst mit Sharpe in der Nacht vor einer Schlacht geredet. Es war ihm peinlich gewesen, Sharpe einen Gedanken preiszugeben, aber schließlich hatte er ihn

ausgesprochen, und Sharpe erinnerte sich jetzt daran. Ein Soldat, hatte der Schotte gesagt, ist ein Mann, der für Leute kämpft, die nicht selbst für sich kämpfen können.

Hinter Sharpe, jenseits vom Tor Gottes, waren Frauen, die nicht für sich selbst kämpfen konnten. Sharpe würde zurückkehren.

KAPITEL 6

»Sie haben sie also nicht gesehen?«

»Nein, Sir.« Sharpe stand da und fühlte sich unbehaglich. Sir Augustus Farthingdale hatte es nicht für nötig gehalten, ihm einen Platz anzubieten. Durch die halb offen stehende Tür zu Farthingdales Wohnzimmer in seiner teuren Suite im besten Viertel der Stadt konnte Sharpe sehen, dass dort eine Dinnerparty stattfand. Tafelsilber und Porzellan reflektierten den Kerzenschein, und zwei Bedienstete standen ehrerbietig hinter einem Büfett.

»Sie haben sie also nicht gesehen«, wiederholte Farthingdale und stieß einen Grunzlaut aus. Seine Meinung war klar: Sharpe hatte versagt. Sir Augustus Farthingdale war nicht in Uniform. Er trug eine dunkelrote Samtjacke, deren Manschetten mit Spitze besetzt waren, eine enge Reithose aus Wildleder und Stiefel, die auf Hochglanz poliert waren. Um die Hüften trug er eine Schärpe aus hellblauer Seide, verziert mit einem goldenen Stern. Es war vermutlich irgendeine portugiesische Auszeichnung.

Sir Augustus Farthingdale saß an einem Schreibtisch, der von fünf Kerzen in einem silbernen Kandelaber erhellt war, und spielte mit einem langen silbernen Brieföffner. Sein graues Haar war von der hohen Stirn zurückgekämmt und hinten mit einem schwarzen Band zusammengebunden. Sein Gesicht war lang und schmal, mit einem leicht missmutigen Zug um den Mund und dem Ausdruck von Ärger in den Augen. Sharpe fand, dass es ein gut aussehendes Gesicht war, das eines kultivierten Mannes in mittlerem Alter, der Geld besaß und Intelligenz hatte und beides selbstsüchtig für sein Vergnügen nutzte. Sir Augustus blickte zum Wohnzimmer und rief: »Agostino!«

Ein Bediensteter, den Sharpe nicht sehen konnte, antwortete.

»Schließen Sie die Tür!«

Die Wohnzimmertür wurde geschlossen, und das Stimmengewirr der Gäste war nicht mehr zu hören. Sir Augustus Farthingdale musterte Sharpe unfreundlich von oben bis unten. Der Major war soeben in Frenada eingetroffen und hatte sich nicht die Zeit genommen, seine Uniform zu säubern oder den Schmutz des Ritts von Gesicht und Händen zu waschen.

»Der Marquis von Wellington ist tief besorgt, Major Sharpe«, sagte Farthingdale kühl. »Tief besorgt.«

Farthingdale deutete mit seinen Worten an, dass er und Wellington befreundet waren, und er tat, als vertraue er Sharpe ein Staatsgeheimnis an. Er klopfte mit dem Brieföffner auf die polierte Schreibtischplatte. »Meine Frau, Major, hat die höchsten Verbindungen zum portugiesischen Hof. Sie verstehen?«

»Jawohl, Sir.«

»Der Marquis von Wellington will unsere Beziehungen zu der portugiesischen Regierung nicht gefährden.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe widerstand dem Impuls, Sir Augustus Farthingdale zu sagen, dass er ein aufgeblasener Armleuchter war. Es war interessant, dass Wellington geschrieben hatte. Der Brief war zweifellos von einem Kurier nach Norden gebracht worden, von einem jungen Kavallerieoffizier, der ständig die Pferde gewechselt und so fünfzig Meilen pro Tag geschafft hatte. Wellington musste also in Lissabon sein, denn die Nachricht hätte ihn nicht rechtzeitig in Cadiz erreicht. Von dort aus hätte er nicht so schnell antworten können. Farthingdale machte sich wichtig, denn Sharpe wusste, dass Wellingtons Sorge nicht der portugiesischen Regierung galt, sondern den Spaniern.

Die Geschichte von Adrados hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, genährt von der Empfindlichkeit des spanischen Stolzes, und im neuen Jahr musste die britische Armee wieder nach Spanien marschieren. Die Armee musste ihren Proviant bei den Spaniern kaufen. Sie würde spanische Arbeiter zum Backen von Brot und Treiben von Maultieren benötigen, und sie musste Futter und Unterkünfte finden. Pot-au-feu und Hakeswill hatten diese Zusammenarbeit gefährdet. Das Geschwür von Adrados musste geöffnet werden als erster Schritt auf dem Weg zum Sieg.

Sharpe, der Wellington länger kannte, als Farthingdale vorgab, ihn zu kennen, war sich darüber im Klaren, dass noch etwas anderes an Pot-au-feu den General tief beunruhigte. Wellington war der Überzeugung, dass Anarchie stets nur auf Rufweite eines Volksverhetzers von der Ordnung entfernt war, und Ordnung war für Wellington nicht nur eine wesentliche, sondern die höchste Tugend. Pot-au-feu hatte diese Tugend gefährdet, und deshalb musste ihm das Handwerk gelegt werden.

Farthingdale legte den Brieföffner auf einen Stapel Papier, vielleicht das Manuskript seines nächsten Buchs mit praktischen Anweisungen für junge Offiziere, und schlug ein Bein über das andere.

»Sie sagten, ihr ist nichts angetan worden?« Eine Spur von Sorge war aus seinem beherrschten Tonfall herauszuhören.

»Das versicherte uns Madame Dubreton, Sir.«

Die Uhr in der Diele schlug neun. Sharpe nahm an, dass die meisten Möbel und Einrichtungsstücke dieser Suite nur für Sir Augustus Farthingdales Besuch aus dem Norden hertransportiert worden waren. Er und Lady Farthingdale hatten auf einer Rundreise die Winterquartiere der portugiesischen Armee besucht und auf dem Weg nach Süden in Frenada Station gemacht, damit Lady Farthingdale das Heiligtum von Adrados besuchen und für

ihre sterbende Mutter beten konnte. Farthingdale hatte es vorgezogen, einen Tag auf die Jagd zu gehen, und zwei junge Captains hatten eifrig angeboten, seine Frau ins Hügelland zu begleiten und zu beschützen. Sharpe wünschte, Sir Augustus würde ihm ein Bild seiner Frau zeigen, doch der Colonel hielt das offenbar für unnötig.

»Ich habe vor, die Aktion zur Befreiung von Lady Farthingdale zu leiten, Major.« Sir Augustus blickte Sharpe fragend, fast herausfordernd an, aber Sharpe äußerte sich nicht dazu. Der Colonel tupfte mit einem Finger an seinen Mundwinkel und musterte dann die Fingerspitze, als wäre etwas dran haften geblieben. »Sagen Sie mir, ob eine Befreiung möglich ist, Major.«

»Es wäre zu schaffen, Sir.«

»Der Marquis von Wellington wünscht, dass es getan wird.«

»Wir müssten wissen, in welchem der Gebäude die Geiseln gefangen gehalten werden, Sir. Da gibt es eine Burg, ein Kloster und ein ganzes Dorf.«

»Wissen Sie, wo meine Frau ist?«

»Nein, Sir.« Sharpe wollte hier keine Spekulationen anstellen. Das konnte warten, bis er mit Nairn sprach.

Sir Augustus musterte Sharpe feindselig. Sein Blick drückte aus, dass er Sharpe für einen völligen Versager hielt. Er seufzte. »Ich habe also meine Frau und fünfhundert Guineen verloren, aber immerhin freute es mich, dass Sie noch meine Uhr haben.«

»Jawohl, Sir. Natürlich, Sir.« Widerstrebend hakte Sharpe die Uhrkette auf. Er hatte nie eine Uhr besessen, sogar bissig gesagt, ein Offizier, der eine Maschine braucht, um die Tageszeit festzustellen, verdiene es nicht, eine Uniform zu tragen. Aber jetzt hatte er das Gefühl, diese Uhr, wenn auch nur geborgt, verleihe ihm einen gewissen Anstrich von Erfolg und Wohlstand, etwas, das einem Major gebührte.

»Hier, Sir.« Er überreichte Sir Augustus die Uhr. Der Colonel öffnete den Deckel und überzeugte sich, dass beide Zeiger noch da waren. Er öffnete eine Schreibtischlade und legte die Uhr hinein. Dann hielt er die Spitzen seiner langen dünnen Finger gegeneinander. »Danke, Major. Ich bedaure, dass dies ein so fruchtloses Unternehmen war. Zweifellos werden wir uns in Major General Nairns Hauptquartier am Morgen treffen.« Er erhob sich, und seine Bewegungen waren geschmeidig wie die einer Katze. »Guten Abend, Major.«

»Sir.«

Der Befehl, sich am folgenden Morgen im Hauptquartier zu melden, wartete in Sharpes Quartier. Außerdem eine Flasche Brandy, ein Geschenk von Nairn. Nairn hatte auf einen Zettel geschrieben, Sharpe werde bei seiner Rückkehr gewiss einen Schluck Brandy brauchen. Sir Augustus hatte ihm nicht einmal ein Glas Wasser angeboten, ganz zu schweigen von einem Glas Wein oder Brandy.

Sharpe teilte die Flasche mit Lieutenant Harry Price und sagte ihm, was er über Zivilisten in Samtkleidung dachte, die sich für Colonels hielten.

Price lächelte. »Das ist mein Wunschtraum, Sir. Ein Samtmantel, eine junge Frau voller Saft, und all die Helden wie Sie salutieren vor mir.«

»Möge Ihr Wunsch in Erfüllung gehen, Harry.«

»Mögen alle Träume wahr werden.« Price hatte einen Flicken auf seinen roten Uniformrock genäht. Wie die meisten Männer des South Essex Regiments trug er einen roten Rock. Nur Sharpe und seine paar Schützen, die den Rückzug von La Coruña überlebt hatten und dann zu der Leichten Kompanie formiert worden waren, trugen stolz ihre grünen Uniformröcke. Grüne Röcke! Natürlich! Das war die Idee! Sharpe tippte sich an die Stirn.

»Was ist, Sir?« Price hielt die leere Flasche mit dem Hals nach unten und hoffte anscheinend auf ein Wunder.

»Nichts, Harry, nichts. Mir kam nur eine Idee.«

Sharpe grübelte über die Idee nach, und es kam ihm noch eine zweite. Damit ging er am Morgen zum Hauptquartier. In der Nacht hatte sich der Himmel bewölkt, und am Morgen fiel kalter Nieselregen.

Der Tisch in der Halle vor dem Raum, in dem Nairn wartete, war überhäuft mit Mänteln, Degenscheiden und feuchten Mützen. Sharpe legte seine feuchten Sachen ebenfalls ab und lehnte sein Gewehr an die Wand. Eine Ordonnanz versprach, auf die Waffe aufzupassen.

Das Treffen fand zwischen Nairn, Farthingdale, Sharpe und einem ihm unbekannten Lieutenant Colonel statt. Nairn hatte auf seinen Morgenmantel verzichtet und trug die dunkelgrüne, mit goldenen Tressen besetzte Uniform von einem der Hochland-Regimenter. Sir Augustus Farthingdale sah prächtig im Rot, Schwarz und Gold der Königlichen Dragoner aus. Der Lieutenant Colonel war ein Füsilier, dessen roter Uniformrock mit Weiß besetzt war. Er nickte Sharpe herzlich zu. Nairn stellte vor. »Major Sharpe – Lieutenant Colonel Kinney.«

»Zu Ihren Diensten, Sharpe, und es ist mir eine Ehre«, sagte Kinney. Er war groß, hatte ein breites Gesicht und lächelte anscheinend gern. Nairn sah ihn an und sagte: »Kinney ist Waliser, Sharpe, also trauen Sie ihm nicht weiter, als Sie spucken können.«

Kinney lachte. »So war er schon, seit meine Jungs sein Regiment bei Barossa retteten.«

Sir Augustus hüstelte protestierend gegen die keltische Neckerei, und Nairn musterte ihn mit erhobenen Augenbrauen. »Natürlich, Sir Augustus, natürlich kommen wir zur Sache. Sharpe! Ihren Bericht, Mann!«

Sharpe erzählte alles und wurde nur einmal unterbrochen. Nairn sah ihn ungläubig an. »Er riss ihr das Mieder auf? Und stieß das Mädchen auf Sie zu?«

»Jawohl, Sir.«

»Und Sie schlossen das Mieder?«

»Jawohl, Sir.«

»Außerordentlich! Fahren Sie fort!«

Als Sharpe zu Ende berichtet hatte, war das Blatt Papier vor Nairn voller Notizen. Ein Feuer knisterte im Kamin. Regen tropfte gegen die Fensterscheibe. Irgendwo in der Stadt gab jemand Soldaten den Befehl zum Antreten. Der Major General lehnte sich zurück. »Dieser Franzose, Sharpe, dieser Dubreton, was wird er tun?«

»Er möchte die Geiseln befreien, Sir.«

»Und – wird er das tun?«

»Er hat es doppelt so weit wie wir, Sir.« Die Franzosen und Briten überwinterten weit auseinander.

Nairn stieß einen Grunzlaut aus. »Wir müssen zuerst handeln. Eine Befreiungsaktion und dann diesen Abschaum ausräuchern.« Nairn tippte auf einen Brief. »Das wünscht der Peer, und das werden wir tun. Was brauchen Sie, um die Frauen zu befreien, Sharpe?«

»Sir!« Sir Augustus Farthingdale neigte sich vor. »Ich hatte gehofft, Sie betrauen mich mit der Befreiung der Geiseln!«

Nairn schaute Sir Augustus an und schwieg so lange, dass es peinlich wurde. Dann sagte er: »Das ist nobel von Ihnen, Sir Augustus, sehr lobenswert. Aber Sharpe war dort, und deshalb sollten wir uns erst seine Vorschläge anhören, ja?«

Es war an der Zeit, die erste der beiden Ideen vorzutragen. Es war nur ein vager Gedanke, der ihm spät in der Nacht gekommen war, aber er würde es versuchen. »Wir können die Frauen befreien, Sir, wenn wir wissen, wo sie sind. Wenn wir das wissen, dann sehe ich nur eine

Möglichkeit. Wir müssen in der Nacht dorthin, damit wir uns ungesehen nähern können. Dann müssen wir so nahe wie möglich den ganzen Tag über versteckt warten und in der nächsten Nacht angreifen. Die Aktion müsste von Schützen durchgeführt werden, Sir.«

»Schützen!«, sagte Nairn entrüstet, und Kinney lächelte. »Warum denken Sie nur an Schützen? Glauben Sie, keiner sonst in der Armee kann kämpfen?«

»Ich sah dort viele Uniformierte, Sir, aber keinen Schützen. In der Nacht ist dort jeder, der keine grüne Uniform trägt, ein Feind.«

Nairn grunzte. »Aber Sie haben nicht alle von Pot-au-feus Männern gesehen.«

»Stimmt, Sir.« Sharpe sprach es nicht aus, doch alle Versammelten wussten, dass von den Schützen weniger Männer desertiert waren als von den anderen Regimentern. Nairn warf einen Blick zu Sir Augustus in seinem Rot, Schwarz und Gold, und sah dann wieder Sharpe an. »Also Schützen. Was sonst, Sharpe?«

Es gab noch etwas, aber es würde alles vergebens sein, wenn Sharpe nicht wusste, in welchem Gebäude die Geiseln gefangen gehalten wurden. Das sagte er. Nairn lächelte listig. »Aber wir wissen doch Bescheid!«

»Wirklich?«, fragte Sharpe überrascht und erinnerte sich daran, »Sir« hinzuzufügen.

»Und ob, und ob!« Nairn grinste in die Runde.

Kinney wartete geduldig. Sir Augustus wurde ärgerlich. »Vielleicht macht es Ihnen nichts aus, uns aufzuklären, Sir.«

»Mit Vergnügen, Sir Augustus.« Nairn schloss die Augen, lehnte sich zurück, hob theatralisch die Rechte und deklamierte: »Verwelkend in meiner Blüte, verloren in der einsamen Düsterkeit eines Klosters! Oder so ähnlich.«

Nairn öffnete die Augen und grinste triumphierend. »Alexander Pope. Aus *Heloise und Abelard.* Die traurige

Geschichte eines jungen Mannes, der in seiner Blütezeit kastriert wird, wenn ich mich richtig erinnere. Die Geiseln sind also im Kloster. Die Französin ist eine sehr schlaue Frau.«

Kinney neigte sich vor. »Wie viele Schützen?«

»Zwei Kompanien, Sir?«, sagte Sharpe.

Kinney nickte. »Können Sie das Kloster über Nacht halten?«

Sharpe bestätigte es.

»Dann werden Sie am Morgen Entsatz brauchen?«

»Jawohl, Sir.«

Kinney schaute Nairn an. »Wie wir es diskutiert haben, Sir. Eine kleine Gruppe geht rein und sichert die Ladys, und ein Bataillon rückt am Morgen vor und bestraft die Männer. Eines macht mir jedoch Sorgen.«

Nairn hob eine buschige Augenbraue. »Und zwar?«

»Es mögen Deserteure sein, aber ich denke, wir können davon ausgehen, dass sie keine Dummköpfe sind.« Er schaute Sharpe an. »Glauben Sie nicht, Major, dass die Kerle mit einem nächtlichen Angriff rechnen? Sie werden Wachen und eine Postenkette haben. Es ist ein Risiko, Sharpe, und wenn ich es auch nicht scheue, so könnte der Bande genug Zeit bleiben, um sich an den Geiseln zu rächen.«

Sir Augustus nickte. Er hielt anscheinend eine Befreiungsaktion für nicht mehr wünschenswert. »Da stimme ich Kinney völlig zu.«

Nairn sah Sharpe fragend an. »Major?«

»Daran habe ich gedacht, Sir.« Sharpe lächelte. Jetzt kam die zweite Idee, die bessere. »Ich dachte daran, die Aktion an Sowan's Night durchzuführen.«

Nairn grinste. Automatisch korrigierte er Sharpe. »Sowan's *Nicht.* Das gefällt mir, Mann! Sowan's Nicht! Die

Bastarde werden alle besoffen flachliegen!«

Sowan’s Nicht, die schottische Bezeichnung für Heiligabend, die Nacht, in der man erwarten konnte, dass jeder Soldat hoffnungslos und hilflos betrunken war. In England war es die Nacht für Frumenty, ein Getränk aus Weizenspelze, gekocht in Milch und dann gelöscht mit Rum und Eigelb, das man übermäßig trank. Heiligabend.

Kinney nickte lächelnd. »Wir wurden zuerst mit diesem Trick hereingelegt, und da können wir ihn auch selbst anwenden.«

Er bezog sich auf den Heiligabend 1776, als George Washington die Garnison Trenton überrascht hatte, weil die Verteidiger nicht mit einem Angriff über Weihnachten gerechnet hatten. Dann schüttelte Kinney den Kopf. »Aber …«

»Aber?«, fragte Nairn.

Kinneys Hoffnung, Washingtons Trick zu wiederholen, schien zu schwinden. »Der erste Weihnachtstag, Sir, an dem ich Major Sharpe und seinen Männern Entsatz bringen soll, ist in fünf Tagen. Das könnte ich schaffen. Ich könnte die Männer dort haben, aber ich kann nicht mit leeren Händen dastehen. Ich müsste eine Extra-Ration pro Mann haben, Sir, und wenn die Franzosen möglicherweise auch dort auftauchen, müsste ich zusätzliche Munition haben.« Sharpe wusste, dass damit bis zu tausend Pfund Trockenrindfleisch und über vierzigtausend Patronen gemeint waren. Kinneys Miene wurde noch skeptischer. »Alle Maultiere sind weg, Sir. Es würde eine Woche dauern, sie von der Winterweide herzuholen.« Die Maultiere überwinterten wie die britische Kavallerie überwiegend im fruchtbareren Landstrich beim Meer.

Nairn brummelte etwas Unverständliches vor sich hin und machte Notizen. »Sie könnten dort ohne Mulis hin?«

»Natürlich, Sir. Aber was ist, wenn die Franzosen kommen?«

»Sie sind nicht dort, um gegen uns zu kämpfen, oder? Sie sind dort, um diesen Pot-au-feu gefangen zu nehmen!«

Kinney nickte. »Und wenn sie die Chance haben, zusätzlich ein erstklassiges Bataillon von uns niederzumachen?«

»Ja, ja, ja.« Nairn war verstimmt. »Ich könnte mir denken, dass Sie recht haben. Wie wäre es mit der Silvesternacht, Sharpe?«

Sharpe lächelte. »Ich würde Heiligabend vorziehen, Sir.« Er schaute Kinney an. »Würden sieben Wagen mit Pferdegespannen helfen? Plus ein paar gute Packpferde? Alles da und abmarschbereit?«

»Helfen? Lieber Mann, selbstverständlich würden die helfen! Sie würden völlig reichen! Aber wo wollen Sie die herzaubern?«

Sharpe sah Nairn an. »Die Raketen-Truppe, Sir. Ich bin überzeugt, der Prinzregent wäre erfreut, wenn die Männer eine kriegsartige Verwendung fänden.«

Nairn lächelte. »Vor zwei Wochen beförderte ich Sie vom Captain zum Major, und jetzt erlauben Sie sich schon, mir zu sagen, was Seiner Königlichen Hoheit gefallen würde!« Er blickte Kinney an. »Der Vorschlag des Bevollmächtigten des Prince of Wales gefällt Ihnen?«

»Jawohl, Sir.«

Nairn grinste Sir Augustus vergnügt an. »Es sieht aus, als würden Sie Ihre Frau binnen einer Woche wieder in die Arme schließen können, Sir Augustus!«

Sir Augustus zuckte leicht zusammen, nickte jedoch. »So sieht es in der Tat aus, Sir, und ich bin dankbar. Ich möchte immer noch an der Befreiungsaktion teilnehmen, Sir.«

»So, möchten Sie.« Nairn runzelte die Stirn. Er hatte kein Verständnis für die Bitte. »Ich meine es nicht böse, Sir

Augustus, mein Wort darauf, aber finden Sie nicht, dass solche Heldentaten den Hitzköpfen überlassen werden sollten? Wir kühleren Köpfe müssen geduldig warten und unsere Bücher schreiben!«

Sir Augustus lächelte schwach. »Sie meinen, wir *älteren* Köpfe, Sir?«

»Älter! Weiser! Kühler! Haben Sie tatsächlich Lust, mitten in der Nacht einen verdammten Hügel hinaufzuklettern, den ganzen Tag in der Kälte herumzuliegen und dann in der nächsten Nacht mit Typen wie Sharpe mitzuhalten? Ich bewundere wirklich Ihre edle Gesinnung, Sir Augustus, aber ich bitte Sie, es sich noch einmal zu überlegen.«

Sir Augustus neigte den schmalen Kopf mit dem silbergrauen Haar. Vielleicht dachte er an diesen kalten Heiligabend. Sharpe wollte den Mann nicht dabei haben, und er entschloss sich zu einer Bemerkung, die Sir Augustus vielleicht half, eine Bitte zurückzunehmen, die Nairn kaum ablehnen konnte. »Wir werden keine Pferde mitnehmen, Sir, kein einziges.«

Farthingdales Kopf ruckte hoch. »Ich kann marschieren, wenn es sein muss!«

»Dessen bin ich sicher, Sir.«

»Meine Sorge gilt Lady Farthingdale. Sie ist eine feine Frau aus bester Familie. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, dass sie behandelt wird wie eine …« Er sprach nicht weiter. »Ich möchte ihr meinen Schutz geben, Sir«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu.

»Sir Augustus!« Nairn schüttelte tadelnd den Kopf. Aus Farthingdales Worten konnte man schlussfolgern, dass Lady Farthingdale nach einer Befreiung aus Pot-au-feus Gewalt durch Sharpes Männer gefährdet war. »Ihre Gattin wird sicher sein, Sir Augustus, völlig sicher! Sie können am nächsten Morgen mit Kinney hinreiten, ja, Kinney?«

Der walisische Lieutenant Colonel wirkte nicht gerade erfreut, doch er nickte. »Ja, Sir. Natürlich, Sir.«

Sir Augustus nickte und lehnte sich zurück. »Sehr gut. Ich werde mit den Füsilieren reiten.« Er blickte Sharpe unfreundlich an. »Kann ich sicher sein, dass Lady Farthingdale mit allem Respekt behandelt wird?«

Die Worte beinhalteten eine ungeheuerlich beleidigende Unterstellung, aber Sharpe nahm an, dass sie ebenfalls die Eifersucht eines älteren Mannes bei einer viel jüngeren Frau verrieten. Deshalb entschloss er sich, höflich zu antworten. »Selbstverständlich, Sir.« Dann wandte er sich an Nairn, um noch eine offene Frage zu klären.

»Bekommen wir die Schützen, Sir?«

Nairn lächelte wieder listig, und als Antwort schob er Sharpe einen Brief hin. »Dritter Absatz, Major. Die Schützen sind bereits auf dem Weg.«

Sharpe las den Brief und verstand Nairns Lächeln. Der Brief war von Wellington diktiert worden. Der General machte genaue Vorschläge, wie Pot-au-feu besiegt werden musste. Sharpe las: »Ich möchte auf Major Sharpe hinweisen, der eine Mission braucht, denn ich bin der festen Überzeugung, dass er mit zwei Kompanien Schützen eine Befreiungsaktion erfolgreich durchführen kann, bevor das Bataillon eintrifft. In Anbetracht dessen und in der Hoffnung, dass diese Maßnahme entsprechend ergriffen wird, habe ich den Befehl gegeben, dass zwei Kompanien des 60th Regiments dem Hauptquartier zugeteilt werden.«

Sharpe blickte auf. Nairn lächelte breit. »Es war interessant, Major, festzustellen, ob wir zu den gleichen Schlüssen gelangen.«

»Das war offenbar der Fall, Sir.«

»Trösten Sie sich mit dem Gedanken, dass der Peer nicht an den Einsatz der Raketen-Truppe dachte. Er hat jedoch

die Partisanen um Hilfe gebeten. Ein wenig irreguläre Kavallerie im Hügelland wird uns die Sache erleichtern.«

Sharpe fragte sich, ob Teresa die Botschaft erhalten würde. Vielleicht würde er sie Weihnachten sehen? Der Gedanke erfreute ihn.

Nairn nahm den Brief wieder an sich. Seine Miene war ernst. »Leider nehmen die Partisanen den ehrenvollen Auftrag nicht an. Spanien glaubt, dass britische Soldaten über dieses Dorf herfielen, töteten, vergewaltigten und die Kirche schändeten. Es muss eine neue Predigt in den Kirchen geben, Gentlemen, eine Predigt, dass britische Soldaten dieses Massaker sühnten und dass jede Person in Spanien unter dem Schutz unserer Flagge sicher ist.« Er hatte offenbar aus dem Brief zitiert, denn jetzt ließ er ihn sinken und lächelte Sharpe an. »Sie sagten diesen Bastarden, dass sie Zeit bis zum Neujahrstag haben?«

»Jawohl, Sir.«

»Dann brechen Sie Ihr Wort, Major. Erledigen Sie die Kerle stattdessen an Weihnachten.«

»Jawohl, Sir.«

Nairn schaute aus dem Fenster. Der Regen hatte aufgehört und die Wolkendecke riss auf und gab den Blick auf den blauen Himmel frei. Nairn lächelte. »Gute Jagd, Gentlemen. Gute Jagd.«

KAPITEL 7

Der Captain der Schützen sah schrecklich aus. Sein linkes Auge war weg, und die Höhle war mit einer schwarzen Augenklappe bedeckt, die an den Rändern grünlich war. Ein großes Stück vom rechten Ohr fehlte, und er hatte falsche Schneidezähne aus Metall. Die Verwundungen hatte er auf Schlachtfeldern erlitten.

Er stand vor Sharpe stramm und salutierte. Der militärische Schneid wurde etwas gemildert durch den leicht schnoddrigen Tonfall. »Captain Frederickson, Sir.« Frederickson war hager und wirkte eisenhart.

Der zweite Captain, stämmiger und weniger selbstsicher, erlaubte sich ein Lächeln, während er grüßte. »Cross, Sir. Captain Cross.« Cross wollte Major Sharpe gefallen, Frederickson hingegen war es völlig gleichgültig, welchen Eindruck er auf den Major machte.

Sharpe war bei der Beförderung zum Major in Hochstimmung gewesen, doch jetzt überraschte es ihn, wie nervös er war. Wie Cross sich beliebt machen wollte, wünschte auch Sharpe, dass ihn die Männer mochten, die unter sein Kommando kamen. Er war versucht zu glauben, dass ihm die Männer bereitwilliger folgten, wenn er freundlich und umgänglich, vernünftig und nett war. Aber Freundlichkeit allein würde keine Loyalität bewirken, und Sharpe wusste, dass er der Versuchung widerstehen musste.

»Worüber grinsen Sie, Cross?«

»Sir?« Cross blickte verstohlen zu Frederickson, doch der Einäugige sah starr geradeaus. Das Grinsen verschwand.

Diese Captains und ihre Kompanien waren die Männer, die Sharpe zum Tor Gottes hinaufführen würde, in einer schwierigen Aktion, und da würde kein Platz für einen freundlichen, umgänglichen, vernünftigen und netten Mann sein. Vielleicht mochten sie ihn später sympathisch finden, aber zuerst mussten sie Respekt vor ihm haben, denn er stellte hohe Anforderungen an sie, und weil Loyalität vom Respekt her kommt.

»Wie ist Ihre Stärke?«

Frederickson antwortete als Erster, wie Sharpe es nicht anders erwartet hatte. »Neunundsiebzig Männer, Sir. Vier Sergeants und zwei Lieutenants.«

»Munition?«

»Achtzig Patronen pro Mann, Sir.« Die Antwort kam ein bisschen zu schnell, und es war eine Lüge. Britisches Schießpulver galt als das beste der Welt, und die meisten Soldaten verdienten sich ein paar Pence nebenbei, indem sie Dorfbewohnern Patronen verkauften. Fredericksons Antwort deutete auch an, dass das Defizit Sharpe nichts anging. Er, Frederickson, würde schon dafür sorgen, dass seine Männer mit vollen Patronentaschen in die Schlacht zogen.

Sharpe sah Cross an. »Captain?«

»Fünfundachtzig Männer, Sir. Vier Sergeants und ein Lieutenant.«

Sharpe schaute zu den Kompanien, die auf Frenadas Plaza Major angetreten waren. Die Männer waren müde und ungepflegt. Sie warteten darauf, entlassen zu werden. Sie waren soeben nach einem langen Marsch von Coa aus eingetroffen und freuten sich auf ein warmes Quartier, auf Essen und Trinken. Ein halbes Dutzend Pferde der Offiziere stand vor den angetretenen Männern mit den grünen Uniformröcken. Sharpe blickte zur Sonne. Noch drei Stunden Tageslicht.

»Wir fassen zusätzliche Munition. Der Empfang ist zu bestätigen. Ich werde Ihren Sergeants sagen, wo sie abzuholen ist.«

Cross nickte. »Sir!«

»Und wir marschieren heute Abend noch zehn Meilen. Alle Pferde der Offiziere bleiben hier.« Sharpe wandte sich ab, hörte einen überraschten Laut von Captain Cross und drehte sich zu ihm um.

»Ist was?«

»Nichts, Sir.«

Frederickson grinste nur.

Sie biwakierten in dieser eisigkalten Nacht, richteten sich Unterkünfte aus Zweigen und Ästen her und kochten Rindfleisch von den Rationen in kleinen Töpfen. Kein Schütze nahm jemals die riesigen Kessel mit, die von der Armee ausgegeben wurden und wegen ihres Gewichts von einem Maultier getragen werden mussten. Man brauchte fast einen ganzen Baumstamm, um einen so großen Kessel zu erhitzen, und deshalb nahmen die Leichten Truppen von Wellingtons Armee einfach die kleinen Kochtöpfe von den Feinden, die sie getötet hatten.

Sharpe schaute zufrieden zu den dreißig kleinen Feuern. Seine eigene Kompanie war bei ihm. Sie war im Sommer 1812 stark geschrumpft. Lieutenant Price, drei Sergeants und nur noch achtundzwanzig Mann waren die Plänkler des South Essex Regiments, und nur neun der Männer plus Harper waren die Schützen aus Sharpes alter Kompanie des 95th Regiments, das er vor vier Jahren auf dem Rückzug nach La Coruña gebracht hatte.

Price teilte ein Feuer mit Sharpe. Er schaute seinen Major an. »Wir können nicht mit Ihnen rein, Sir?«

»Sie tragen einen roten Rock, Harry.«

Price fluchte. »Das macht doch nichts, Sir.«

»Doch, das macht etwas.« Sharpe hob mit seinem Messer eine Kastanie aus dem Feuer. »Es wird genug am ersten Weihnachtstag für Sie zu tun sein, Harry. Glauben Sie mir.«

»Jawohl, Sir«, sagte Price missmutig. Dann musste er grinsen. Er nickte zu den Lagerfeuern hin. »Sie haben die Jungs ziemlich aufgeheitert, Sir. Ich weiß nicht, was in die gefahren ist.«

Sharpe lachte. Zwei der Lieutenants hatten nach dem Zehn-Meilen-Marsch gehumpelt, weil sie es nicht gewohnt waren, zu Fuß zu gehen. Die Schützen hatten resigniert. Sharpe war einfach ein weiterer Bastard, der ihnen ein warmes Bett und die Chance zu einem willigen Mädchen versagt und sie gezwungen hatte, in einer Dezembernacht unter freiem Himmel zu übernachten.

Price stieß eine Verwünschung aus, als er sich an einer heißen Kastanie die Finger verbrannte. »Die Männer sind äußerst neugierig, Sir.«

»Neugierig?«

»Unsere Jungs haben mit ihnen geredet. Ihnen so einiges erzählt.« Price grinste. »Zum Beispiel, wie lange Leute für gewöhnlich am Leben bleiben, wenn sie für Major Sharpe kämpfen.«

»Verdammt, Harry, tragen Sie nicht so dick auf!«

Price kaute vergnügt seine Kastanie. »Das sind harte Jungs, Sir. Sie werden ihre Sache gut machen.«

Sie waren wirklich hart. Das 60th, die Royal American Rifles, ein Schützenregiment, das vor der Rebellion in den dreizehn Kolonien aufgestellt worden war. Die Männer waren als Scharfschützen, Beobachter und Killer im tiefsten Wald ausgebildet worden, aber seit dem Verlust von Amerika war das Regiment mit Briten und Exil-Deutschen aufgefüllt worden. Mindestens die Hälfte dieser Männer waren Deutsche, und Sharpe hatte herausgefunden, dass Frederickson der Sohn einer englischen Mutter und eines

deutschen Vaters war und beide Sprachen fließend sprach. Sergeant Harper hatte erfahren, wie der ironische Spitzname lautete, den Fredericksons Kompanie ihrem Captain gegeben hatte. Captain William Frederickson, ein so harter Offizier wie jeder in der Armee, wurde »Der liebe Bill« genannt.

Der liebe Bill kam an Sharpes Feuer. »Gibt es heute Nacht eine Parole, Sir?«

»Eine Parole?«

Frederickson zuckte mit den Schultern. »Ich wollte eine Patrouille ausschicken, Sir.« Er hatte nicht vor, um Erlaubnis zu fragen. Es kränkte Captains des 60th Regiment, eine Genehmigung einzuholen. Das Regiment kämpfte nicht in Bataillonen wie andere Regimenter, sondern war in Kompanien aufgeteilt, die den Armee-Divisionen zugeteilt waren, um die Schützenlinie zu verstärken. Kompanien des 60th Regiment waren die Waisen der Armee, hart und unabhängig und stolz auf ihren besonderen Status.

Sharpe lächelte. Es war nicht nötig, im sicheren, befreundeten Portugal zu patrouillieren. »Sie wollen eine Patrouille ausschicken?«

»Jawohl, Sir. Einige meiner Männer können eine Nachtübung brauchen.«

»Wie lange?«

Der Einäugige starrte ins Feuer und sah dann Sharpe an. »Drei Stunden, Sir.«

Zeit genug, um zu dem Dorf zurückzukehren, das sie in der Abenddämmerung passiert hatten, und um zu dem großen Bauernhof auf dem Hügel jenseits der Kirche zu gelangen. Sharpe hatte die Geräusche des Bauernhofs ebenfalls gehört, und dabei hatte er Hunger bekommen wie Frederickson. Er wollte also ein Losungswort, damit ihn die Posten auf dem Rückweg passieren ließen.

»Schweinekotelett, Frederickson.«

»Sir?«

»Das ist die Parole. Und mein Preis.«

Frederickson zeigte die Andeutung eines Grinsens. »Ihre Männer sagen, dass Sie nichts vom Stehlen halten, Sir.«

»Mir hat es nie gefallen, wenn Profose Plünderer aufhängen.« Sharpe kramte in seiner Tasche und warf Frederickson eine Münze zu. »Lassen Sie das auf der Türschwelle zurück.«

Frederickson nickte. »Das werde ich tun, Sir.« Er stand auf und verschwand in der Dunkelheit.

Sie aßen die Koteletts am nächsten Tag bei Einbruch der Dunkelheit, verborgen in einem Eichenwäldchen. Ein langer Tagesmarsch lag hinter ihnen. In dieser Nacht würde es keine Ruhe geben, sondern einen strapaziösen Nachtmarsch durch den Fluss und hinauf ins Hügelland. Sharpe ließ die Männer nach dem Essen antreten. Sie mussten die Tornister, Feldflaschen, Patronentaschen, Mäntel und Tschakos ablegen. Die Sergeants durchsuchten jeden Mann und seine Ausrüstung nach Schnaps. Dies waren eine Nacht und ein Tag, an denen sich keiner betrinken durfte. Die Schützen schauten verdrossen zu, als ihr Schnaps ausgegossen wurde. Dann hielt Sharpe ein paar Feldflaschen hoch. »Brandy.« Das heiterte sie ein wenig auf. »Den teilen wir morgen aus, um über die Kälte hinwegzukommen. Wenn die Mission erfüllt ist, könnt ihr euch um den Verstand saufen.«

In dieser Nacht stiegen sie hinauf durch eine dunkle Landschaft aus zerklüfteten Felsen und düsteren Schatten und hörten das Heulen von Wölfen. Die Wölfe griffen selten Menschen an, doch Sharpe hatte einmal gesehen, dass ein Wolf ein angebundenes Pferd angesprungen und ihm ein Stück aus der Kruppe gebissen hatte, bevor er in die

Dunkelheit geflüchtet war, verfolgt von einer Musketensalve.

Sie stiegen immer höher ostwärts, und der Mondschein täuschte Sharpe in den Orientierungspunkten, die er sich bei seinem ersten Besuch des Klosters gemerkt hatte. Er hielt sich nördlich vom Tor Gottes, und nach Mitternacht führte er die Soldaten südwärts. Jetzt kamen sie leichter voran, weil der Aufstieg beendet war. Sharpe fürchtete die Morgendämmerung. Sie mussten in einem Versteck sein, bevor Pot-au-feus Männer auf dem Wachtturm das Hochland nach Eindringlingen absuchen konnten.

Sharpe führte die Männer zu nahe heran. Das merkte er erst, als ein Wachtposten jenseits des Tals einen ganzen Dornbusch auf ein Feuer warf und die Flammen aufloderten und den Wachtturm erhellten. Sharpe befahl den Männern im Flüsterton, leise zu sein. Sie waren nahe, zu nahe! Er zog sich in einem Bogen mit den Männern zurück, und kurz vor dem Morgengrauen fand er eine tiefe Schlucht.

Die Schlucht befand sich zu nahe beim Kloster, sodass Sharpe und die Männer nicht sorglos sein konnten, aber sonst war sie ideal. Ein Major, zwei Captains, vier Lieutenants, elf Sergeants und hundertfünfundsechzig Mannschaften waren zwischen den steil ansteigenden Wänden der Schlucht versteckt. Sie mussten den ganzen Tag verborgen bleiben.

Es war eine sonderbare Art, den Heiligabend zu verbringen. In Britannien würde man das Festmahl vorbereiten. Weihnachten sollte man in einem warmen Haus sein, den Duft von köstlichem Braten und frisch gebackenem Kuchen in der Nase haben und sich auf das Feiertagsmahl freuen.

Sharpe fragte sich, ob diese Männer ärgerlich waren, weil sie Weihnachten in den Kampf ziehen mussten, doch während der Heiligabend langsam und kalt verging,

bemerkte er Stolz bei ihnen, weil man sie für diese Mission ausgewählt hatte. Sie hassten die Deserteure, und Sharpe argwöhnte, dass dieser Hass zum Teil auch aus Neid resultierte. Die meisten Soldaten spielten irgendwann einmal mit dem Gedanken an Fahnenflucht, aber nur wenige desertierten tatsächlich, und fast alle Soldaten träumten von einem Paradies, in dem es keine Disziplin, viel Wein und viele Frauen gab. Pot-au-feu und Hakeswill waren nahe an die Verwirklichung dieses Traums herangekommen, und Sharpes Männer würden sie bestrafen, weil sie gewagt hatten, zu tun, was sie nur im Traum getan hatten.

Frederickson setzte sich zu Sharpe und Harper. Er nickte zu den Männern seiner Kompanie hin. »Das sind Romantiker, Sir.«

Sharpe sah den »lieben Bill« überrascht an. »Romantiker?«

»Sehen Sie sich die Bastarde an. Die Hälfte davon würde für zehn Schilling oder noch weniger einen Mord begehen. Sie sind Säufer und würden den Ehering ihrer Mutter für eine Flasche Rum stehlen. Allmächtiger! Es sind Scheißkerle!« Er lächelte voller Stolz auf seine Männer, hob eine Ecke der Augenklappe an und tastete mit einem Finger zur Wunde. Es war anscheinend eine unbewusste Geste, die er sich angewöhnt hatte. Er wischte sich den Finger am Uniformrock ab. »Gott weiß, dass sie keine Heiligen sind, aber sie sorgen sich um die Frauen im Kloster. Sie begeistern sich an der Vorstellung, die Frauen zu retten.« Frederickson lächelte schief. »Jeder hasst die verdammte Armee, bis er Hilfe braucht. Dann sind wir alle Helden und Ritter.« Er lachte.

Die meisten der Männer hatten im Laufe des Morgens geschlafen, während Prices Rotröcke Wache geschoben hatten. Jetzt schliefen die abgelösten Posten, und die Posten von Captain Cross säumten den oberen Rand der Schlucht,

den Kopf kaum sichtbar über dem Horizont. Sharpe hatte Gestalten auf dem Wachtturm gesehen, und am Mittag waren drei Reiter im Osten aufgetaucht. Sharpe nahm an, dass es eine Patrouille war, doch die Reiter waren in einer Senke verschwunden und seit einer Stunde nicht mehr aufgetaucht. Vermutlich hatten sie Schnapsflaschen mitgenommen und getrunken. Dann waren sie ins Tal zurückgekehrt und hatten gemeldet, dass sie auf ihrer »Patrouille« nichts entdeckt hatten.

Sharpes größte Sorge war die Kälte. Während der Nacht war es kälter gewesen, aber die Männer hatten sich bewegt. Jetzt fehlte ihnen Bewegung, und sie konnten kein Feuer machen. Sie froren im Wind, der durch das Versteck blies und ständigen kalten Nieselregen mitbrachte.

Nachdem die Patrouille verschwunden war, hatte Sharpe das Kinderspiel Fangen begonnen. Die Grenze beim Fangen war eine imaginäre Linie auf halber Höhe des Schluchthangs, und die wichtigste Regel war Stille. Das Spiel wärmte Männer und Offiziere auf und dauerte über zwei Stunden. Immer wenn ein Offizier im Spiel war, wurde es wilder. Sharpe wurde zweimal gefangen, sehr zur Schadenfreude der Männer. Als jetzt das Licht zu verblassen begann, saßen die Männer mit ihren Waffen da und bereiteten sich auf die Nacht vor.

Patrick Harper hatte Sharpes Säbel. Harper hatte ihn gekauft, die Spitze verändert und die Klinge geschliffen. Er hatte Sharpe den Säbel geschenkt, als er befürchtet hatte, Sharpe sterbe in Salamanca an seiner Verwundung. Es war ein schwerer Kavalleriesäbel, lang und mit gerader Klinge, klobig und unhandlich, aber tödlich, wenn er mit Kraft gehandhabt wurde. Der Mann, der Sharpe angeschossen hatte, der Franzose Leroux, der Sharpe an den Rand des Todes gebracht hatte, war durch diesen Säbel gestorben. Harper schärfte die Klinge mit seinem Wetzstein. Die Spitze

war nadelscharf. Er hielt Sharpe den Säbel mit dem Griff voran hin. »Da, Sir. Wie neu.«

Neben Harper lag das Salvengewehr mit den sieben Läufen, das von Frederickson sehr bewundert wurde. Es war die einzige Schusswaffe, die vom ersten Trupp ins Kloster mitgenommen werden würde. Die Männer dieses Trupps waren sorgfältig ausgewählt worden, die besten der drei Kompanien, und sie würden nur mit Degen, Messern und Bajonetten angreifen. Sharpe würde den Trupp führen. Harper würde an seiner Seite sein, und das Signal für die anderen Schützen würde ein Feuerstoß aus dem Salvengewehr des irischen Sergeants sein. Harper nahm das Gewehr und grinste glücklich. »Nichts geht über Hammelpastete, Sir.«

»Hammelpastete?«

»Die würden wir daheim essen. Hammelpastete und Kartoffeln und noch mehr Hammelpastete. Ma macht zu Weihnachten immer Hammelpastete.«

»Bei uns gibt’s Gans«, sagte Frederickson. »Und einmal hatten wir gebratenen Schwan. Dazu französischen Wein.« Er lächelte versonnen.

»Wir bekamen durch den Fleischwolf gedrehte Kaldaunen«, sagte Sharpe.

Frederickson musterte ihn ungläubig. Harper grinste den einäugigen Captain an. »Wenn Sie ihn freundlich fragen, Sir, wird er Ihnen alles über das Leben im Waisenhaus erzählen.«

Frederickson schaute Sharpe an. »Wirklich?«

»Ja. Ich war fünf Jahre dort. Mit vier Jahren kam ich dort hin.«

»Und Sie bekamen Eingeweide zu Weihnachten?«

»Wenn wir Glück hatten, gab es durch den Fleischwolf gedrehte Innereien und hart gekochte Eier. Wir freuten uns

stets auf Weihnachten. Da brauchten wir nicht zu arbeiten.«

»Was war das für eine Arbeit?«

Harper grinste, denn er hatte die Geschichten schon gehört. Sharpe legte den Kopf auf seinen Packen und starrte zu den dunklen Wolken empor. »Wir mussten alte Schiffstaue spleißen, die einen Teerüberzug hatten. Wir bekamen ein acht Zoll dickes Tau, das steif wie gefrorenes Leder war, und wer unter sechs Jahren war, musste jeden Tag drei Yards Tau spleißen.« Er grinste. »Sie verkauften das Zeug an Polsterer. War nicht so schlimm wie die Arbeit im Knochenraum.«

»Im – was?«

»Knochenraum. Einige Kinder mussten Knochen zu Pulver stampfen. Daraus wurde eine Art Paste gemacht. Die Hälfte dessen, was man als angebliches Elfenbein kauft, ist Knochenpaste. Wie gesagt, wir freuten uns auf Weihnachten. Da gab es keine Arbeit.«

Frederickson wirkte fasziniert. »Was geschah an Weihnachten, Sir?«

Sharpe dachte zurück. Er hatte vieles vergessen. Einmal war er aus dem Waisenhaus ausgerissen und hatte es geschafft, fortzubleiben. Damals hatte er versucht, die Erinnerungen zu verbannen. Jetzt waren sie so schwach, als gehörten sie zu einem anderen, weit weniger Glücklichen. »Es gab einen Gottesdienst am Morgen, daran erinnere ich mich. Wir mussten uns eine lange Predigt anhören, wie verdammt glücklich wir uns preisen konnten. Dann gab es das Festmahl. Eingeweide.« Er grinste.

»Und Plumpudding, Sir«, warf Harper ein. »Sie sagten mir, dass Sie einmal Plumpudding bekamen.« Harper lud sein gewaltiges Gewehr.

»Einmal, ja. Es war ein Geschenk von irgendjemandem. Am Nachmittag kamen die vornehmen Leute zu Besuch.

Mütter brachten ihre kleinen Jungen und Mädchen mit, damit sie sahen, wie Waisenkinder leben. Gott, wir hassten sie! Es war der einzige verdammte Tag im Winter, an dem sie das Heim heizten. Die Kinder der Reichen durften sich ja keine Erkältung holen, wenn sie die Armen besuchten.« Er hob den Säbel an und schaute nachdenklich auf die Klinge. »Das ist lange her, Frederickson, sehr lange her.«

»Waren Sie jemals wieder dort?«

Sharpe setzte sich auf. »Nein. Ich habe mit dem Gedanken gespielt. Es wäre schön, dort in Uniform und mit dem Säbel hinzugehen. Vermutlich hat sich alles verändert. Die Dreckskerle, die das Heim leiteten, sind wahrscheinlich tot, und die Kinder schlafen jetzt vielleicht in Betten, bekommen drei Mahlzeiten am Tag und wissen nicht, wie glücklich sie sein können.«

Sharpe erhob sich und schob den Säbel in die Scheide.

Frederickson schüttelte den Kopf. »Ich bezweifle, dass sich viel verändert hat.«

»Das macht nichts«, sagte Sharpe. »Kinder sind harte kleine Wesen. Wenn man sie am Leben lässt, schaffen sie es.« Er ließ es brutal klingen, weil er es geschafft hatte, und er ging von Frederickson und Harper fort, weil er nach der Unterhaltung an seine Tochter denken musste. War sie alt genug, um sich auf Heiligabend zu freuen? Er wusste es nicht. Er dachte an ihr kleines rundes Gesicht, an ihr schwarzes Haar, das so sehr seinem geähnelt hatte, als er sie beim letzten Mal gesehen hatte, und er fragte sich, was für ein Leben sie haben würde. Ein Leben ohne Vater, ein Leben, das im Krieg entstanden war? Er wusste, dass er sie nicht allein aufwachsen lassen wollte.

Sharpe plauderte mit den Männern, hörte sich ihre Scherze an und erfuhr ihre verborgenen Ängste. Er ließ von den Sergeants ein weiteres halbes Dutzend Feldflaschen Brandy austeilen und war gerührt, als Männer ihm einen Schluck von ihrer kostbaren Brandyration

anboten. Als Letztes ging Sharpe zu seinem Stoßtrupp. Die fünfzehn Männer hockten beisammen und legten letzte Hand an Bajonette, die bereits scharf waren. Acht Männer waren Deutsche, die genug Englisch beherrschten, um Befehle zu verstehen.

Sie wollten aufstehen, als er zu ihnen kam, doch er forderte sie mit einer Geste auf, sitzen zu bleiben.

»Warm genug?«, fragte Sharpe.

Nicken und Grinsen. »Jawohl, Sir.« Sie wirkten wie eingefroren.

Ein spindeldürrer Mann leckte sich über die Lippen, während er mit einem Öltuch über sein Bajonett strich. Er hielt die Klinge hoch ins letzte Tageslicht und wirkte zufrieden. Dann legte er das Bajonett ab, faltete mit pedantischer Sorgfalt das Tuch und verstaute es in einer Ölhaut. Er blickte auf, sah Sharpes Interesse und überreichte ihm wortlos das Bajonett.

Sharpe hielt einen Daumen an die Schneide. Sie war rasiermesserscharf. »Wie haben Sie die so scharf gekriegt?«

»Mit viel Mühe, Sir. Ich habe jeden Tag daran gearbeitet.« Der Mann nahm das Bajonett entgegen und schob es sorgfältig in die Scheide.

Ein anderer Mann grinste Sharpe an. »Taylor braucht jedes Jahr ’ne neue Klinge, Sir. Schärft sie zu oft, bis nichts mehr da ist. Sie sollten sich sein Gewehr ansehen, Sir.«

Taylor war offenbar das Paradestück seiner Kompanie und an die Aufmerksamkeit gewöhnt. Er reichte Sharpe das Gewehr.

Es war wie das Bajonett gepflegt und bearbeitet worden. Das Holz war geölt. Der Schaft war mit einem Messer umgearbeitet worden, hatte jetzt einen schmaleren Griff hinter dem Abzug, und oben am Kolben war ein Stück Leder festgenagelt, ein Wangenschutz. Sharpe

vergewisserte sich, dass die Waffe ungeladen war. Er zog den Hahn zurück und drückte ab. Es gab fast keinen Druckpunkt. Taylor grinste. »Abgefeilt, Sir.«

Sharpe gab das Gewehr zurück. Taylors Stimme erinnerte ihn an die von Major Leroy vom South Essex. »Sind Sie Amerikaner, Taylor?«

»Jawohl, Sir.«

»Loyalist?«

»Nein, Sir. Entflohen.« Taylor war anscheinend ein lakonischer Mann.

»Wovon?«

»Von einem Handelsschiff, Sir. Bin in Lissabon abgehauen.«

»Er legte den Kapitän um, Sir«, sagte der andere Mann mit einem bewundernden Grinsen.

Sharpe sah Taylor fragend an. Der Amerikaner zuckte mit den Schultern.

»Woher in Amerika kommen Sie, Taylor?«

Taylor musterte Sharpe, als überlege er, ob er die Frage beantworten sollte oder nicht. »Tennessee, Sir«, sagte er dann mit einem erneuten Schulterzucken.

»Nie gehört. Macht es Ihnen Sorge, dass wir Krieg mit den Vereinigten Staaten haben?«

»Nein, Sir.« Taylor war anscheinend der Meinung, dass sein Land ziemlich gut ohne seine Hilfe zurechtkommen konnte. »Ich hörte, Sie haben einen Mann in Ihrer Kompanie, der glaubt, gut schießen zu können?«

Sharpe wusste, dass er Daniel Hagman meinte, den Scharfschützen des South Essex. »Stimmt.«

»Dann sagen Sie ihm, dass Thomas Taylor besser ist.«

»Auf welche Distanz?«

Taylor blickte Sharpe gleichmütig an. Abermals schien er zu überlegen, ob er antworten sollte oder nicht. »Auf

zweihundert Yards bin ich mir sicher.«

»Das ist Hagman ebenfalls.«

Taylor grinste. »Ich meine, ich bin mir sicher, dass ich ihm eine Kugel in eines seiner Augen schieße, Sir.«

Das war natürlich Prahlerei, aber Sharpe gefiel die Art, wie sie vorgetragen wurde. Taylor würde schwierig zu führen sein, doch das war bei vielen Schützen der Fall. Sie wurden ermuntert, unabhängig zu sein, auf dem Schlachtfeld selbst zu denken und zu entscheiden, und die Schützen-Regimenter hatten viel von der altmodischen blinden Disziplin aufgegeben und mehr auf Moral als motivierende Kraft gesetzt. Von einem neuen Offizier im 95th oder 60th Regiment erwartete man, dass er gemeinsam mit den Mannschaften exerzierte und übte, um die Leistungen der Männer kennenzulernen, die er in der Schlacht befehligen würde. Das war eine harte Lehre für einige, doch es führte zu Vertrauen und Respekt auf beiden Seiten. Sharpe wusste, dass er sich auf diese Männer verlassen konnte. Sie würden kämpfen. Aber was war mit Pot-au-feus Männern im Kloster? Alle waren gut ausgebildete Soldaten. Sharpes einzige Hoffnung war, dass die Deserteure bald betrunken sein würden.

Es war Abend, Heiligabend, und die Wolken verdeckten den Himmel, sodass kein Stern den Weg weisen konnte. Daheim wurden in den Pfarrkirchen Weihnachtslieder gesungen, Lieder von Frieden auf Erden.

In dieser Nacht würde es keinen Frieden geben. Aus der Dunkelheit würden Degen, Bajonette und der Tod kommen. Heiligabend am Tor Gottes würde aus Schreien und Schmerzen, Blut und Zorn bestehen. Sharpe dachte an die unschuldigen Frauen im Kloster, und er ließ seinem Zorn freien Lauf. Lass das Warten vorübergehen, betete er, lass die Nacht kommen. Er wollte kämpfen und Hakeswill töten.

Heiligabend. Die Dunkelheit brach herein. Wölfe schlichen durch das zerklüftete Hügelland, der Wind trieb Kälte von

Westen heran, und die Männer mit den grünen Uniformröcken warteten frierend und dachten an Rache und Tod.

KAPITEL 8

Ein Abend so dunkel wie der Abend der Schöpfung. Tiefe Schwärze, in der nicht einmal ein Horizont zu erkennen war. Ein mondloser Abend. Heiligabend.

Die Männer, die in der Schlucht warteten, verursachten nur leise Geräusche. Sie waren wie Tiere, die sich gegen die bittere Kälte zusammenkauerten. Der kalte Nieselregen verstärkte noch die Pein.

Sharpe und seine kleine Gruppe würden als Erste gehen. Dann würde Frederickson als dienstältester Captain die Hauptgruppe der Schützen führen. Harry Price würde außerhalb des Klosters warten, bis der Kampf vorüber war oder bis er einen ungeordneten Rückzug in die Dunkelheit decken musste, was unvorstellbar war.

Immer wieder wurde Sharpe von Gedanken an ein Scheitern der Aktion gequält. Er hatte in der Abenddämmerung über den Rand der Schlucht gespäht und sich die Route eingeprägt, die er in der Dunkelheit nehmen musste. Aber angenommen, er kam vom Kurs ab? Oder was war, wenn irgendein Blödmann sich nicht an die Befehle hielt und ein geladenes Gewehr mitnahm, wenn er stolperte und ein Schuss die Stille zerriss? Angenommen, es gab keinen Pfad hinab zur Nordseite des Tals? Sharpe wusste, dass es an den Flanken des Tals Dornbüsche gab, und er stellte sich vor, seine Männer in der Finsternis in das stachelige Gestrüpp zu führen. Er zwang sich, die pessimistischen Gedanken zu verbannen, doch sie kehrten zurück. Was war, wenn die Geiseln woandershin gebracht worden waren? Wenn er sie nicht im Kloster finden konnte? Wenn sie inzwischen getötet worden waren?

Er fragte sich, welcher Typ einer jungen, reichen Frau Sir Augustus Farthingdale heiraten würde. Sie würde ihn, Sharpe, vielleicht für einen schrecklichen Wilden halten. Die Zeile eines Weihnachtsliedes ging ihm wieder durch den Kopf. »Friede auf Erden …« Nicht heute Nacht.

Sharpe hatte um Mitternacht aufbrechen wollen, aber es war so dunkel, dass niemand die Zeit vom Zifferblatt ablesen konnte, und es war zu kalt, um noch lange zu warten. Die Männer froren. Sharpe entschloss sich, früher aufzubrechen.

Da war ein Lichtschimmer. Ein schwaches Glühen erfüllte die Luft, verursacht von Feuern im Tal. Von der Schlucht aus war der rötliche Schimmer nicht zu sehen gewesen, doch als Sharpe seinen Trupp südwärts führte, war der Kamm der Nordseite des Tals im schwachen Feuerschein zu erkennen. Sharpe sah die leichte Einkerbung in diesem Hügelkamm, die er als sein Ziel vorgesehen hatte, und er spürte förmlich den Pfad, der erst nach links, dann nach rechts und schließlich auf die Feuer im Tal von Adrados zu führte.

Sie hatten nur Waffen und Munition dabei. Alle andere Ausrüstung hatten sie in der Schlucht zurückgelassen. Sie würden die Sachen am Morgen holen, aber in dieser Nacht würden sie ohne Bürde kämpfen. Die Schützen würden die Mäntel vor dem Angriff ablegen, damit die dunkelgrünen Uniformen zu sehen waren, die in dieser Nacht ihr wichtigstes Erkennungsmerkmal sein würden.

Sharpe verharrte. Er hörte voraus ein Geräusch, und einen Augenblick lang befürchtete er, dass der Feind eine Postenkette am Talrand stationiert hatte. Er lauschte. Dann entspannte er sich. Es waren Geräusche einer Feier, Johlen und Gelächter und das Dröhnen von Männerstimmen. Heiligabend.

Eine verdammte Nacht, um geboren zu werden, dachte Sharpe. Mitten im Winter, wenn Nahrungsmittel knapp

waren und Wölfe nahe an die Bergdörfer heranschlichen. Vielleicht war es in Palästina wärmer, und vielleicht brauchten sich die Schäfer, die die Engel sahen, keine Sorgen über Wölfe zu machen, aber Winter ist überall Winter. Sharpe hatte Spanien immer für ein heißes Land gehalten, und so war es auch im Sommer, wenn die Sonne die Ebenen verdorrte, aber im Winter konnte es eiskalt sein, und der Gedanke, in einem Stall geboren zu werden, in dem der kalte Wind durch die Ritzen pfiff, ließ Sharpe erschauern. Er führte die Männer weiter zum Tor Gottes.

Am Rand des Tals warf Sharpe sich flach hin. Dornenbüsche waren dunkel auf dem Hang vor ihm zu erkennen. Er sah das Tal, das von Feuerschein erhellt war, der aus der Burg, dem Kloster, dem Wachtturm und dem Dorf kam, und Gott sei Dank war da ein Pfad, der zwischen den Dornbüschen hinabführte.

Gelächter drang aus dem Kloster. Sharpe sah die Silhouetten von Männern an Feuern im großen Burghof. Es war kalt.

Er wandte den Kopf und raunte seinen Männern zu: »Abzählen!«

»Eins.« Harper.

»Zwei.« Ein deutscher Sergeant namens Rossner.

»Drei.« Thomas Taylor.

Frederickson legte sich neben Sharpe auf den Boden, blieb jedoch stumm, als sich die Männer abzählten. Alle waren anwesend. Sharpe wies zum Fuß des Hangs, wo der dunkle Pfad zwischen den Dornbüschen auf eine Wiese mündete, die von Feuerschein rötlich und von den Schatten schwarz getupft war. »Wartet an der Baumgrenze.«

»Jawohl, Sir.«

Fredericksons Männer mussten knapp fünfzig Yards vom Rand der Büsche bis zum Tor des Klosters zurücklegen. Sie würden kommen, wenn sie das Donnern des siebenläufigen

Salvengewehrs oder eine Musketensalve hören würden, doch einen einzelnen Musketenschuss würden sie ignorieren. In einer solchen Nacht, in der getrunken und gefeiert wurde, war ein einzelner Schuss nichts Ungewöhnliches. Wenn Frederickson innerhalb einer Viertelstunde nichts hörte, würde er ohnehin zum Kloster kommen. Sharpe schaute den Captain mit der schwarzen Augenklappe an. Allmählich fand er Frederickson sympathisch. »Ist mit Ihren Männern alles in Ordnung?«

»Sie können es kaum erwarten, Sir.«

Sharpe führte seine Gruppe weiter. Er spähte in die Runde. Weit entfernt, in Portugal, sah er einen roten Lichtpunkt, der wie ein Stern leuchtete. Ein Feuer in den Hügeln des Grenzlands.

Der Pfad war steil. Der ständige Nieselregen hatte ihn aufgeweicht. Einer von Sharpes Männern rutschte im Schlamm aus und krachte in einen Wirrwarr von Dornbüschen. Alle erstarrten. Dornengestrüpp knackte und raschelte, als sich der Mann herauswand.

Sharpe sah das große Bogentor des Klosters. Ein Lichtstreifen verriet, dass das Tor einen Spaltbreit offen stand. Rufe und Gelächter drangen aus dem Gebäude, und einmal waren das Klirren von Gläsern und lautes Johlen zu hören. Frauenstimmen mischten sich in die Männerstimmen.

Sharpe schlich langsam weiter, tastete vorsichtig den Boden ab, bevor er den Fuß aufsetzte, und Spannung stieg in ihm auf, weil er so nahe daran war, sich für die Beleidigungen und Schmähungen bei seinem letzten Besuch zu revanchieren.

Das Tor wurde geöffnet. Sharpe verharrte, und die Männer hinter ihm blieben sofort ohne Befehl stehen. Zwei Gestalten hoben sich vor dem Torbogen des Klosters ab. Ein Mann mit einer Muskete auf der Schulter klopfte einem anderen Mann auf den Rücken und schob ihn hinaus auf die

Straße. Trotz des Lärms der Feier war deutlich zu hören, dass sich der Mann übergab. Der andere, vermutlich ein Posten, lachte. Er stampfte mit den Füßen auf, blies sich in die Hände und forderte den Mann, dem es schlecht war, mit einem Ruf auf, wieder hereinzukommen. Das Tor schloss sich hinter ihnen.

Der Hang war jetzt nicht mehr so steil. Sharpe warf einen Blick zurück und stellte betroffen fest, wie deutlich sichtbar seine Männer waren. Sie mussten einfach gesehen werden! Bis jetzt war jedoch noch kein Alarmschrei im Tal ertönt, kein Mündungsfeuer in der Dunkelheit aufgeflammt, und dann war Sharpe schon am Rand der Dornbüsche und stoppte seine Männer.

»Taylor und Bell?«, raunte Sharpe.

»Sir?«

»Viel Glück.«

Die beiden Schützen, deren Uniform unter den Mäntel verborgen war, gingen auf das Kloster zu. Sharpe hätte gern diese Aufgabe übernommen, aber es bestand die Gefahr, dass ein Posten ihn oder Harper vielleicht wiedererkannte. Er musste warten.

Er hatte die beiden Männer sorgfältig ausgewählt, denn das lautlose Töten mit der Klinge war keine Mission für einen Anfänger. Bell hatte seine Erfahrungen auf den Londoner Straßen gesammelt, Taylor auf der anderen Seite der Welt, und beide Männer waren zuverlässig. Ihre Aufgabe war es, den oder die Posten am Eingang zu töten.

Sie versuchten nicht, ihr Nahen zu verbergen. Sie gingen ein wenig wankend auf das Kloster zu und plauderten wie Betrunkene. Sharpe hörte einen wüsten Fluch von Bell, als der Schütze am Fuß der Treppe in Erbrochenes trat. Das Tor wurde geöffnet, und ein Posten schaute heraus. Dann wurde das Tor weiter aufgestoßen, und ein zweiter Mann

mit geschulterter Muskete tauchte auf. »Los, los! Es ist verdammt kalt!« Ein Feuer flackerte hinter ihnen.

Taylor setzte sich auf die unterste Treppenstufe und begann zu singen. Er hielt eine Flasche hoch, die Sharpe ihm gegeben hatte. »Hab ein Geschenk für dich!« Er lallte es ein paar Mal und lachte.

Bell verneigte sich und wiederholte mit scheinbar schwerer Zunge. »Ein Geschenk!«

»Kommt schon rein, verdammt!«

Bell wies auf Taylor. »Er kann nicht gehen.«

Taylor hielt immer noch die Flasche hoch. Die beiden Posten kamen ahnungslos die Treppe herunter. Einer griff nach der Flasche. Er sah nicht die mit dem Messer bewehrte Hand unter dem Mantel hervorzucken und zustoßen. Die Klinge drang ihm unter der Achsel hindurch ins Herz. Taylor hielt noch die Flasche, aber jetzt musste er zusätzlich das Gewicht des toten Mannes halten.

Bell grinste den zweiten Posten an, als dessen Miene einen entsetzten Ausdruck annahm, und der Londoner grinste immer noch, als er dem Mann die Kehle durchschnitt, bevor er einen Alarmschrei ausstoßen konnte. Sharpe sah, dass die beiden Schützen die Leichen in den Schatten zogen.

»Kommt!«

Er führte die restlichen Männer zum Kloster. Frederickson war jetzt am Fuß des Hangs und zählte bis zu einer Viertelstunde oder dem Signal zum Angriff.

Die Treppe vor dem Kloster war glitschig vom Blut von Bells Opfer, und Sharpes Stiefel hinterließen dunkle Abdrücke auf dem Boden am Eingang. Sharpe ging allein zum oberen Kreuzgang hinauf und duckte sich in das Dunkel hinter den Säulen. Der Kreuzgang war anscheinend verlassen. Die Rufe und das Gelächter drangen aus dem Innenhof. Während Sharpe wartete und den Blick über den

Hof schweifen ließ, hörte er Stöhnen und leise Stimmen aus der Dunkelheit hinter sich. Der Gang vor ihm, die Passage, durch die er und Dubreton eskortiert worden waren, damit sie die Frau sahen, die mit dem Wort »Puta« gebrandmarkt wurde, war leer, und die Tür und die Gitterwand standen offen.

Sharpe schnippte leise mit den Fingern. Seine Männer folgten. Er führte sie langsam durch den dunklen Kreuzgang. Sie bemühten sich, leise zu sein, doch ihre Stiefel schienen laut auf die Steinplatten zu pochen, so kam es den Männern jedenfalls vor. Das Feuer warf Licht auf den Springbrunnen.

Die Kapellentür war offen. Als Sharpe hindurchging, schoss eine Hand auf ihn zu und packte ihn an der linken Schulter. Er wirbelte herum, holte bereits mit der geballten Rechten zum Schlag aus und hielt dann inne. Eine Frau stand dort, schwankend und blinzelnd, und hinter ihr, jenseits der offenen Tür in der Gitterwand, brannten Kerzen.

»Kommst du, Süßer?« Sie lächelte Sharpe an und wankte gegen die Tür.

»Geh und schlaf dich aus.«

Eine Männerstimme rief etwas auf Französisch aus der Kapelle. Die Frau schüttelte den Kopf. »Der ist verdammt blau, Süßer. Bringt nichts mehr. Brandy, Brandy, Brandy!«

Ein Kind, keine drei Jahre alt, kam herbei und stellte sich neben seine Mutter. Das kleine Mädchen blickte ernst zu Sharpe auf und lutschte am Daumen.

Die Frau musterte Sharpe unter zusammengekniffenen Lidern hervor. »Wer bist du?«

»Lord Wellington.«

Der Mann rief wieder etwas auf Französisch, und Bewegung war zu hören. Sharpe schob die Frau durch die Tür. »Geh schon, er fühlt sich jetzt besser.«

»Du könntest mir gefallen. Kommst du zurück, Süßer?«

»Ja, wir kommen zurück.«

Sharpe grinste und führte seine Männer um die Ecke des Kreuzgangs und hinab zum Innenhof. Schritte hallten, als er sich dem Hof näherte. Dann tauchte ein Kind auf, verfolgt von einem anderen Kind, und sie rannten in den oberen Kreuzgang und lachten fröhlich dabei. Eine Männerstimme brüllte sie aus einer Lagerkammer an. Die Betrunkenen schliefen anscheinend ihren Rausch im oberen Teil des Klosters aus.

Sharpe befahl seinen Männern mit Gesten, im Durchgang zu warten. Dann schlich er zum oberen Kreuzgang hinauf, wo er gestanden und mit Madame Dubreton gesprochen hatte. Er hielt sich im Schatten und spähte hinab mitten ins Chaos. Dies war die Anarchie, die Wellington fürchtete, der kurze Schritt von der Ordnung zum Chaos, die Aufgabe von Hoffnung und Disziplin.

Feuerschein erhellte den Hof. Ein großes Feuer brannte auf den zerbrochenen Steinplatten über den Resten der zerstörten Kanäle. Das Feuer wurde durch Dornbüsche genährt und durch Bretter, die von den hohen Fenstern der Halle an der Nordseite des Hofs gerissen worden waren. Die Fenster verliefen vom Erdgeschoss bis über den oberen Gang und vereinigten sich zu Bogen unter der Galerie, und jetzt, da die schützenden Planken weggerissen worden waren, standen die Fensterhöhlen zwischen Hof und Halle offen. Die Scheiben waren seit langer Zeit fort. Männer und Frauen kamen und gingen zwischen den beiden Arealen, und Sharpe beobachtete von oben.

Er war vor seinem zehnten Geburtstag aus dem Waisenhaus ausgerissen und in die dunklen, engen Gassen der Londoner Slums geflüchtet. Dort gab es Arbeit für ein flinkes, geschicktes Kind. Es war eine Welt der Diebe, Leichenräuber und Mörder. Eine Welt von Säufern, Krüppeln und von Huren, die sich verkauft hatten, bis sie

krank und hässlich gewesen waren. Hoffnung bedeutete nichts für die Bewohner von St. Giles. Ihre längste Reise auf dieser Welt war die knapp eineinhalb Meilen lange Oxford Street westwärts zu den Galgen von Tyburn. Die Gegend nur zwei Meilen nördlich der Tottenham Court Road war für die Leute von St. Giles so fern wie das Paradies. St. Giles war eine Stätte der Krankheit, des Hungers und einer so düsteren Zukunft, dass man sein Leben in Stunden maß und entsprechend sein Vergnügen suchte. Die Schnapsläden, die Gosse und der Boden in verkommenen Kneipen waren die Orte, an denen Männer und Frauen bei Trinken und Wollust ihr Elend vergaßen und schließlich im Tod, den die meisten in den offenen Abwasserkanälen fanden, zusammen mit der Ernte der Nacht an toten Neugeborenen. Ohne Hoffnung gab es nur Verzweiflung.

Diese Leute hier waren verzweifelt. Sie wussten, dass ihnen der Tod drohte, vielleicht im Frühjahr, wenn die Armeen die Trägheit des Winters abschüttelten, und bis dahin betäubten sie ihre Verzweiflung. Sie hatten getrunken und ließen sich immer noch volllaufen. Essenreste lagen auf zerbrochenen Steinplatten, Männer lagen mit Frauen herum, Kinder bahnten sich einen Weg zwischen den Paaren und suchten nach Knochen, die abgenagt werden konnten, oder Weinschläuchen, die noch ein paar Tropfen Wein enthielten. Nahe beim Feuer waren einige Gestalten nackt und schliefen. Weiter vom Feuer entfernt waren sie bekleidet und mit Decken verhüllt. Unter einigen Decken war Bewegung. Ein Mann war tot. Blut glänzte dunkel auf seinem aufgeschlitzten Bauch. Der Lärm kam nicht von Leuten im Hof, sondern aus der Halle, und Sharpe konnte nicht sehen, was die Geräusche verursachte. Er dachte daran, dass die Minuten vergingen, die Frederickson in den kalten Dornbüschen zählte.

Sharpe kehrte zu den Männern zurück und sagte im Flüsterton: »Wir gehen um den Hof herum, Jungs. Geht

langsam. Zu zweien und dreien. Was ihr ihm Hof zu sehen bekommt, wird euch gefallen.«

Harper folgte Sharpe. Sie hielten sich im Schatten der Wand. Der irische Hüne beobachtete das Treiben der Paare beim Feuer und raunte heiter: »Sieht aus wie eine Freitagnacht im Offizierskasino, was?«

»Wie jede Nacht, Patrick, wie jede Nacht.«

Sharpe fragte sich, was seine Männer davon abhielt, sich zu denen im Hof des Klosters zu gesellen. Statt Arbeit und Disziplin würden sie Trinken und Frauen bekommen, der erklärte Traum fast aller Soldaten. Warum erfüllten sie ihn sich nicht? Warum töteten sie ihn und Harper nicht, um ihren Begierden freien Lauf zu lassen? Sharpe wusste die Antwort nicht. Er wusste nur, dass er ihnen vertraute.

Wo mochten die Geiseln gefangen gehalten werden?

Sharpe schob die Türen auf, die er passierte, doch die Kammern waren entweder leer oder mit Schläfern belegt. Keine Kammer wurde bewacht. Einmal grollte ein Mann protestierend in der Dunkelheit, und zwei Frauen kicherten. Sharpe schloss schnell die Tür. Er spürte die Wärme des großen Feuers auf der linken Gesichtshälfte.

Er bog um die Ecke, und nun konnte er in die große Halle blicken. An die hundert Männer und ebenso viele Frauen drängten sich darin. Am fernen Ende der Halle gab es eine Plattform, eine Art Podium, und eine Treppe führte von dorthinauf zu einer Galerie, die von einer Seite der Halle zur anderen reichte. Sharpe sah zwei Türen, die von der Galerie in Gänge oder Räume führten. Durch die hohen, leeren Fenster konnte man leicht auf die Galerie gelangen. Man konnte einfach vom Kreuzgang aus auf die Galerie treten.

Die Männer und Frauen riefen durcheinander, und die Rufe galten dem Podium. Dort saß Hakeswill. Er hockte auf einem Stuhl, dessen Rückenlehne hoch über seinen Kopf

ragte und der Armlehnen hatte. Hakeswill saß auf dem Stuhl wie auf einem Thron. Er trug ein Priestergewand. Es war zu kurz für ihn, und seine Stiefel waren bis fast zu den Knien zu sehen. Neben ihm lehnte ein junges, zierliches Mädchen. Hakeswill hielt den Arm um ihre Hüfte. Das Mädchen trug ein leuchtend rotes Kleid und eine weiße Schärpe um die Taille. Langes schwarzes Haar fiel bis fast auf die Schärpe hinab.

Eine Frau stand auf dem Podium. Sie grinste. Sie hatte ein Unterhemd an und trug darüber ein Hemd und eine Weste, in der rechten Hand hielt sie ein Kleid, und als die Menge brüllte, warf sie das Kleid einem Mann zu, der es auffing und schwenkte. Hakeswill hob eine Hand. In seinem Gesicht zuckte es.

»Jetzt die Weste! Los, los! Wie viel? Wie viele Schilling höre ich?«

Es war eine Versteigerung. Die Frau hatte das Kleid verkauft. Zwei kleine Kinder sammelten Münzen vom Boden vor dem Podium auf und warfen sie in einen umgedrehten Tschako. Aus der Halle wurden die Gebote geschrien, zwei Schilling, drei, und Hakeswill trieb die Leute zu höheren Geboten und schaute in den Tschako, um zu sehen, wie viel eingenommen worden war.

Die Menge johlte und schrie, als die Frau die Weste abstreifte und einem Mann zuwarf. Das Hemd ging für vier Schilling weg. Die Münzen klirrten auf die Steinplatten. Sharpe fragte sich, wie viele Minuten vergangen waren.

Hakeswills gelbliches Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. Seine Hand fuhr am Körper des jungen Mädchens auf und ab. »Der Unterrock! Macht es gut. Zehn Schilling?«

Keiner antwortete.

»Ihr verdammten Arschlöcher! Ihr denkt, sie ist nicht so hübsch wie Sally? Für die habt ihr zwei Pfund bezahlt. Los,

los, jetzt!«

Er trieb die Gebote hoch, und unter großem Gejohle und dem Klirren der Münzen zog sich die Frau für ein Pfund und achtzehn Schilling nackt aus. Sie stand grinsend da, eine Hand auf der Hüfte. Hakeswill erhob sich und ging zu der Frau. Sein goldenes und weißes Gewand wallte im Kerzenschein. Er grinste die Menge an und legte den Arm um die nackte Frau. »Also los, wer will sie? Ihr werdet zahlen! Die Hälfte an sie, die Hälfte an uns. Los, ich höre!«

Gebote wurden gemacht, und bei einigen streckte die Frau die Zunge heraus, bei anderen lachte sie. Hakeswill peitschte das Publikum an. Ein Konsortium von Franzosen kaufte sie schließlich für vier Pfund, und sie kamen und holten sie, und die Menge grölte noch lauter, als einer der Franzosen die nackte Frau auf seine Schultern hob und sie zum Feuer im Hof trug.

Hakeswill hob die langen Arme und gebot Stille. »Wer ist die Nächste?«

Namen wurden gerufen, Frauen wurden von ihren Männern zum Podium geschoben. Hakeswill trank aus einer Flasche. Sein Gesicht zuckte. Das junge, zierliche Mädchen klammerte sich immer noch an ihn. Eine Gruppe von Männern rief im Chor: »Eine Gefangene! Wir wollen eine Gefangene! Eine Gefangene!« Andere fielen ein, und der Sprechchor ertönte verkürzt: »Gefangene! Gefangene! Gefangene!«

»Aber, aber, Jungs!«, rief Hakeswill. »Ihr wisst, was der Maréchal gesagt hat!«

»Gefangene! Gefangene! Gefangene!« Die Frauen schrien jetzt mit den Männern, kreischten immer wieder: »Gefangene! Gefangene! Gefangene!«

Hakeswill ließ sie schreien, und sein Blick ruhte verständnisvoll auf ihnen. Schließlich hob er gebieterisch eine Hand, und der Sprechchor verstummte. »Ihr wisst,

was der Maréchal gesagt hat! Sie sind unsere Kostbarkeiten, die Gefangenen! Wir können sie nicht anrühren! Das ist der Befehl des Maréchals. Jetzt noch nicht! Wenn die Bastarde kommen, dann könnt ihr die Frauen haben, das verspreche ich euch! Aber vorher nicht!«

Die Menge johlte und protestierte, und Hakeswill ließ sie brüllen. Schließlich hob er wieder die Hand. Das zierliche Mädchen klammerte sich an ihn, hielt sich mit einer Hand an seinem bestickten Gewand fest.

»Aber weil Weihnachten ist, könnten wir uns eine der Frauen anschauen«, rief Hakeswill. »Ja? Nur eine! Nicht anfassen, nein, nein! Nur um zu sehen, ob noch alles an ihr dran ist, ja?«

Sie brüllten Zustimmung. In dem gelblichen Gesicht zuckte es, und der zahnlose Mund klaffte in leisem Gelächter auf. Leute strömten vom Hof herbei, angelockt von dem neuen Lärm. Sharpe blickte zu seinen Männern und sah ihre blassen, besorgten Gesichter. Er fragte sich, wie lange sie jetzt schon im Kloster waren. Es musste fast eine Viertelstunde sein.

Hakeswill schob die linke Hand in das lange, schwarze Haar des Mädchens. Er spielte mit dem Haar und wies mit der Rechten auf einen Mann. »Geh und sag Johnny, er soll eine holen.«

Der Mann wollte zur Treppe gehen, die vom Podium aus hinaufführte, doch Hakeswill stoppte ihn, als er auf das Podium stieg.

»Welche wollt ihr?«

Wieder setzte ein Höllenspektakel ein. Sharpe hatte genug gesehen. Die Geiseln mussten hinter einer der beiden Türen sein, die von der Galerie abzweigten. Er wandte sich an seine Männer. Was er sagte, wurde vom Lärm in der Halle übertönt, und nur seine Männer konnten

es hören. »Wir gehen auf die Galerie hinauf. Bis zu den Fenstern. Lasst eure Mäntel hier.« Er hatte seinen Mantel bereits aufgeknöpft. »Gerade Zahlen nehmen die rechte Tür, ungerade Zahlen die linke. Sergeant Rossner?«

»Sir?«

»Nehmen Sie zwei Männer und halten Sie die Bastarde von der Treppe fern. Der Erste, der die Geiseln findet, ruft! Los jetzt, Jungs!«

Sharpe ging zur nördlichen Seite des Kreuzgangs. Er war davon überzeugt, dass er zu sehen sein musste, denn die leeren Fenster zur Halle erweckten den Eindruck, als hinge der Kreuzgang in der Luft. Er legte eine Hand auf Harpers Arm. »Feuer, wenn wir reingehen, Patrick! Mitten in die verdammte Halle.«

»Jawohl, Sir.«

Die Schritte der Schützen in den grünen Uniformen waren laut, doch der Lärm in der Halle übertönte sie. Nemesis kam nach Adrados.

Ein Fenster war passiert, dann das zweite und das dritte. Hakeswills Stimme erhob sich über den Lärm. »Die Portugiesin könnt ihr nicht haben! Wollt ihr nicht das englische Weib? Das mit dem Franzmann verheiratet ist? Wollt ihr die?«

Sie schrien Zustimmung, und Sharpe sah, dass zwei bewaffnete Männer von der Tür zur Rechten fortgingen und zur Balustrade der Galerie schlenderten. Einer warf einen flüchtigen Blick zu den Männern im Kreuzgang, dachte sich jedoch nichts bei ihrem Anblick und lehnte sich neben seinem Gefährten auf die Balustrade, um auf das Chaos dort unten hinab zu grinsen. Der Mann, der eine der Geiseln holen sollte, stieg die Treppe hinauf.

Sharpe berührte Harper wieder am Arm. »Schalte die beiden auf der Galerie aus.«

»Jawohl, Sir.«

Die Schützen waren nun dicht beisammen. Sharpe schaute sie an. »Degen ziehen!«

Einige Männer würden mit den Bajonetten kämpfen, die auf ihre Gewehre gepflanzt waren, und andere zogen es vor, sie als kurze Stichwaffe einzusetzen.

Sharpe nickte Harper zu. »Feuer!«

Harper füllte die Fensteröffnung aus. Er hielt das siebenläufige Salvengewehr im Anschlag. Er drückte ab, und das Donnern aus sieben Läufen erfüllte die Halle. Die beiden bewaffneten Männer wurden zur Seite gefegt, und Harper wurde vom starken Rückstoß zurückgeworfen.

Sharpe hielt seinen Säbel in der Hand. Er stürmte durch den Rauch, der bei der Fensteröffnung wallte, und die lange Klinge des Säbels funkelte im Kerzenschein.

Die Schützen folgten Sharpe und schrien wie die Teufel, wie Sharpe es befohlen hatte. Er stürmte voran zur rechten Tür. Alle Nervosität und Anspannung beim langen Warten waren verschwunden. Der Kampf hatte begonnen, und jetzt musste er nur noch gewonnen werden. Dies war der Richard Sharpe, der Wellington bei Assaye das Leben gerettet hatte, sich durch die Linien des Feindes gehackt und sich durch die Bresche von Badajoz gekämpft hatte. Dies war der Richard Sharpe, den sich Major General Nairn in Frenada nur in der Fantasie hatte vorstellen können, als er den gelassenen, schwarzhaarigen Mann zum ersten Mal gesehen hatte.

Ein Mann tauchte auf der Türschwelle auf, die Muskete mit dem Bajonett im Anschlag. Es war eine französische Muskete, und der überraschte Mann riss sie verzweifelt höher, als er den Offizier der Schützen sah, doch er hatte keine Chance. Mit einem Schrei stieß Sharpe den Säbel vor, die Klinge reflektierte den Kerzenschein, und dann drang sie dem Franzosen in den Bauch. Sharpe drehte die Klinge, trat nach seinem Opfer, riss die Klinge zurück, und dann

konnte er über den schreienden, sterbenden Mann hinwegstürmen.

Gott, manchmal machte ein Kampf Spaß. Nicht oft in der Schlacht, aber in einem Kampf für eine gute Sache. Sharpe war jetzt in dem Durchgang und hörte die Schützen hinter sich. Eine Tür wurde geöffnet. Licht fiel heraus, und ein Mann spähte nervös und entgeistert heraus. Sharpe war bei ihm, bevor der Mann begriff, dass die Rache gekommen war. Der große Kavalleriesäbel durchbohrte seine Kehle, und dann riss Sharpe die Klinge frei und sprang in den Raum. Zwei Männer waren darin. Sie fummelten an ihren Musketen und starrten Sharpe voller Furcht entgegen. Sharpe schrie sie an und drosch mit dem Säbel über den Tisch, der ihn von seinen Feinden trennte. Blut tropfte von der Säbelspitze, als sie einen Kreis beschrieb, und dann traf sie.

Sharpe sah, dass ein Schütze auf der anderen Seite um den Tisch sprang und der zweite Feind zurückwich, bis er gegen eine Tür prallte. Der Schütze stieß Gewehr und Bajonett so wuchtig vor, dass er Gestein durchstoßen hätte. Die Klingenspitze bohrte sich in das Holz der Tür. Der Feind klappte schreiend über der Klinge zusammen, und ein anderer Schütze, ein Deutscher, erledigte ihn mit weitaus weniger Kraftaufwand.

Der Mann, der von Sharpes Säbel im Gesicht getroffen worden war, lag schreiend unter dem Tisch. Sharpe ignorierte den Mann. Er wandte sich an die Schützen. »Laden! Laden!«

Drei Männer hatten in diesem Raum eine Tür bewacht. Dies musste eine Art Wachstube sein. Sharpe griff an der aufgespießten, blutenden Gestalt vorbei und zog am Türgriff. Die Tür war verschlossen. Hinter sich hörte Sharpe Rufe und das Krachen von Musketen, doch er achtete nicht drauf. Er löste das Gewehr von dem Bajonett, das immer noch den toten Mann an die Tür nagelte, und

dann hatte er Platz. Er holte aus und trat mit Wucht gegen die Tür. Die Tür erbebte. Sharpe trat von Neuem dagegen und ein drittes Mal, und dann sprang die Tür auf. Holz splitterte um das alte Schloss herum, und die Leiche war immer noch von dem Bajonett an die Tür gespießt, als sie aufschwang und Sharpe hindurchstürmte.

Schreie gellten, Schreie der Angst. Sharpe verharrte auf der Türschwelle. Sein Säbel war blutig, und seine Wange war mit dem Blut des Mannes bedeckt, den er an der Tür zur Wachstube getötet hatte. Sharpe sah die Frauen, die sich furchtsam an der hinteren Wand zusammenkauerten. Er ließ den Säbel sinken. Frisches Blut war auf seiner grünen Uniform, glänzte im Kerzenschein und tropfte auf den Teppich, mit dem dieser Raum ausgestattet war. Eine der Frauen verbarg nicht ihr Gesicht wie die anderen. Sie hielt eine andere Frau im Arm, die das Gesicht unter dem schützenden Arm an sie schmiegte. Das Gesicht der Frau, die Sharpe anblickte, war schmal, mit stolzen Zügen und gekrönt von aufgestecktem blonden Haar.

Sharpe verneigte sich leicht. »Madame Dubreton?«

Zwei Schützen schoben sich neugierig hinter Sharpe. Er wandte sich zu ihnen. »Raus! Da ist ein Kampf! Kämpft mit!«

Madame Dubreton musterte Sharpe, als er sich wieder zu ihr umdrehte. »Major? Major Sharpe, nicht wahr?«

»Ja, Madame.«

Sie schaute ihn immer noch ungläubig an.

»Dies ist eine Befreiungsaktion, Madame.« Sharpe wollte zurück zu seinen Männern, um zu sehen, wie es um sie stand, aber er wusste, dass diese Frauen schreckliche Angst haben mussten. Eine von ihnen schluchzte hysterisch und starrte entsetzt auf seine blutige Uniform. Madame Dubreton sagte etwas heftig auf Französisch zu ihr. Sharpe setzte ein Lächeln auf, um ihren Schock zu mildern. »Sie

werden alle zu Ihren Ehemännern zurückgebracht werden, Madame. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das übersetzen. Und wenn Sie mich bitte entschuldigen würden.«

»Natürlich.« Madame Dubreton sah immer noch aus, als stünde sie unter Schock.

»Sie sind jetzt sicher, Madame. Sie alle.«

Die Frau, die das Gesicht an Madame Dubretons Seite geschmiegt hatte, löste sich von ihr. Sie hatte schwarzes, glänzendes Haar, sie wischte eine Strähne aus ihrem Gesicht, während sie sich langsam Sharpe zuwandte.

Madame Dubreton half ihr auf. »Major Sharpe, dies ist Lady Farthingdale.«

Glücklicher Farthingdale, dachte Sharpe, und im nächsten Augenblick starrte er sie ungläubig an. Die Frau mit dem schwarzen Haar sah Sharpe, ihre Augen weiteten sich, und dann schrie sie auf. Nicht aus Angst oder Entsetzen, sondern voller Freude. Sie lief zu ihm, schlang die Arme um seinen Nacken und presste das Gesicht an seine Brust. »Richard! Richard! Richard!«

Sharpe fing Madame Dubretons Blick auf und lächelte leicht. »Wir kennen uns, Madame.«

»Das sehe ich.«

»Richard! Mein Gott! Du bist es! Ich wusste, dass du kommen wirst!« Sie wich ein wenig zurück, hielt die Arme jedoch weiterhin um seinen Nacken. Ihr Mund war so lockend, wie er ihn in Erinnerung hatte, und ihr Blick versprach alles, was ein Mann sich wünschen konnte. Selbst dieses Martyrium hatte nicht die Lebensfreude aus ihrem Gesicht verbannen könne. »Richard?«

»Ich muss gehen und kämpfen!« Der Lärm war laut draußen. Befehle und Schüsse, Schreie und das Klirren von Stahl gegen Stahl.

»Du bist hier, Richard.«

Er wischte das Blut von ihrer Wange. »Ich bin hier.« Dann zog er ihre Arme von seinem Nacken. »Warte hier. Ich komme wieder.«

Sie nickte mit glänzenden Augen. Er grinste sie an. »Ich komme bestimmt wieder.«

Gott im Himmel! Er hatte sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, aber da war sie, so schön wie immer, die Edelhure, die zu einer feinen Dame geworden war. Josefina.

KAPITEL 9

Sharpe ließ einen Mann zum Schutz der Frauen zurück. Zwei Männer standen jeweils auf Posten bei den Durchgängen, und der Rest schützte die Treppe und den Zugang zur Galerie durch die Fensteröffnungen zum Kreuzgang. Rauch wallte auf der Galerie. Schützen rammten Ladestöcke in Gewehrläufe, andere hielten die bereits aufgeladenen Waffen im Anschlag und warteten auf ein Ziel. Harper lud das siebenläufige Gewehr. Er blickte zu Sharpe auf, grinste und hielt vier Finger hoch.

Sharpe hob die Stimme. »Wir haben die Frauen, Jungs!«

Sie jubelten. Sharpe zählte sie schnell. All seine Männer waren da, und anscheinend war keiner verwundet. Er beobachtete, als ein Schütze sein Gewehr anlegte, kurz zielte und in den Säulengang feuerte. Ein Schrei gellte von der anderen Seite. Dann krachte eine Salve Musketenfeuer, doch die Kugeln gingen hoch übers Ziel hinweg. Eine Kugel streifte den alten und rostigen Eisenring eines Kronleuchters, und die gelben Kerzen flackerten. Sharpe lief zum obersten Treppenabsatz.

Drei Leichen lagen auf der Treppe, zurückgeschmettert vom Gewehrfeuer. Rossner, der deutsche Sergeant, dessen Gesicht vom Pulver aus der Pfanne seines Gewehrs geschwärzt war, schaute Sharpe glücklich an. »Sie hauen ab, Sir.«

Und so war es. Die Deserteure und die Frauen schrien und riefen durcheinander und schoben und drängten sich im Hof. Sharpe hielt nach Hakeswill Ausschau, doch der große Mann mit dem Priestergewand war in dem Durcheinander verschwunden. Rossner deutete mit dem Gewehr die Treppe hinab. »Gehen wir runter, Sir?«

»Nein.« Sharpe machte sich Sorgen um Fredericksons Männer. Er wollte, dass der Haupttrupp die Vorhut zusammengezogen vorfand, damit keiner in dem Durcheinander und in den Schatten auf einen Mann seiner eigenen Seite schoss. Er kehrte zu den Fenstern zurück, wo Harper mit dem geladenen siebenläufigen Gewehr wartete.

»Schon was von Frederickson zu sehen?«, fragte Sharpe.

»Noch nichts, Sir.«

Jemand versuchte mit lauter Stimme im Hof Ordnung in das Chaos zu bringen. Der Mann hatte vielleicht erkannt, dass die Angreifer zahlenmäßig nicht so stark waren und mit einem konzentrierten Gegenangriff überwältigt werden konnten.

Sharpe spähte zum fernen Ende des Kreuzgangs. Er konnte dort keine Männer entdecken, denn die Schützen hatten dafür gesorgt, dass der Aufenthalt dort ungesund geworden war. Plötzlich war der Kreuzgang dennoch mit rennenden Gestalten gefüllt, die um Hilfe schrien. Sharpe drückte ein Gewehr hinunter, das einer der Schützen zum Schießen anlegte. »Nicht feuern!« Frauen und Kinder flüchteten. Das bedeutete, dass Frederickson und seine Männer kamen. Sharpe rief den Männern zu, die bei den Fensteröffnungen kauerten: »Haltet Ausschau nach Frederickson!«

Dann tauchten dunkle Gestalten am Eingang des oberen Kreuzgangs auf und gingen sofort in Deckung.

»Schützen! Schützen!«, rief Sharpe laut.

Er trat durch die Fensteröffnung auf den Kreuzgang, und der Feuerschein fiel auf seine Uniform. »Schützen! Hierher!« Unten blitzte und krachte eine Muskete, und die Kugel prallte von der Balustrade ab. »Schützen! Hierher!«

»Ich sehe Sie, Sir!« Ein Mann mit einem Säbel stand auf dem gegenüberliegenden Kreuzgang. Schützen hasteten

nach links und rechts und räumten die Galerie, und Frederickson kam mit ihnen auf Sharpe zu.

Der liebe Bill sah schrecklich aus. Er hatte die Klappe vom Auge und die falschen Zähne aus dem Mund genommen. Es war ein Gesicht wie aus einem Albtraum, das jedes Kind entsetzen würde, aber es zeigte ein Lächeln, als Frederickson auf Sharpe zueilte. »Haben wir die Geiseln, Sir?«

»Ja!«

Fredericksons Säbel war blutig. Er schaute zu, während seine Männer Türen auftraten und Männer und Frauen aufforderten, sich zu ergeben.

Ein Mann hoppelte den Kreuzgang hinab, das rechte Bein in der Hose, das linke Hosenbein um den Knöchel. Der Mann stolperte grotesk und fuhr herum, als Schützen ihm den Weg blockierten und er feststellte, dass auch hinter ihm Schützen waren. Er rollte sich über die Balustrade, fiel in den Hof, rappelte sich auf und humpelte zur anderen Seite auf einen Torbogen zu.

Einer von Fredericksons Lieutenants blies auf einer Trillerpfeife und rief dann: »Alles gesichert, Sir!«

Frederickson schaute Sharpe an. »Auf welchem Weg runter?«

»Dort drüben!« Sharpe wies zur Galerie. Es musste auch einen anderen Weg hinab geben, aber er hatte ihn nicht gesehen. »Eine Abteilung sichert die Galerie!«

Frederickson lief bereits los. Er brannte darauf, weiterzukämpfen. Sharpe folgte ihm und klopfte Harper auf die Schulter. »Komm mit, Patrick!«

Jetzt war es ein wilder, tollkühner Angriff die Treppe hinab, eine Verfolgung des Feindes. Degen und Säbel hackten, das siebenläufige Salvengewehr donnerte, und Schreie gellten durch das Kloster. Kinder und Frauen

schrien, und Schützen trieben sie zusammen und zerrten Männer aus Verstecken.

Sharpe ging durch den Bogengang, durch den angrenzenden Raum, und er gelangte in eine Art Krypta, in der es dunkel, feucht und kalt war. Er rief nach Licht. Ein Schütze brachte eine der Fackeln aus Stroh und Harz, die im äußeren Raum brannten, und in ihrem flackernden Schein sah Sharpe ein riesiges leeres Gewölbe mit einem anderen Eingang gegenüber. »Vorwärts!«

Ein Luftstrom blies ihm entgegen, und Sharpe ahnte, dass das Gewölbe zu dem Loch führen musste, das mit einer Decke verhängt war und den Blick hinauf zum Pass freigab. Wenn dort ein Geschütz war – und er wusste, dass es in der spanische Garnison vier Kanonen gab – würde es dort Pulver und Kanonenkugeln geben, und ein Verteidiger brauchte nur eine Lunte anzuzünden, um Tod und Zerstörung zu bringen.

»Weiter! Weiter!« Sharpe stürmte voran, den Säbel bereit. Schritte hämmerten über den kalten Steinboden, und im Fackelschein war zu sehen, dass Sharpe in einen sonderbaren Tunnel gelangt war. Seine Schultern stießen gegen merkwürdig gerundete gelbweiße Steine, die vom Boden bis zur Decke aufgeschichtet waren.

Das Geschütz war da, aufgegeben von Pot-au-feus Männern, und es wies auf die Bresche, die in der dicken Wand des Klosters klaffte. Der Ansetzer lehnte an dem schmutzigen Rohr neben einer Ladeschaufel und einem »Wurmkopf«, einer Art gewaltigem Korkenzieher, mit dem man eine feuchte Ladung aus dem Rohr herausziehen konnte. Sharpe sah Kanonenkugeln und Kartätschen. Beides war an den merkwürdig gelbweißen Wänden aufgestapelt.

Sharpe ging zu der Bresche, von der die Decke fortgerissen worden war, und lauschte. Er hörte draußen Schritte auf Erdreich und Felsen, das Keuchen und

Schreien von Frauen und Kindern und Rufe von Männern. Diejenigen, die aus dem Kloster entkommen waren, flüchteten zur Burg. Fackeln flackerten auf deren Zinnen.

»Können wir damit schießen?« Harper untersuchte die Kanone. »Ja, sie ist geladen, Sir.«

»Nein, dort draußen sind Kinder!«, sagte Sharpe.

»Gott schütze Irland!« Harper hatte einen der sonderbar runden Steine aufgehoben, der hinter das Geschütz gefallen war. Er hielt den Stein angewidert von sich und verzog das Gesicht. »Allmächtiger!«

Es war kein Stein.

Es war ein Schädel. All die »Steine« waren Schädel. Ein Mann mit einer Fackel schob sich näher heran und leuchtete, bis Frederickson ihn wegen der Pulverfässer zurück befahl, doch im schwachen Fackelschein war zu erkennen, dass die aufgestapelten Schädel in eine Wand aus menschlichen Gebeinen übergingen. Oberschenkelknochen, Rippen, Becken, Arme, kleine gekrümmte Handknochen und lange Fußknochen waren hier aufgestapelt.

Frederickson, dessen Gesicht im Fackelschein noch bleicher wirkte als die Schädel, schüttelte verwundert den Kopf. »Ein Beinhaus!«

»Ein was?«, fragte Sharpe.

»Ein Beinhaus, Sir. Von den Nonnen. Sie haben hier ihre Toten beigesetzt.«

»Jesus!«

»Sie haben zuerst das Fleisch und die Haut entfernt, Sir. Gott weiß, wie. Ich habe schon mal so ein Beinhaus gesehen.«

Es gab hier Hunderte von Knochen, vielleicht sogar Tausende. Um Platz für den Weg der Kanone zu schaffen, hatten Pot-au-feus Männer eine Schneise durch den ordentlich gestapelten Knochenwall gebrochen, und die

Gebeine waren auf den Boden gekollert und zur Seite geschaufelt worden. Sharpe sah feines Pulver mit Knochensplittern, wo Männer auf die Gebeine getreten waren. »Warum haben die Nonnen ein solches Beinhaus angelegt?«

Frederickson zuckte mit den Schultern.

»Ich nehme an, damit sie bei der Auferstehung alle beisammen sind.«

Sharpe sah plötzlich vor seinem geistigen Augen die Massengräber von Talavera und Salamanca, die sich am Jüngsten Tag öffneten. Die toten Soldaten erwachten zum Leben, ihre Augenhöhlen waren leer wie die Höhle von Fredericksons fehlendem Auge, und Erdreich fiel von den Gestalten ab.

Ein Eimer mit Wasser stand unter der Kanone, und ein Lappen hing daneben. Sharpe bückte sich und säuberte seinen Säbel. Dann schob er ihn in die Scheide.

»Wir brauchen hier sechs Mann«, sagte er. »Keiner feuert das Geschütz ohne meinen Befehl ab.«

»Jawohl, Sir.« Auch Frederickson säuberte seinen Säbel mit dem nassen Lappen.

Sharpe ging hinter Harpers breitem Rücken zurück durch den Pfad zwischen den Schädeln und Knochen zum Klosterhof. Im Schein des Feuers hockten niedergeschlagen Gefangene, die mit Bajonetten in Schach gehalten wurden. Ein Kind schrie nach seiner Mutter, ein Schütze trug ein Baby auf dem Arm, das von seinen Eltern verlassen worden war, und die Frauen verfluchten Sharpe, als sie ihn sahen. Sie wollten gehen. Es war nicht ihre Sache. Sie waren keine Soldaten. Er fuhr sie an, ruhig zu sein. Dann sah er Frederickson an. »Wie ist Ihr Spanisch?«

»Leidlich.«

»Stellen Sie fest, wie viele Frauen hier gefangen genommen wurden, und geben Sie ihnen anständige

Quartiere.«

»Jawohl, Sir.«

»Die befreiten Geiseln können bleiben, wo sie sind. Sie haben es dort bequem genug. Aber sorgen Sie dafür, dass sie von einem halben Dutzend zuverlässiger Männer beschützt werden.«

»Jawohl, Sir.«

Sie gingen über den Hof und traten über die schmalen Kanäle hinweg.

»Was geschieht mit diesem Abschaum, Sir?«

Frederickson blieb neben den Deserteuren stehen, die gefangen genommen worden waren. Kein Hakeswill, nur drei Dutzend verdrossene und angsterfüllte Männer. Sharpe schaute sie an. Dreiviertel der Männer trugen eine britische Uniform. Er hob die Stimme, damit ihn alle Schützen auf dem Hof und auf der Galerie hören konnten.

»Diese Bastarde sind eine Schande für ihre Uniformen. Alle. Zieht sie aus!«

Ein Sergeant grinste Sharpe an. »Nackt, Sir?«

»Nackt.«

Sharpe wandte sich um, hielt die Hände als Trichter vor den Mund und rief nach Captain Cross. Cross war eingeteilt worden, den äußeren Kreuzgang, die Kapelle und die Lagerräume mit seinen Männern einzunehmen.

»Er kommt, Sir!«, ertönte ein Ruf von oben.

»Sir?« Cross lehnte sich über die Balustrade.

»Verwundete? Gefallene?«

»Keine, Sir.«

»Geben Sie Lieutenant Price das Signal, herzukommen! Sorgen Sie dafür, dass Ihre Posten Bescheid wissen.«

»Jawohl, Sir.«

Das Signal gab der Hornist unter Cross’ Männern.

»Und ich will einen Mann auf dem Dach haben! Nur zwei Stunden Wache, dann Ablösung!«

»Jawohl, Sir.«

»Das ist alles. Und danke, Captain!«

Cross lächelte über den Dank. »Danke Ihnen, Sir!«

Sharpe wandte sich an Frederickson. »Ich brauche auch Ihre Männer auf dem Dach. Sagen wir – zwanzig?«

Frederickson nickte. Es gab keine Fenster in den Außenwänden des Klosters, und so würde jede Verteidigung über die Brüstung des Dachs erfolgen. »Sollen wir Schießscharten in die Wände brechen, Sir?«

»Die Wände sind verdammt dick. Versuchen Sie es, wenn Sie wollen.«

Ein Lieutenant kam herbei. Er grinste breit und überreichte Frederickson einen Zettel. Der Captain hielt den Zettel zum Feuerschein hin und las. Dann schaute er den Lieutenant an.

»Wie schlimm?«

»Überhaupt nicht, Sir. Sie werden es überleben.«

»Wo sind sie?«

»Oben in einer Lagerkammer, Sir.«

»Sorgen Sie dafür, dass sie es warm haben.« Frederickson grinste Sharpe an. »Die Rechnung vom Schlachter, Sir. Erfreulich niedrig. Drei Verwundete, kein Toter.« Das Grinsen wurde noch breiter. »Gut gemacht, Sir! Bei Gott, ich hätte nicht gedacht, dass wir es schaffen können!«

»Sie haben Ihre Sache auch gut gemacht. Ich wusste, dass wir es können.« Sharpe lachte über die Lüge, und dann stellte er die Frage, die er sich verkniffen hatte, seit Frederickson im Kloster aufgetaucht war. »Wo ist die Augenklappe?«

»Hier.« Frederickson öffnete seinen Pulverbeutel und nahm die Zähne und die Augenklappe heraus. Als er sie

wieder angelegt hatte und menschlicher aussah, lachte er. »Vor einem Kampf lege ich die Klappe stets ab und nehme die Zähne heraus. Der Anblick jagt der anderen Seite einen höllischen Schrecken ein. Meine Jungs meinen, dass mein Aussehen ein Dutzend Schützen wert ist.«

»Der liebe Bill im Krieg, wie?«

Frederickson lachte, als Sharpe den Spitznamen nannte. »Wir tun unser Bestes, Sir.«

»Euer Bestes ist verdammt gut.« Das Kompliment klang ein wenig gezwungen und unbeholfen, doch Frederickson strahlte. Er hatte Sharpes Lob gebraucht, und Sharpe war froh, dass er es gesagt hatte. Sharpe wandte sich ab und schaute zu den Gefangenen, die gewaltsam entkleidet wurden. Einige waren bereits nackt. Es würde hart sein, in einer solch bitterkalten Nacht nackt zu fliehen.

»Finden Sie irgendeinen Platz für die Gefangenen, Captain«, sagte Sharpe.

»Jawohl, Sir. Und was geschieht mit denen?« Frederickson nickte zu den Frauen hin.

»Stecken Sie sie in die Kapelle.« Huren und Soldaten waren eine explosive Mischung. Sharpe grinste. »Finden Sie einige Freiwillige unter den Damen, und sie können eine Lagerkammer pro Person haben. Das ist die Belohnung der Jungs.«

»Jawohl, Sir.« Frederickson würde dafür sorgen, dass sich einige der Frauen freiwillig meldeten. »Ist das alles, Sir?«

O Gott, nein! Sharpe hatte das Wichtigste vergessen! »Vier Ihrer besten Männer sollen das Schnapslager suchen und bewachen. Jeder, der sich in dieser Nacht besäuft, bekommt es am Morgen mit mir zu tun.«

»Jawohl, Sir.«

Frederickson ging, und Sharpe stellte sich nahe ans Feuer, genoss die Wärme und überlegte, was sonst noch getan werden musste. Das Kloster konnte vom Dach aus

verteidigt werden. Das Tor war gut bewacht, und auf die Gefangenen wurde aufgepasst. Ein Dutzend der Deserteure war verwundet, drei würden wohl nicht überleben, und er musste Platz für sie finden. Die Frauen und Kinder war er los, und die oberen Kammern würden die ganze Nacht Bordelle sein, was nur fair gegenüber seinen Männern war. Ein Weihnachtsgeschenk von Major Sharpe. Der Schnaps würde verschlossen bleiben. Er musste etwas zu essen für seine Männer auftreiben.

Die befreiten Geiseln! Er musste sie beruhigen, für ihren Komfort sorgen. Er blickte zur Galerie hinauf und lachte laut auf. Josefina! Lieber Himmel! Sie war jetzt Lady Farthingdale!

Sharpe hatte Josefina zum letzten Mal in Lissabon gesehen, wo sie in einem luxuriösen Terrassenhaus oberhalb des Tajo gewohnt hatte. Das Haus war vom Sonnenschein erfüllt und von Orangenbäumen umgeben. Josefina Lacosta! Sie hatte Sharpe nach der Schlacht von Talavera den Laufpass gegeben und war mit einem Kavallerie-Captain namens Hardie durchgebrannt, doch Hardie war gefallen. Josefina war auf Hardies Geld scharf gewesen und hatte Sharpe wegen seiner Armut aufgegeben. Sie hatte schon immer reich sein wollen. Das hatte sie jetzt erreicht. Sie hatte das Terrassenhaus und das Grundstück mit den Orangenbäumen in dem reichen Lissaboner Viertel gekauft.

Sharpe dachte an die Zeit vor zwei Jahren zurück, als Josefinas Haus ein Anziehungspunkt für reiche Offiziere gewesen war. Und die reichsten der Offiziere hatten um Josefinas Gunst gebuhlt. Er hatte sie auf einer Feier gesehen. Ein kleines Violinorchester hatte aufgespielt, und Josefina war huldvoll wie eine Königin unter den prächtig Uniformierten gewesen, die um sie herumscharwenzelt waren, sie begehrt hatten und jeden Preis für eine Nacht mit ihr bezahlt hätten. Sie hatte etwas zugenommen seit

Talavera, was sie nur noch schöner machte, wenn auch weniger nach Sharpes Geschmack, und sie war wählerisch gewesen, daran erinnerte er sich genau. Sie hatte den Antrag eines Colonels abgelehnt, der ihr für eine einzige Liebesnacht fünfhundert Guineas angeboten hatte, und noch Salz in die Wunde gerieben, indem sie einen gut aussehenden jungen Ensign erhört hatte, der nur zwanzig Guineas geboten hatte.

Sharpe lachte von Neuem. Ein Schütze, der die nackten Deserteure zu ihrem kalten Gefängnis trieb, blickte neugierig zu ihm herüber. Fünfhundert Guineas! Der Preis, den Farthingdale als Lösegeld gezahlt hatte! Die teuerste Hure in Spanien oder Portugal. Und verheiratet mit Sir Augustus Farthingdale! Wer hatte sie als feine Lady bezeichnet? Herr im Himmel! Fein! Und mit den höchsten Verbindungen? Das stimmte, doch nicht in dem Zusammenhang, den Farthingdale gemeint hatte. Aber vielleicht hatte er recht. Josefina war verheiratet gewesen, und ihr Ehemann, Duarte, war zu Beginn des Krieges nach Südamerika gegangen. Er stammte aus guter Familie, wie Sharpe wusste, und hatte irgendwelche Pfründe bei der portugiesischen Königsfamilie. Dritter Gentleman des Kammernachttopfs oder irgend so ein Blödsinn. Und wie hatte Josefina Sir Augustus eingefangen? Wusste er von ihrer Vergangenheit? Ja, er musste davon wissen.

Sharpe musste wieder lachen. Er wandte sich zur Treppe, die er in der Südwestecke des Hofs entdeckt hatte. Er würde Josefina Lacosta seine Aufwartung machen.

»Sir!« Frederickson tauchte aus einer Tür auf. Er hob eine Hand, forderte Sharpe mit einer Geste auf, zu warten, und hielt mit der anderen Hand seine Uhr ins Licht einer Fackel.

»Was ist?«, fragte Sharpe.

Frederickson gab keine Antwort. Er hielt die Hand erhoben, starrte auf die Uhr, klappte ein paar Sekunden

später den Deckel zu und grinste Sharpe an. »Fröhliche Weihnachten, Sir.«

»Mitternacht?«

»Ganz genau.«

»Auch Ihnen fröhliche Weihnachten, Captain. Und Ihren Männern. Einen Schluck Brandy für alle.«

Mitternacht. Gott sei Dank waren sie früh genug gekommen, denn sonst wäre Madame Dubreton die Zielscheibe von Hakeswills grausamem Spiel geworden.

Hakeswill. Er war entkommen, hinüber zur Burg. Sharpe fragte sich, ob die Deserteure am Morgen noch dort sein würden oder ob sie vorher flüchten würden. Oder würden sie versuchen, das Kloster zurückzuerobern, solange Sharpes Männer noch nicht so vertraut mit den Örtlichkeiten waren?

Es war Weihnachten. Sharpe schaute in die tiefe Finsternis über den Funken des Feuers, die empor wirbelten. Weihnachten, die Feier einer jungfräulichen Geburt, doch es war mehr als das, viel mehr. Lange vor Christi Geburt, lange vor der Existenz einer militanten Kirche auf der Erde hatte es ein Fest in der Mitte des Winters gegeben. Am 21. Dezember war die Wintersonnenwende gefeiert worden, der Tiefpunkt des Jahres, an dem sogar die Natur tot zu sein schien, und so hatte die Menschheit das Leben gefeiert. Das Fest versprach das Frühjahr, und mit dem Frühling würden neue Feldfrüchte, neues Leben und neue Geburten kommen. Das Fest hielt die Hoffnung aufrecht, die Unfruchtbarkeit des Winters zu überleben. Dies war die Zeit des Jahres, in der die Flamme des Lebens am niedrigsten brannte, wenn die dunklen Nächte am längsten waren, und in dieser Nacht würde Sharpe vielleicht von Pot-au-feus verzweifelten Männern im Kloster angegriffen werden. Zu diesen Tagen der Wintersonnenwende würde es lange, lange bis zur Morgendämmerung dauern.

Sharpe beobachtete einen Schützen, der auf das Dach kletterte und sich dann hinabneigte, um sein Gewehr von einem Kameraden entgegenzunehmen. Der Mann lachte über irgendeinen Scherz. Sharpe lächelte. Sie würden durchhalten.

KAPITEL 10

Weihnachtsmorgen. In England würden die Leute durch froststarrende Straßen zur Kirche gehen. In der Nacht hatte Sharpe einen Posten leise »Hark the Herald Angels Sing« singen gehört. Es war die Hymne des Methodisten Wesley, doch die Kirche von England hatte sie trotzdem in ihr Gesangbuch aufgenommen. Als Sharpe das Lied gehört hatte, waren ihm Gedanken an England gekommen.

Die Morgendämmerung versprach einen schönen Tag. Licht entflammte im Osten, sickerte in das Tal und erhellte eine Landschaft, in der geheimnisvoll Bodennebel wallte. Die Burg und das Kloster standen wie Türme am Eingang zu einem Hafen, der mit weißem, sanft wogendem Wasser gefüllt war, das über den Pass flutete und durch das große, nebelverhüllte Tal im Westen waberte. Das Tor Gottes war weiß, geheimnisvoll in Nebel gehüllt und still.

Es hatte keinen Angriff von Pot-au-feu gegeben. Zweimal hatten Posten in die Nacht gefeuert, doch jedes Mal war es falscher Alarm gewesen. Es hatte keine schleichenden Schritte in der Dunkelheit gegeben, keine provisorisch angefertigten Leitern waren an die Wände des Klosters gelehnt worden.

Frederickson hatte sich über die Ruhe des Feindes geärgert und Sharpe gebeten, eine Patrouille durch das Tal führen zu dürfen. Sharpe hatte eingewilligt. Die Schützen hatten sich an die Burg und den Wachtturm angeschlichen, für Zorn und Panik bei den Verteidigern gesorgt, und Frederickson war glücklich zurückgekehrt.

Nach der Rückkehr der Patrouille hatte Sharpe zwei Stunden geschlafen, aber jetzt war er wie alle seine Männer in Kampfbereitschaft, als sich das Grau lichtete und

der Tag heller wurde. Sharpes Atem wölkte weiß vor seinem Gesicht. Es war kalt, aber die Nacht war vorüber, die Geiseln waren befreit und die Füsiliere würden über den langen Pass steigen.

Erfolg ist etwas Süßes, sagte sich Sharpe.

Auf den Mauern der Burg konnte er Pot-au-feus Posten sehen, die immer noch dort waren, und er fragte sich, warum sie nicht geflüchtet waren, obwohl sie wissen mussten, was ihnen drohte. Die Sonne ging rotgolden und prächtig auf und färbte den weißen Nebel über Adrados mit rosigem Schimmer.

Sharpe dachte an ein Frühstück und eine Rasur, als der Ruf ertönte: »Sir!«

Ein Schütze wies aufgeregt nach Osten, genau in den hellen Schein der aufgehenden Sonne. »Reiter, Sir!«

Sharpe blinzelte gegen den Sonnenschein an, konnte jedoch nichts erkennen. Er hielt die Hände zu einem Schlitz vor die Augen und spähte hindurch, und jetzt glaubte er die Umrisse der Reiter auf einer Seite des Tals zu sehen, war sich aber nicht ganz sicher. »Wie viele?«

Einer der Sergeants von Cross schätzte drei, ein anderer Mann glaubte, vier Reiter zu sehen, aber als Sharpe wieder hinschaute, waren die Schatten verschwunden. Sie waren dort gewesen, doch jetzt waren sie wie vom Erdboden verschluckt.

Pot-au-feus Männer? Erkundeten sie einen Weg für einen Rückzug nach Osten? Das war möglich. Einige der Gefangenen hatten von plündernden Partisanen gesprochen, die Rache für das Massaker von Adrados wollten, und das war ebenfalls möglich.

Sharpe blieb auf dem Dach hinter der Brustwehr, die Cross von seinen Männern hatte errichten lassen. Er hielt wegen der Reiter Ausschau, doch er sah keine Bewegung mehr im Osten. Hinter ihm ertönten Warnrufe, als Männer

Schüsseln mit heißem Wasser aus den improvisierten Küchen trugen.

Die wachfreien Männer begannen sich zu rasieren, wünschten sich frohe Weihnachten und scherzten mit den Frauen, die sich entschieden hatten, sich den Siegern anzuschließen und sich unter die Schützen mischten, als hätten sie immer dazugehört. Dieser Morgen war schön für die Soldaten. Nur der Trupp, der in die Schlucht hinunterklettern und die Ausrüstung holen musste, grollte über die Arbeit.

Sharpe beobachtete den Aufbruch dieser Männer und wurde auf einen sonderbaren Anblick im Hof aufmerksam. Eine Gruppe Schützen band weiße Stoffbänder an die kleine Weißbuche, die sich zwischen den geborstenen Steinplatten hochgekämpft hatte. Die Männer waren gut gelaunt, lachten und scherzten, und einer wurde auf die Schultern eines Kameraden gehoben, damit er ein besonders großes Band an die Spitze des Bäumchens binden konnte. Metall glänzte auf den kahlen Zweigen, Knöpfe vielleicht, die von den Uniformen der Gefangenen abgeschnitten worden waren. Sharpe fragte sich, was das sollte. Er stieg hinunter und winkte Cross zu sich.

»Was treiben die da?«

»Das sind Deutsche, Sir.« Cross sagte es, als erkläre er damit alles.

»Na und? Was machen sie da?«

Cross war nicht wie Frederickson. Er war unbeholfener, weniger intelligent, und er fürchtete sich weitaus mehr vor Verantwortung. Er legte sich jedoch sehr für seine Männer ins Zeug, und jetzt dachte er anscheinend, Sharpe missbillige, dass sie den Baum so merkwürdig schmückten. »Es ist eine deutsche Sitte, Sir. Das ist harmlos.«

»Gewiss ist das harmlos! Aber warum zum Teufel tun sie es?«

Cross runzelte die Stirn. »Wir haben Weihnachten, Sir! Das machen sie immer an Weihnachten.«

»Sie binden an Weihnachten weiße Bänder an Bäume?«

»Nicht nur das, Sir. Alles Mögliche. Sie lieben Tannen, Sir. Die stellen sie ins Wohnzimmer und schmücken sie. Mit kleinen Geschenken, geschnitzten Engeln und so.«

»Aber warum?« Sharpe beobachtete die Deutschen, wie es einige Männer seiner Kompanie taten, die so etwas noch nicht gesehen hatten.

Cross hatte anscheinend noch nie daran gedacht, sie zu fragen, aber Frederickson war auf den oberen Kreuzgang gekommen, hörte die Frage und gab eine Erklärung. »Ein heidnischer Brauch, Sir. Weil die alten deutschen Götter alles Waldgötter waren. Das gehört zur Wintersonnenwende.«

»Sie meinen, sie verehren die alten Götter?«

Frederickson nickte. »Man kann nie wissen, wer da oben gerade das Sagen hat, nicht wahr?« Er grinste. »Die Pfarrer sagen, dass der Baum ein Symbol für den ist, an dem Christus gekreuzigt wurde, aber das ist verdammter Blödsinn. Dies ist einfach ein gutes altmodisches Geschenk für die alten Götter. Schon vor der Römerzeit haben sie mit diesem Brauch angefangen.«

Sharpe blickte zu dem Baum. »Mir gefällt das. Sieht gut aus. Was kommt als Nächstes? Opfern wir eine Jungfrau?«

Er hatte so laut gesprochen, dass die Männer es hören konnten. Sie lachten und freuten sich, weil Major Sharpe ihren Weihnachtsbaum mochte und einen Scherz gemacht hatte.

Frederickson schaute Sharpe nach, als er davonging, und der einäugige Captain wusste, im Gegensatz zu Sharpe, warum diese Männer in der vergangenen Nacht gekämpft hatten, anstatt zum Feind zu desertieren und sich an dessen Orgien zu beteiligen. Die Männer waren stolz

darauf, für Major Sharpe zu kämpfen. Es gab ein gutes Gefühl, hohen Anforderungen zu genügen, und wenn sie zu Sieg und Anerkennung führten, dann würden die Männer immer folgen. Gott helfe der britischen Armee, wenn die Offiziere jemals diese Männer verachten, dachte Frederickson.

Sharpe war müde und unrasiert. Er ging in den großen, kalten Raum, in den Frederickson die nackten Gefangenen eingesperrt hatten. Drei Schützen bewachten sie.

Sharpe nickte einem Unteroffizier zu. »Irgendwelche Schwierigkeiten?«

»Nein, Sir.« Der Unteroffizier spuckte Tabaksaft durch die Türöffnung hinaus. Die Tür fehlte, und die drei Schützen schauten über eine improvisierte Barriere aus verkohlten Balken hinweg. »Einer der Kerle drehte durch, Sir, vor ungefähr einer Stunde. Er tobte und brüllte und machte Ärger. Wollte Kleidung. Sagte, sie wären keine Tiere, und solchen Blödsinn, Sir.«

»Was geschah?«

»Captain Frederickson erschoss ihn.«

Sharpe schaute den Unteroffizier neugierig an. »Einfach so?«

»Jawohl, Sir.« Der Mann lächelte zufrieden. »Der Captain duldet keinen Blödsinn, Sir.«

Sharpe nickte.

»Das sollten Sie auch nicht. Wenn sonst noch jemand Schwierigkeiten macht, tun Sie das Gleiche wie Captain Frederickson.«

»Jawohl, Sir.«

Hochrufe ertönten vom Dach her. Sharpe stieg wieder hinauf und sah, warum die Männer gejubelt hatten.

Ein Flaggenmast war errichtet worden. Er war behelfsmäßig zusammengenagelt worden, und weil an diesem kalten Weihnachtsmorgen kein Windhauch ging,

hatte Frederickson befohlen, dass die Fahne mit einer Querstange befestigt wurde. Es war das Signal, das den Füsilieren sagen würde, dass die Befreiung der Geiseln geglückt war und die Füsiliere den Pass ersteigen konnten. Sharpe hatte angenommen, die Männer würden die Fahne einfach über die Dachkante hängen. Ein Flaggenmast war natürlich viel besser.

Frederickson kam vom Flaggenmast zu Sharpe. Sharpe musterte den Captain. »Ich hörte, Sie haben einen Gefangenen erschossen.«

»War das falsch?«

»Nein. Sie haben nur dem Kriegsgericht vorgegriffen.«

»Es beruhigte die Männer, Sir.« Frederickson sagte es, als hätte er den Gefangenen einen Gefallen erwiesen.

»Haben Sie geschlafen?«

»Nein, Sir.«

»Dann schlafen Sie etwas. Das ist ein Befehl. Wir brauchen Sie vielleicht später.«

Sharpe fragte sich, warum er das gesagt hatte. Wenn alles nach Plan ging, würden ihn in ein paar Stunden die Füsiliere ablösen, und die Mission der Schützen würde erledigt sein. Dennoch hatte er ein ungutes Gefühl. Vielleicht lag es an diesen sonderbaren Reitern im Morgengrauen, oder es war einfach die ungewohnte Verantwortung, fast zweihundert Männer zu führen. Er gähnte, rieb sich über die Bartstoppeln und zog den Mantel fester zusammen.

Eine Katze stolzierte über das Dach, ohne die Schützen zu beachten, die hinter der niedrigen Brüstung kauerten. Sie hockte sich auf die Ziegel und begann sich zu putzen. Ihr Schatten war lang.

Im Tal fiel der Schatten des Wachtturms zur Burg hin. Die beiden Gebäude lagen etwa fünfhundert Yards auseinander, und dazwischen war ein kleiner, tiefer Einschnitt, der mit

Dornengestrüpp bedeckt war. Der Nebel löste sich aus diesem kleineren Tal auf, und Sharpe konnte einen kleinen, glitzernden Bach erkennen. Männer bewachten immer noch die Burg und waren auf dem Wachtturm. Das war merkwürdig. Dachte Pot-au-feu, dass seine Feinde einfach davonmarschieren würden, wenn die Geiseln befreit waren?

Im Westen wurden die Hügel Portugals vom goldenen Schein der Sonne gefärbt. Die Täler waren dunkel und grau und mit weißem Nebel getupft, und der Horizont war noch rauchfarben von der Nacht. Die Landschaft sah verknittert aus, als müsse sie geglättet und aufgeweckt werden. In den fernen Tälern musste es noch dunkel sein.

Sharpe ging über das Dach zur nördlichen Brüstung, die nur leicht bewacht wurde. Er setzte sich hin und schaute nach links zum Pass. Kein Anzeichen auf die Füsiliere, aber es war ja noch früh.

»Sir?«, ertönte eine Stimme hinter ihm.

Er wandte den Kopf. Einer der Deutschen bot ihm eine Tasse Tee an. Die Deutschen hatten das Teetrinken von den Briten übernommen, und wie sie trugen sie die Teeblätter lose in ihren Taschen. Ein schwerer Regen konnte den Teevorrat einer Woche verderben. »Ihr Tee?«

»Ich habe noch mehr, Sir.«

»Danke.«

Sharpe nahm die Tasse mit dem Tee, hielt sie in den behandschuhten Händen und schaute dem Deutschen nach, der in Richtung Flagge davonging. Das Fahnentuch war feucht. Die Sonne schien durch den dünnen Stoff.

Der Nebel wallte immer noch wie helles Wasser über dem Pass. Sharpe nippte am heißen Tee und betrachtete die Schönheit des Sonnenaufgangs. Im Norden zogen dunkle Wolken herauf, aber dieser Tag würde noch schön sein.

Sharpe hörte die Schritte auf dem Dach, doch er wandte sich nicht um, denn er wollte nicht gestört werden. Er blickte nach rechts, ostentativ von den Schritten fort, und sah den Arbeitstrupp, der das Gepäck aus der Schlucht geholt hatte, über den steilen Pfad zwischen den Dornbüschen kommen.

»Richard?«

Er blickte über die Schulter und erhob sich. »Josefina.«

Sie lächelte ihn an, ein wenig nervös, und ihr Gesicht war umhüllt vom Pelzbesatz der Kapuze ihres dunkelgrünen Mantels. »Darf ich dir Gesellschaft leisten?«

»Ja, bitte. Ist dir nicht kalt?«

»Ein bisschen.« Sie lächelte ihn an. »Frohe Weihnachten, Richard.«

»Dir auch.« Er wusste, dass die Schützen auf dem großen Dach zu ihnen schauten. »Setz dich doch.«

Sie setzten sich einen Schritt auseinander hin, und Josefina zog den dicken, pelzbesetzten Mantel fester um sich. »Ist das Tee?«

»Ja.«

»Darf ich einen Schluck haben?«

Sharpe reichte ihr die Tasse. Josefina nippte am Tee. »Ich dachte, du würdest in der Nacht zu mir zurückkommen.«

Er lachte. »Ich war beschäftigt.« Er hatte die befreiten Geiseln besucht und gesehen, dass drei Lieutenants ihnen den Hof gemacht hatten. Sharpe war nicht lange geblieben. Er hatte sich nur versichern lassen, dass den Frauen nichts angetan worden war, und er hatte ihnen versichert, dass sie zu ihren Männern zurückgebracht werden würden. Alle Frauen waren sonderbarerweise besorgt über das Schicksal der Männer, von denen sie gefangen gehalten worden waren, und Sharpe hatte eine Liste mit den Namen derjenigen entgegengenommen, die freundlich zu den Frauen gewesen waren. Er hatte versprochen, zu

versuchen, sie vor einer Hinrichtung zu bewahren. Jetzt grinste er Josefina an und nahm die Teetasse wieder, die sie ihm reichte. »Wäre ich willkommen gewesen?«

»Richard!« Sie lachte, und ihre Nervosität war verschwunden, weil Sharpe sie so nett behandelte. »Erinnerst du dich, wie wir uns kennenlernten?«

»Dein Pferd hatte ein Hufeisen verloren.«

»Und du warst brummig und unausstehlich.« Sie hielt bittend die Hand hin, und Sharpe gab ihr die Tasse mit dem Tee. »Du warst sehr ernsthaft, Richard.«

»Ich bin sicher, dass ich das immer noch bin.«

Sie schnitt eine Grimasse, blies auf den Tee und nippte daran. »Ich erinnere mich, dass ich dir prophezeite, du wirst Colonel und schrecklich für deine Männer. Es ist wahr geworden.«

»Bin ich schrecklich für sie?«

»Die Lieutenants haben Angst vor dir. Abgesehen von Mister Price, aber der kennt dich ja näher.«

»Und zweifellos wollte er dich kennenlernen?«

Sie lächelte. »Er versuchte es. Er ist wie ein Hündchen. Wer ist der Furcht einflößende Captain mit nur einem Auge?«

»Das ist ein englischer Lord, furchtbar reich und sehr, sehr großzügig.«

»So?« Josefina schaute Sharpe interessiert an, und dann erkannte sie, dass er sie aufzog. Sie lachte.

»Und du bist Lady Farthingdale.«

Sie zuckte mit den Schultern, wie um anzudeuten, dass es eine merkwürdige Welt war. Sie nippte am Tee und gab Sharpe die Tasse zurück. »Machte mein Mann sich Sorgen um mich?«

»Große.«

»Wirklich?«

»Wirklich.«

Sie starrte ihn interessiert an. »Er machte sich wirklich große Sorgen?«

»Er machte sich wirklich große Sorgen.«

Sie lächelte glücklich. »Wie lieb.«

»Er dachte, du würdest tagtäglich vergewaltigt.«

»Kein einziges Mal! Dieser sonderbare ›Colonel‹ Hakeswill sorgte dafür.«

»Tatsächlich?«

Josefina nickte. »Ich sagte ihm, dass ich hergekommen sei, um für meine Mutter zu beten, was eigentlich stimmte.« Sie lachte. »Nein, es stimmte nicht ganz, aber es wirkte bei Hakeswill. Keiner durfte mich berühren. Er kam zu mir und redete mit mir über seine Mutter. Endlose Redereien! Ich sagte ihm, dass Mütter das Wundervollste auf der Welt seien und wie glücklich seine Mutter sein könne, einen guten Sohn wie ihn zu haben, und er konnte davon nicht genug hören.«

Sharpe lächelte. Er wusste, wie sehr Hakeswill seine Mutter liebte und verehrte. Josefina hatte sich das geschickt zunutze gemacht. Einen besseren Schutz hätte sie gar nicht bekommen können.

»Warum bist du in Wirklichkeit hergekommen?«

»Nun, meine Mutter ist krank.«

»Ich dachte, du magst sie nicht.«

»Stimmt. Sie hält auch nichts von mir, aber sie ist krank.« Josefina nahm von Sharpe die Tasse entgegen, trank den Rest Tee und stellte die Tasse auf die Brüstung. Dann sah sie Sharpe an und lächelte schelmisch. »Die Wahrheit ist, dass ich einen Tag von meinem Mann fort sein konnte.«

»Allein?«

»Nein.« Sie sagte es tadelnd, als müsse er es besser wissen. »Mit einem herrlichen Captain. Aber Augustus

bestand darauf, dass noch einer mitkam, und so wäre alles sehr schwierig gewesen.«

Sharpe grinste. Ihre Wimpern waren unglaublich lang, ihr Mund war sagenhaft sinnlich. Und ihr Blick versprach einem Mann die Erfüllung all seiner Wünsche. »Ich kann verstehen, weshalb sich dein Mann sorgte.«

Sie lachte und zuckte mit den Schultern. »Er ist verliebt in mich«, sagte sie und betonte »verliebt« ironisch.

»Und du liebst ihn?«

»Richard!« Sie sah ihn tadelnd an. »Er ist sehr nett und sehr, sehr reich.«

»Sehr, sehr, sehr reich.«

»Sogar noch reicher.« Sie lächelte. »Ich bekomme alles, was ich will! Alles! Er versucht, streng zu mir zu sein, aber ich lasse das nicht zu. Ich verschloss einmal zwei Nächte lang meine Schlafzimmertür und ließ ihn nicht rein, und seither habe ich keinerlei Schwierigkeiten mehr.«

Sharpe blickte über das Dach und war dankbar dafür, dass er anscheinend nirgendwo gebraucht wurde. Die Posten kauerten auf dem Dach oder gingen auf und ab. Unten im Kloster wurde gefrühstückt, und von den Füsilieren war immer noch nichts zu sehen. Sharpe sah wieder Josefina an.

Sie lächelte. »Ich freue mich wirklich über das Wiedersehen, Richard.«

»Du hättest dich über jeden Befreier gefreut.«

»Nein. Es freut mich, dich zu sehen. Du bringst mich immer dazu, die Wahrheit zu sagen.«

Er lächelte. »Du brauchst nicht mich, um das zu tun.«

»Man braucht Freunde. Du kennst mich wirklich, und du verachtest mich nicht.«

»Sollte ich das?«

»Das tun die Männer für gewöhnlich.« Sie schaute gedankenverloren in die Ferne. »Sie alle sagen es nicht, sie machen schöne Worte und wundervolle Komplimente, aber ich weiß, was sie in Wirklichkeit denken. Ich bin beliebt und begehrt, Richard, solange mein Gesicht noch so aussieht.«

»Und das Übrige.«

»Ja.« Sie lächelte ihn an. »Es wirkt noch.«

Er erwiderte das Lächeln. »Hast du deshalb Sir Augustus geheiratet?«

»Nein.« Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Das war seine Idee. Er wollte mich zur Frau, damit ich überallhin mit ihm gehe.« Sie lachte, als amüsiere sie sich über Sir Augustus' Dummheit. »Er wollte nach Norden, nach Braganza, und wir segelten nach Cadiz, und er konnte mich schließlich nicht als seine Hure zu festlichen Essen mitnehmen, oder?«

»Warum nicht? Viele Männer tun das.«

»Nicht zu solchen Dinnerpartys, Richard. Die sind pompös.« Sie verzog das Gesicht.

»Du hast ihn also geheiratet, damit du zu pompösen Dinnerpartys gehen kannst?«

»Geheiratet!« Sie starrte Sharpe an, als wäre er verrückt. »Ich bin nicht mit ihm verheiratet, Richard! Dachtest du, ich hätte ihn geheiratet?«

»Du bist nicht …?«

Sie lachte ihn aus, und ihr Lachen zog die Aufmerksamkeit der Posten an. Sie senkte die Stimme. »Er verlangt von mir nur, dass ich mich als seine Frau ausgebe. Weißt du, was er mir dafür zahlt?« Sharpe schüttelte den Kopf, und sie lachte von Neuem. »Eine Menge, Richard. Eine Menge.«

»Wie viel?«

Sie zählte an den Fingern ab. »Ich habe einen Besitz bei Caldas da Rainha, dreihundert Morgen und ein großes Haus. Eine Kutsche und vier Pferde. Eine Halskette, für die

man halb Spanien kaufen könnte, und viertausend Pfund auf einer Londoner Bank.« Sie zuckte mit den Schultern. »Würdest du bei einem solchen Angebot nicht Ja sagen?«

»Mir würde das Angebot wohl kaum einer machen.« Sharpe schaute sie ungläubig an. »Du bist nicht Lady Farthingdale?«

»Natürlich nicht!« Sie lächelte ihn an. »Richard! Du solltest mich doch besser kennen! Außerdem ist Duarte noch am Leben. Ich kann keinen anderen heiraten, solange ich noch mit ihm verheiratet bin.«

»So schlug Augustus vor, dass du dich als seine Frau ausgibst? Richtig?«

Sie hob kurz die Schultern. »So kann man es sagen. Er meinte das nicht sehr ernst, aber ich fragte ihn, was er sich das kosten lasse würde, und als er mir das sagte, stimmte ich zu.« Sie lächelte vor sich hin. »Er zahlte ohnehin schon für mich, damit ich keinen außer ihn ranließ, warum sollte ich also nicht seine Ehefrau spielen? Das ist doch so gut wie eine Ehe, oder?«

»Ich bin sicher, dein Priester würde dir zustimmen«, bemerkte Sharpe ironisch.

»Wer auch immer das ist.«

»Und niemand schöpft Verdacht?«

»Sie sagen nichts, jedenfalls nicht zu Augustus. Er hat jedem erzählt, dass er mich geheiratet hat. Warum sollten sie ihm das nicht glauben?«

»Und er glaubt, niemand wird misstrauisch?«

»Richard!« Es klang fast verzweifelt. »Er ist verknallt in mich. Er liebt mich wirklich, und er kann nicht genug von mir bekommen. Er denkt, ich wäre von der Mondgöttin erschaffen worden, jedenfalls sagte er das in einer Nacht.« Sharpe lachte, und Josefina lächelte. »Er hält mich für perfekt. Das sagt er immer. Und er will mich besitzen, jeden

Teil von mir, alles, jede Stunde.« Sie zuckte mit den Schultern. »Dafür zahlt er.«

»Und von den anderen weiß er nichts?«

»Von meiner Vergangenheit, meinst du? Er hat davon gehört. Ich sagte ihm, es wären alles Gerüchte. Ich hätte zwar Offiziere unterhalten, aber warum sollte ich das nicht tun? Eine anständige verheiratete Frau in Lissabon, vielleicht Witwe, darf doch Tee mit einem Offizier oder zweien trinken.«

»Das glaubt er?«

»Selbstverständlich! Das *will* er glauben.«

»Wie lange wird das gut gehen?«

»Ich weiß es nicht.« Sie schnitt eine Grimasse. »Er ist nett. Er ist wie ein Kater. Sehr sauber, sehr empfindsam und sehr eifersüchtig. Er fehlt mir.«

Sharpe lachte. »Josefina!« Es war eine unglaubliche Geschichte, doch er hatte schon von vielerlei List gehört, zu der Männer und Frauen in Amors Dienst griffen.

»Ich bin glücklich, Richard«, beteuerte Josefina.

»Und reich.«

»Sehr reich.« Sie lächelte. »Du wirst ihm nicht erzählen, dass ich dir all dies gesagt habe, verstanden? Du wirst ihm nichts sagen!«

»Ich werde schweigen.«

»Das musst du! Noch zwei Monate, und ich habe genug, um mir irgendwelchen Besitz in Lissabon zu kaufen. Ich habe dir nichts gesagt!«

Er nickte. »Jawohl, Ma’am.«

»Lady Farthingdale.«

»Jawohl, Mylady.«

Sie lachte. »Mir gefällt es allmählich, so genannt zu werden.« Sie zog den Mantel am Hals zusammen. »Erzähl mir jetzt etwas von dir.«

Er überlegte, was er Unverbindliches sagen konnte, als auf dem Dach plötzlich ein Ruf ertönte. »Sir! Major Sharpe, Sir!«

Er blickte über die Schulter und erhob sich. »Was ist?«

»Die Reiter, Sir. Ich habe sie wieder gesehen. Jetzt sind sie weg.«

»Bist du dir dessen sicher?«

»Jawohl, Sir.«

»Was sind es für Landsleute?«

»Ich weiß nicht, Sir, das heißt …«

»Was?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, Sir, aber ich glaube, es könnten verdammte Franzosen sein. Nur drei davon, Sir, aber sie sahen wie Franzosen aus.«

Sharpe verstand die Zweifel des Mannes. Französische Kavallerie bewegt sich fast immer in großen Formationen, und es klang merkwürdig, dass nur drei Kavalleristen in diesem Hochtal sein sollten.

»Sir?«, rief der Mann von Neuem.

»Ja?«

»Es könnten die Deserteure sein, Sir. Sie haben französische Uniformen.«

»Beobachte weiter!«

Der Mann hatte vielleicht recht. Drei französische Kavalleristen aus Pot-au-feus Bande erkundeten nur das Tal nach Osten und Süden. Pot-au-feu würde gewiss verschwinden wollen. Sharpe wandte sich an Josefina. »Ich muss gehen. Es gibt Arbeit.« Er hielt ihr die Hand hin und half ihr auf. Sie schaute ihn mit einer Spur Besorgnis an.

»Richard?«

Er nahm an, dass sie besorgt war, weil möglicherweise französische Soldaten im Hochtal waren.

»Freust du dich über das Wiedersehen?«

Er lächelte. »Ja, natürlich.«

Sie gingen über das Dach. Schützen machten Platz und schauten Josefina bewundernd an. Sharpe blieb unter der Flagge stehen und spähte nach Westen in die Schatten des Passes, über dem sich der Nebel auflöste. Zwischen den grauen Felsen, weit unten, war jetzt Bewegung. Sie war kaum wahrnehmbar, doch einer der Posten bemerkte sie.

»Sir!«

»Ich habe sie gesehen, danke!«

Die Füsiliere waren in Sicht. Sharpe hob den Blick zu der feuchten, dünnen Flagge, und er fragte sich, weshalb ihm sein Gefühl immer noch sagte, dass er vielleicht um die Fahne kämpfen musste. Er verbannte den Gedanken, half Josefina vom Dach hinunter und sagte so laut, dass die Schützen es hören konnten: »Ihr Gatte wird binnen einer Stunde hier sein, Mylady.«

»Danke, Major Sharpe.« Sie verneigte sich leicht, machte eine allumfassende Geste und hob die Stimme. »Und danke Ihnen allen! Danke!«

Alle wirkten verlegen und erfreut. Sharpe stieß einen Sergeant mit dem Ellbogen an. »Lassen Sie Mylady dreimal hochleben.«

»O ja, Sir, natürlich, Sir.« Der Sergeant strahlte die Männer an. »Dreimal hoch für Mylady! Hipp, hipp!«

»Hurra!« Sie schrien es noch zweimal und erschreckten die Katze auf dem Dach, und Josefina dankte mit einem huldvollen Lächeln. Sie nickte jedem Einzelnen zu, zuletzt Sharpe, und er hätte geschworen, dass sie ihm zugezwinkert hatte, bevor sie den Kopf senkte.

Er lächelte und ging zum Flaggenmast zurück. Es war ein Morgen der Überraschungen. Ein Weihnachtsbaum zum Weihnachtstag, Josefina für Sir Augustus Farthingdale und im Osten drei Reiter, die den Weihnachtsmorgen störten. Die Schatten im Pass lösten sich zu einer Schützenlinie auf,

die zum Tor Gottes emporstieg, gefolgt von den Kompanien in Kolonne. Sharpe blickte zur Flagge hinauf, und sein Gefühl sagte ihm, dass Unheil in der Luft lag und dieser Weihnachtstag noch weitere Überraschungen bringen würde.

KAPITEL 11

Lieutenant Colonel Kinney schickte seine Füsiliere in offener Formation auf die letzten paar Yards hügelan. Es bestand immer noch die Möglichkeit, dass Pot-au-feu mit erbeuteten spanischen Geschützen das Feuer eröffnete. Die Gefangenen, die sie in der Nacht gemacht hatten, schworen zwar, dass zwei der Kanonen im Wachtturm waren und die dritte Kanone in der Hand der Deserteure an der Ostwand der Burg stand und nicht in den Pass hineinschießen konnte, doch Kinney wollte kein Risiko eingehen.

Sharpe bedauerte plötzlich, dass er nicht mehr der ranghöchste Offizier am Tor Gottes war. Kinney hatte einen höheren Rang, Sir Augustus Farthingdale ebenfalls, und vermutlich war auch der einzige Major der Füsiliere der Dienstältere.

Kinney stieg vor dem Kloster vom Pferd, ignorierte Sharpes Gruß und reichte ihm die Hand. »Gut gemacht, Major, gut gemacht!«

Kinney war großzügig mit seinem Lob. Sharpe und den Männern war es fast peinlich, aber sie konnten auch stolz auf ihr Werk sein: auf den schwierigen Nachtmarsch, die leise Annäherung ans Kloster und einen Angriff, bei dem sie gegen eine gewaltige Übermacht keine ernsthaften Verluste erlitten hatten. Sharpe stellte Frederickson, Cross und Price vor, und Kinney verteilte sein überschwängliches Lob auf sie alle. Sir Augustus Farthingdale war weniger zuvorkommend. Er saß steif ab, wobei ihm seine Ordonnanz half, und zupfte an dem Seidenschal, den er unter dem hohen Kragen seines Kavalleriemantels trug. Dann schlug er mit der Reitgerte an seine Stiefel. »Sharpe!«

»Sir?«

»Sie hatten also Erfolg!«

»Glücklicherweise ja, Sir.«

Farthingdale stieß einen Grunzlaut aus. Er wirkte alles andere als glücklich. Seine Aristokratennase war rot von der Kälte, und der Mund war noch mürrischer verzogen als sonst. Immer noch schlug er mit der Reitgerte gegen den Stiefel. »Gut gemacht, Sharpe, gut gemacht.« Er schaffte es, das Lob unwirsch klingen zu lassen. »Lady Farthingdale ist wohlauf?«

»Vollkommen. Sir. Ich bin sicher, sie wird erleichtert sein, Sie wiederzusehen.«

»Ja.« Farthingdale konnte seine Nervosität nicht verbergen. Sein Blick glitt ohne echtes Interesse über die Burg und das Dorf. »Worauf warten Sie dann noch, Sharpe? Bringen Sie mich zu ihr.«

»Selbstverständlich, Sir. Lieutenant Price?« Sharpe ernannte Price als Sir Augustus' Führer zu seiner »Frau«. Sir Augustus wandte sich auf der Treppe zum Kloster um, nahm seinen Zweispitz vom glatten silbergrauen Haar und nickte Kinney zu. »Weitermachen, Kinney!«

»Denkt der Mann, ich habe vor, mich schlafen zu legen?« Die Bemerkung war laut genug, dass Sharpe sie hören konnte. Kinney hatte offenbar während des langen Nachtmarschs Schwierigkeiten mit Sir Augustus gehabt. Der Waliser trat ärgerlich gegen einen Stein, der gegen die Klosterwand klatschte. »Gottverdammt, Sharpe, sie muss eine bemerkenswerte Frau sein, wenn Sir Augustus diesen weiten Weg auf sich genommen hat.«

Sharpe lächelte. »Sie ist eine Schönheit, Sir.«

Kinney schaute nach Osten, wo sich sein Bataillon außerhalb der Kartätschenreichweite von Burg oder Wachtturm formierte.

»Was machen wir jetzt?« Die Frage galt nicht Sharpe, sondern Kinney hatte nur laut gedacht. »Räumen wir das

Dorf und sehen wir uns dann die Burg an?«

»Der Wachtturm, Sir.«

Kinney blickte hin. Die beiden Geschütze auf dem Wachtturm, sofern sie wirklich existierten, konnten in die Flanke eines jeden Angriffs feuern, der auf die eingefallene Ostmauer der Burg geführt wurde. Wenn es einen Kampf in der Burg geben würde, dann musste zuvor der Wachtturm eingenommen werden. Kinney kratzte sich an der Wange. »Glauben Sie, die Kerle werden kämpfen?«

»Sie sind nicht geflüchtet, Sir.«

Pot-au-feu musste wissen, dass seine Eskapaden vorüber waren. Seine Geiseln waren befreit, das Kloster war eingenommen worden, und jetzt war ein Bataillon britischer Infanterie in seinem Tal. Das einzig Vernünftige für die Deserteure wäre eine Flucht nach Norden oder Osten gewesen, aber sie waren geblieben. Pot-au-feus Männer waren auf den Mauern der Burg und im Schanzwerk am Fuß des Wachtturms zu sehen.

Kinney schüttelte den Kopf. »Warum sind sie geblieben, Sharpe?«

»Pot-au-feu muss glauben, dass er uns schlagen kann, Sir.«

»Dann muss der Mann eines Besseren belehrt werden«, sagte Kinney. »Ich möchte nicht, dass heute einer meiner Männer stirbt, Major. Das wäre eine schreckliche Tragödie an Weihnachten. Ich werde das Dorf mit Bajonetten einnehmen und dann einen Plausch mit Pot-au-feu führen, um zu hören, ob er sich ergeben will. Wenn er es auf die harte Tour haben will …« Er blickte zum Wachtturm. »In diesem Fall wäre ich dankbar, wenn Sie mir eine Schützenkompanie ausleihen, Major.«

Es war freundlich von Kinney, einen Befehl in so höfliche Worte zu kleiden. »Selbstverständlich, Sir.«

»Hoffen wir, dass es nicht dazu kommt. Bis dahin sollte der junge Gilliland eingetroffen sein.«

Die Raketen-Truppe war eine Stunde hinter die Füsiliere zurückgefallen, weil das Rad eines Wagens gebrochen war und ersetzt werden musste.

Kinney lächelte. »Zwei dieser Knallfrösche in ihren Hintern werden sie vielleicht überzeugen, dass es für sie besser ist, sich unseren liebevollen Händen anzuvertrauen.«

Kinney ließ sich sein Pferd bringen, grunzte, als er sein beträchtliches Gewicht in den Sattel schwang, und grinste dann auf Sharpe hinab. »Die Kerle sind vielleicht nicht abgehauen, weil sie allesamt stockbetrunken sind. Nun denn! An die Arbeit! An die Arbeit!« Er nahm die Zügel auf, hielt plötzlich inne und starrte über Sharpe hinweg.

Josefina kam aus dem Kloster. Sir Augustus, an dessen Arm sie ging, wirkte völlig verändert. Seine Mürrischkeit war verschwunden. Er himmelte die schöne Frau an, die Kinney ein atemberaubendes Lächeln schenkte. Farthingdale war voller Besitzerstolz. »Colonel Kinney? Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzustellen. Meine Liebe, dies ist Colonel Kinney.«

Kinney nahm seinen Zweispitz ab. »Mylady. Wir wären um den halben Globus marschiert, um Sie zu retten.«

Josefina belohnte ihn mit einem betörenden Lächeln und einer netten kleinen Ansprache, die sowohl für Kinney als auch für seine Soldaten voll des Lobes war. Sir Augustus verfolgte alles mit Vergnügen, freute sich über den Ausdruck der Bewunderung in Kinneys Augen, und bewunderte seine »Frau«, als sie graziös zu Kinneys Pferd ging und es streichelte. Als Josefina von ihm fort war, zupfte Sir Augustus an Sharpes Ärmel. »Auf ein Wort, Sharpe.«

Hatte sie ihm erzählt, dass sie sich kannten? Das war unwahrscheinlich, aber Sharpe fand keine andere

Erklärung, weshalb Sir Augustus ihn zur Seite zog und außer Josefinas Hörweite mit ihm flüsterte. Der Colonel blickte ihn wütend an. »Da sind nackte Männer im Kloster, Sharpe!«

»Gefangene, Sir.« Er hatte befohlen, dass ein Arbeitstrupp von Deserteuren die harte Schufterei fortsetzte, Schießscharten in die dicken Wände des Klosters zu schlagen.

»Warum zum Teufel sind sie nackt?«

»Sie haben ihre Uniformen entehrt, Sir.«

»Herrgott noch mal, Sharpe! Sie ließen meine Frau die nackten Kerle sehen?«

Sharpe verkniff sich die Bemerkung, dass Josefina vermutlich mehr nackte Männer gesehen hatte als Sir Augustus in seinem ganzen Leben, und gab stattdessen eine milde Antwort. »Ich werde dafür sorgen, dass sie sich bedecken, Sir.«

»Tun Sie das, Sharpe. Noch etwas anderes.«

»Sir?«

»Sie sind unrasiert! Sie sind kaum in der Position, um über eine Entehrung von Uniformen zu sprechen!« Farthingdale wandte sich abrupt ab und setzte ein Lächeln auf, als sich Josefina näherte. »Mein Liebling. Willst du wirklich hier draußen in der Kälte bleiben?«

»Natürlich, Augustus. Ich möchte sehen, wie Colonel Kinneys Männer meine Peiniger bestrafen.«

Sharpe musste fast lächeln, als sie von »Peinigern« sprach, doch sie hatte die Formulierung gut gewählt für Sir Augustus. Seine Haltung straffte sich, er setzte eine grimmige Miene auf und nickte.

»Natürlich, meine Liebe, natürlich.« Er schaute Sharpe an. »Ein Stuhl für Ihre Ladyschaft und etwas zur Erfrischung, Sharpe.«

»Jawohl, Sir.«

»Es wird aber keinen großen Kampf geben«, sagte Sir Augustus zu Josefina. »Sie haben nicht den Mumm zum Kämpfen.«

Eine Stunde später hatte es den Anschein, als würde Sir Augustus recht behalten. Die Deserteure, die im Dorf geblieben waren, flüchteten mit ihren Frauen und Kindern, als Kinneys Leichte Kompanie von Norden her vorrückte. Sie flüchteten unbehelligt durch das Tal und bahnten sich einen Weg durch das Dornendickicht zum Wachtturm. Zwei Dutzend Männer waren beritten. Sie hatten Musketen und Säbel.

Madame Dubreton und die beiden anderen Französinnen, die entführt worden waren, kamen für eine Weile aus dem Kloster und tranken Tee mit Josefina, doch die Kälte trieb sie ins Kloster zurück, das ihr Gefängnis gewesen war. Sharpe hatte Madame Dubreton gefragt, was sie gedacht hatte, als sie ihren Mann oben auf dem Kreuzgang gesehen hatte.

»Ich dachte, ich werde ihn niemals wiedersehen.«

»Sie taten, als würden Sie ihn nicht kennen. Das muss hart gewesen sein.«

»Für ihn ebenfalls, aber ich wollte ihnen nicht diese Befriedigung geben.«

Während Price versucht hatte, seinen Charme bei Josefina spielen zu lassen, hatte Sharpe mit Madame Dubreton über die Schwierigkeiten des Lebens einer Engländerin in Frankreich gesprochen, doch sie hatte nichts von Problemen wissen wollen.

»Ich bin mit einem Franzosen verheiratet, Major, folglich ist klar, wer meine Loyalität hat. Das heißt nicht, dass ich Feindschaft gegen mein eigenes Land hegen muss.« Sie lächelte. »Ehrlich gesagt, Major, der Krieg berührt uns nur wenig. Die Kühe werden gemolken, wir besuchen Bälle, und einmal im Jahr hören wir von einem Sieg und erinnern uns,

dass Krieg ist.« Sie senkte den Blick auf ihren Schoß und sah dann wieder auf. »Es ist schwierig, wenn mein Mann weg ist, aber der Krieg wird irgendwann enden, Major.«

Pot-au-feus Krieg endete jetzt. Das Dorf war vom Feind gesäubert. Kinney ließ sein Bataillon im Wintersonnenschein antreten, und dann ritt er, flankiert von zwei Offizieren, im Schritt auf die Burg zu. Sharpe ging talaufwärts, damit er die eingefallene Ostmauer sehen konnte, und Frederickson begleitete ihn. Der Captain nickte zu den drei Reitern hin. »Sie bieten eine Kapitulation an?«

»Ja.«

»Mir ist schleierhaft, weshalb die Bastarde nicht abgehauen sind. Sie müssen doch wissen, was sie erwartet.«

Sharpe gab keine Antwort. Der Gedanke beunruhigte ihn ebenfalls, aber vielleicht hatte Kinney recht. Vielleicht waren sie zu betrunken, um zu wissen, was los war. Oder die Überlebenden von Pot-au-feus Bande zogen es vor, sich der Gnade der britischen Armee auszuliefern, anstatt einen eisigen Winter in diesem Hügelland zu verbringen, das von rachsüchtigen Partisanen heimgesucht wurde. Oder vielleicht wollte Pot-au-feu einfach nicht weg.

Die Gefangenen, die in der Nacht verhört worden waren, hatten gesagt, der fette Franzose führe sich in der Burg wie ein mittelalterlicher Fürst auf, als Herrscher über Leben und Tod seiner Anhänger. Vielleicht gaukelte Marschall Pot-au-feus Fantasie ihm und seinen Anhängern vor, dass die Burg einem Angriff trotzen würde. Was auch immer der Grund war, Pot-au-feu und seine Männer waren geblieben, und jetzt zügelten Kinney und die beiden Offiziere etwa achtzig Yards vor der eingefallenen Ostmauer die Pferde. Die Trümmer der Mauer bildeten eine brusthohe Barriere, die den großen Burghof schützte.

Kinney stellte sich in den Steigbügeln auf und hielt die Hände als Trichter vor den Mund. Eine Gruppe von Männern stand auf den Trümmern, und Sharpe sah, dass einer die Reiter näher heran winkte. Offenbar verstanden sie nicht, was Kinney rief.

Frederickson fluchte. Es gefiel ihm nicht, dass mit einem unehrenhaften Feind verhandelt wurde. Er fingerte nervös am ausgefransten Rand seiner Augenklappe herum. Offenkundig wollte er seine Schützen gegen den Feind führen, der Kinney immer noch näher heran winkte.

Kinney trieb ärgerlich sein Pferd an und trabte näher. Etwa fünfzig Yards vom Feind entfernt, innerhalb der Musketenreichweite, hielt er an und rief von Neuem zu den Deserteuren hinüber. Dann zog er plötzlich sein Pferd herum, denn er hatte die Bewegung zu seiner Linken wahrgenommen, das Abdecken der Kanone in einer Schießscharte am nicht eingestürzten Ende der Ostmauer. Aber es war zu spät.

Sharpe sah zuerst den Rauch, der aus den Trümmern quoll, und dann nahm er den Knall wahr, der wie ein Donnerschlag im Tal widerhallte. Es war das unverkennbare Krachen einer zersplitternden Kartätsche, die aus einer Kanone abgefeuert worden war. Der Metallbehälter war in der Mündungsflamme des Geschützes explodiert und hatte die Musketenkugeln in Form eines Kegels verbreitet, in dessen Mitte sich Lieutenant Colonel Kinney befand. Pferd und Reiter wurden seitwärts zu Boden geschmettert, und während das Pferd vergebens auskeilte und versuchte, auf die Beine zu gelangen, blieb der Mann reglos in seinem Blut liegen.

Sharpe fuhr zu Frederickson herum. »Bringen Sie Ihre Kompanie rüber zur Leichten Kompanie der Füsiliere! Sie werden den Wachtturm angreifen!«

»Sir!«

Sharpe schaute zu seinen eigenen Männern, die beim Kloster hockten, und rief nach Patrick Harper.

Farthingdale war vom Stuhl aufgesprungen. Er verlangte sein Pferd und rief dann nach Sharpe. »Major!«

»Sir?«

»Ich will Ihre Männer vor der Burg haben! Gefechtsordnung!«

Frederickson, der bereits losgerannt war, hörte Farthingdales Worte, blieb stehen und schaute zu Sharpe zurück. Sharpe sah den Colonel an, der sich jetzt in den Sattel schwang. »Nicht zum Wachtturm, Sir?«

»Sie haben meinen Befehl gehört, Major! Beeilung!« Sir Augustus gab seinem Pferd die Sporen und galoppierte zu dem stummen, fassungslosen Bataillon, das an der Straße angetreten stand, die vom Dorf wegführte. Sharpe wies auf die Burg. »Gefechtsordnung! Meine Kompanie links, Captain Cross in der Mitte, Captain Frederickson rechts!«

Warum in Gottes Namen hatte Pot-au-feu diesen Kampf befohlen? Dachte er wirklich, er könnte gewinnen?

Als Sharpe über das harte Weideland des Tals rannte, sah er, dass die beiden Offiziere, die hinter Kinney geritten waren, den Lieutenant Colonel vom Boden anhoben. Einer der Offiziere tötete Kinneys Pferd mit einem Pistolenschuss. Der Feind ignorierte die beiden Offiziere, war vielleicht zufrieden mit dem Tod eines Lieutenant Colonels. Aber warum hatte der Feind das getan? Glaubten Pot-au-feu und seine Männer tatsächlich, sie könnten ein Bataillon in einem offenen Kampf besiegen?

Dann dachte Sharpe nicht mehr über Pot-au-feus Motive nach, denn die ersten Musketenkugeln klatschten zu seinen Füßen in Gras und Erde. Rauch wallte in kleinen Wölkchen über den Dornbüschen, die zwischen der Burg und dem Wachtturm wuchsen.

Sharpe rief nach Lieutenant Price. »Beschäftigen Sie diese Bastarde, Harry! Setzen Sie die Musketen und vier Gewehre ein!«

»Jawohl, Sir.« Price breitete die Arme aus. »Verteilen! Verteilen!« Er nahm die Trillerpfeife und blies das Signal.

Frederickson und Cross setzten Hornisten ein, um Befehle auf dem Schlachtfeld zu übermitteln. Die Jungen, keiner über fünfzehn, bliesen im Laufen. Die Töne waren nicht ganz klar und genau, aber die Signale befahlen unverkennbar, dass sich die Kompanien zur Schützenkette zu formieren hatten. Sharpe ließ sie hundert Yards von der eingestürzten Mauer entfernt halten, außerhalb wirkungsvoller Musketenreichweite, und befahl einem Hornisten, den einen Ton zu blasen, den Befehl für die Schützen, sich hinzulegen. »Und nun das Signal ›Feuer eröffnen‹, Junge.«

»Jawohl, Sir.« Der junge Hornist holte tief Luft und blies den herrlichen Lauf von drei Tönen, die zu einer vollen Oktave anstiegen, und er wiederholte das Signal, bis die Gewehre der Schützen krachten und die Kugeln Pot-au-feus Männer zwangen, hastig in Deckung zu gehen.

Sharpe blickte nach links. Price hielt die verstreuten Feinde zwischen den Dornbüschen beschäftigt. Der Lieutenant ging hinter seinen Männern auf und ab und hielt nach Zielen Ausschau. Vor Sharpe wirkte die Burg plötzlich wie verlassen. Die Verteidiger waren durch die Salven der Schützen hinter die Zinnen oder die Trümmer der Mauer getrieben worden. Hinter sich hörte Sharpe Befehle, die Sir Augustus den Füsilieren gab.

Verdammt, Farthingdale befahl einen sofortigen Sturmangriff! Die Kanone, verborgen in einer Lücke der Trümmer der Ostmauer, würde nur anfällig für Feuer der rechten Seite von Sharpes Linie sein.

Sharpe rief den Hornisten abermals zu sich. »Meine Grüße an Mister Frederickson, und sag ihm, er soll ein

Auge auf die Kanone halten.« Letzteres war eine unglückliche Formulierung, aber das machte nichts, und vermutlich brauchte der Einäugige ohnehin nicht an die Kanone erinnert zu werden.

Das Gewehrfeuer hatte nachgelassen. Nur noch vereinzelte Schüsse fielen, wenn ein Verteidiger den Kopf zeigte. Die Lieutenants ermahnten ihre Männer, genau zu zielen und keine Munition zu verschwenden. Hinter ihnen, beim Dorf, formierte Sir Augustus die Füsiliere zu zwei Kolonnen, vier Glieder breit, die wie menschliche Rammen auf die eingefallene Mauer zustoßen sollten. Sergeant Harper stand auf und gesellte sich zu Sharpe. Nur sporadisch fielen Musketenschüsse vom Hang, und die Entfernung war so groß, dass beide Männer keine Sorgen zu haben brauchten.

Der große Ire grinste Sharpe verlegen an. »Sir?«

»Was ist?«

»Darf ich fragen, Sir, ob das im Kloster Miss Josefina ist?«

»Du hast sie wiedererkannt?«

»Wer kann die vergessen! Sie ist wirklich eine Augenweide. So eine Frau sieht man nicht oft.« Harper mochte die Frauen draller als Sharpe. »Ist sie die Lady Farthingdale?«

Sharpe war versucht, Harper die Wahrheit zu sagen, aber er widerstand der Versuchung. »Sie hat eine gute Partie gemacht.«

»Das kann man wohl sagen. Ich werde sie begrüßen.«

»Das würde ich nicht tun, wenn Sir Augustus in der Nähe ist.«

Harper lächelte. »Würde ihr das was ausmachen?«

»Ihr überhaupt nicht, aber ihm.«

Sharpe blickte zum Kloster. Er sah ein paar Schützen auf dem Dach, die zum Schutz der Frauen und als Bewacher der Gefangenen zurückgelassen worden waren, und er

entdeckte Josefina in ihrem dunkelgrünen Mantel ein paar Schritte vom Tor entfernt. War Josefina der Grund für diesen überstürzten Angriff? War Sir Augustus so begierig darauf, vor seiner »Frau« seine Männlichkeit zu beweisen, dass er die Füsiliere in die Burg schickte, bevor die Geschütze auf dem Wachtturm ausgeschaltet worden waren? Vielleicht hatte Sir Augustus recht. Bisher hatten die Kanonen auf dem Wachtturm geschwiegen.

Die Fahnen der Füsiliere wurden aus den Lederhüllen genommen, entfaltet und zwischen den polierten Hellebarden der Sergeants getragen, deren Aufgabe es war, sie zu schützen. Jede Hellebarde war eine gewaltige Axt, deren Stahl wie Silber glänzte, und der Anblick der Standarten inmitten der glitzernden Klingen bewegte jeden Soldaten. Der Baldachin des Krieges. Sir Augustus, vor den Fahnen, nahm seinen Zweispitz ab, schwenkte ihn, und die beiden Halb-Bataillone fielen in schnellen Marsch.

Sharpe hielt die Hände als Trichter vor den Mund und schrie seinen Schützen zu: »Feuern! Feuern!« Es machte nichts, dass es nur wenige Ziele gab. Jetzt mussten den Verteidigern Kugeln um die Ohren fliegen, damit sie entmutigt wurden und Angst bekamen, bevor die beiden Kolonnen über die Trümmer der eingefallenen Mauer in die Burg stürmten. Cross' Hornist kehrte stolpernd und keuchend von seinem Botengang zurück, und Sharpe ließ den Jungen zur Attacke blasen. Er führte die Schützenlinie zwanzig Yards weiter vor und ließ dann den Hornisten »Halt!« blasen.

»Feuer! Sie sollen wissen, dass wir hier sind!«

Die beiden Kolonnen stürmten auf die Ostmauer zu. Sie konnte leicht überstiegen werden, denn die Steine waren brusthoch zu einer sanft ansteigenden Rampe aufgetürmt, von der die Kugeln der Schützen abprallten und Staub und Splitter empor wirbelten. Sharpe sah schon vor seinem geistigen Auge, wie die Füsiliere in den Burghof stürmen

würden, voller Zorn über Kinneys Tod. Warum in Gottes Namen hatte Pot-au-feu zu diesem Angriff förmlich eingeladen?

Das Gewehrfeuer wurde übertönt von einer doppelten Explosion.

Sharpe blickte zum Hügel mit dem Wachtturm und sah den Rauch, der die Positionen der beiden Geschütze im Schanzwerk am Fuß des Turms verriet. Die Kanonenkugeln schlugen kurz hinter den Kolonnen auf und flogen über ihre Köpfe hinweg. Die Füsiliere johlten hämisch, und ihre Offiziere ermahnten sie zur Ruhe. Bajonette blitzten in den Gliedern.

Sergeants befahlen den Männern, sich auszurichten. Einige der roten Uniformröcke mit weißem Besatz waren nagelneu. Rekruten kämpften an diesem Weihnachtsmorgen. Die Kanonen donnerten von Neuem.

Die Rohre waren heißer, oder die Kanonen waren ein wenig verstellt worden, denn diesmal schlugen die Kugeln in die eine der Kolonnen und hinterließen eine Blutspur. Ein Mann stürzte vorwärts, ließ seine Muskete fallen, kroch von der Kolonne fort und brach zusammen.

»Aufschließen! Aufschließen!«, befahlen die Sergeants.

»Schneller!«, schrie Farthingdale und schwenkte den Zweispitz. Vielleicht hat er immer noch recht, dachte Sharpe. Die Kanonen konnten relativ wenig Schaden in der Zeit anrichten, bis die Kolonnen die Burg erreichten. Sie mochten ein Dutzend Männer töten und vielleicht ebenso viele verwunden, aber das würde den Angriff nicht stoppen.

Sharpe schaute zur Burg. Musketenrauch quoll aus fast jeder Schießscharte. Seine Schützen hatten jetzt Ziele, und kaum eine Kugel prallte von den Trümmern der eingestürzten Mauer ab. Sharpe befahl der Schützenlinie, weitere zehn Schritte vorzurücken.

Niemand feuerte von den Trümmern her. Sharpe sah wieder hin. Es gab keinen Rauch über der Steinbarriere. Seine Männer schossen jetzt auf die Feinde, die auf die Kolonnen feuerten. Niemand schoss von der eingestürzten Ostmauer her, und das bedeutete, dass sie nicht verteidigt wurde. Sie wurde *nicht* verteidigt! Keine Männer waren dort! Sharpe fluchte und hetzte auf die Kolonnen zu, die jetzt nahe bei seiner Schützenlinie waren.

Eine Kanone feuerte vom Wachtturm, höher diesmal, sodass die Kugel zwischen den Kolonnen aufschlug, abprallte und über sie hinwegflog. Die Sergeants schrien das Marschtempo, und die Offiziere ritten oder marschierten mit gezogenem Degen neben ihren Kompanien. Die zweite Kanone donnerte. Die Kugel lag wieder näher und schmetterte Männer aus den Reihen, sodass die nachfolgenden über die Gefallenen und Verwundeten hinweg aufschließen mussten, und immer noch näherten sich die Kolonnen der Burg. Das Echo des Kanonendonners verhallte im Tal. Die Gewehre der Schützen krachten, der Feind feuerte von den Burgmauern, und die ersten Männer der Kolonnen befanden sich jetzt im wallenden Rauch der Position, die vor Kurzem noch die Schützenlinie eingenommen hatte, bevor sie weiter vorgerückt war.

Sharpe hastete durch die Glieder der Kolonne, die am nächsten war. Er winkte Sir Augustus, der stolz auf seinem nervös tänzelnden Pferd saß. »Sir! Sir!«

Farthingdale hatte den Degen gezogen. Sein Mantel war zurückgeschlagen, sodass das Rot, Schwarz und Gold seiner Uniform zu sehen waren. Er hatte sich bis zum Colonel hochgedient, ohne jemals gekämpft zu haben, war stets der politische Soldat in den Palästen und Parlamenten der Macht gewesen.

»Sir!«, rief Sharpe von Neuem.

»Major Sharpe!« Farthingdale klang heiter. Er führte einen Angriff vor den Augen seiner Geliebten.

»Die Mauer ist vermint, Sir!«

Sofort verschwand Farthingdales Heiterkeit, und seine Miene nahm einen gereizten Zug an. Er sah Sharpe ärgerlich an, überlegte und parierte sein unruhiges Pferd. »Woher wissen Sie das?«

»Sie verteidigen ihn nicht, Sir.«

»Das sind verdammte Deserteure, Sharpe, das ist keine Armee-Einheit!«

Sharpe ging neben dem tänzelnden Pferd her. »Um Himmels willen, Sir! Die Mauer ist vermint!«

»Verdammt, Sharpe, aus dem Weg!« Farthingdale gab seinem Pferd die Zügel frei, und es preschte los. Sharpe stand hilflos da, während die beiden Kolonnen beharrlich an ihm vorbeimarschierten. Zweihundertsiebzig Mann in jeder Kolonne marschierten auf die eingestürzte Mauer zu, die höchstwahrscheinlich als Köder für solch einen Angriff diente. Sharpe war überzeugt davon. Er fluchte und schaute hinter sich. Das Gras war von den beiden Kolonnen niedergetrampelt worden und übersät mit kleinen Gruppen blutender und toter Männer, wo die Kanonenkugeln eingeschlagen waren. Abermals donnerten die Geschütze. Sharpe drängte sich zwischen den Männern der letzten Kolonne hindurch und eilte zurück zu seinen Schützen. Er betete, dass er sich irrte und die Mauer nicht vermint war.

Cross hatte seine Kompanie zur Seite befohlen, um die Kolonnen passieren zu lassen. Sharpe sah, dass die Fahnen hochgehalten wurden, und er wusste, dass die Ensigns, kaum der Kindheit entwachsen, stolz auf diesen Augenblick waren. Kinney hatte nicht die Instrumente der Kapelle mitgenommen, denn sonst würden die Musiker zur Attacke spielen, bis der Kampf sie dazu zwingen würde, ihre zweite Aufgabe als Sanitäter zu erfüllen. Farthingdale winkte die

Männer voran, spornte sie an, und schließlich durften sich die Füsiliere selbst mit Schreien anfeuern, als sie die letzten paar Yards rannten.

Die Kanone auf der Ostmauer feuerte, und die Spitze der weiter entfernten Kolonne wurde von Kartätschen zerfetzt. Ein Mann kroch durch das Gras, die weiße Hose blutgetränkt, und schüttelte den Kopf, weil er nicht wusste, was geschehen war.

»Weiter! Weiter! Weiter!« Sir Augustus Farthingdale hatte sein Pferd gezügelt. Er ließ die Fahnenträger passieren und trieb die Kolonnen auf die Steinbarriere in der Ostmauer zu. Rauch von der Kanone wallte über den Trümmern.

Sharpe betete, dass er sich irrte und es keine Minenfalle gab.

Die ersten Männer waren jetzt bei den Trümmern angelangt und traten aus dem Glied. Jeder suchte sich einen Weg über die Trümmer. Sie hielten die Musketen mit den aufgepflanzten Bajonetten zum Todesstoß bereit.

»Weiter! Weiter!« Farthingdale stellte sich in den Steigbügeln auf und stieß den Degen in die Luft. Sharpe verwünschte den Mann, denn er wusste, dass Farthingdale diese Schau für Josefina machte. Musketenkugeln schlugen in die Kolonnen, und die Männer schlossen die entstandenen Lücken. »Weiter! Weiter!«

Sie rannten auf die Trümmer zu, zogen sich daran hoch, kletterten hinüber, jubelten, als die Barriere überwunden war und sie den Burghof vor sich sahen, und von Neuem betete Sharpe, dass er sich irrte und die Männer nicht grauenvoll an Weihnachten in einer Minenexplosion sterben würden.

Ein Rauchstrahl schien aus dem Fuß der Steinbarriere auf Farthingdale und sein Pferd zuzuschießen wie eine zustoßende Schlange. Das Pferd scheute und warf Farthingdale ab, und dann kam der Rauch aus jeder Spalte

zwischen den Steinen, und Sharpe schrie hilflos eine Warnung.

Die Steintrümmer flogen hoch, eingehüllt in Flammen und Rauch, sodass es vorzeitig dunkel wurde, wo die Füsiliere empor und zurückgeschleudert wurden, als die Pulverladungen unter den Steinen explodierten. Das Donnern der Explosionen hallte zwischen den Hügeln mit den Dornbüschen wider. Steine und Splitter wirbelten durch Flammen und Rauch, und diejenigen Männer, die noch nicht die Barriere erreicht hatten, verharrten entsetzt.

Die Kanone auf der Mauer feuerte wieder, und dann ertönten Hurraschreie von der Burg, vom Hügel mit dem Wachtturm, und Pot-au-feu ließ mit jeder Muskete in die reglosen Kolonnen feuern. Flammen bleckten durch die zerschmetterte Barriere und den Rauch. Musketenblitze zeigten, wo der Feind die Überlebenden der Männer beschoss, die als Erste in den Burghof gelangt waren.

»Zurück! Zurück!« Jemand schrie es, alle akzeptierten es, und die beiden Kolonnen wichen zurück vom Rauch und Musketenfeuer. Lieutenant Price rief nach Sharpe und wies zum Hügel.

Männer tauchten dort zwischen den Dornbüschen auf, um das Bataillon von der Flanke her anzugreifen.

»Zur Kolonne formieren!«, schrie Sharpe. Cross' Hornist blies die drei Töne als Signal für »formieren«, und Sharpe schob versprengte Männer zu den Gliedern der Rotröcke.

Ein Captain der Füsiliere schrie wild dreinblickend und verwirrt seine Männer an, sich zurückzuziehen. Sharpe befahl ihm, standhaft zu bleiben. Wenigstens sechs Kompanien waren nicht von der Mine betroffen worden, und es bestand immer noch die Chance, den Burghof zu stürmen. Die Füsiliere gehorchten jedoch ihren Offizieren, die Rückzug befahlen.

Die Männer aus den Dornbüschen bildeten eine grobe Schützenlinie, um das Bataillon anzugreifen, das sich zurückzog. Sharpe sah, dass seine Schützen den Feind mit gut gezielten Schüssen zurücktrieben, und es erfüllte ihn mit ein wenig Genugtuung. Dann hörte er das Klirren von Stahl auf Stahl jenseits des Rauchs und weitere Schüsse, und er erkannte, dass Füsiliere im Burghof in eine Falle geraten waren. Diese Männer durften nicht sterben oder – schlimmer noch – neue Geiseln für Hakeswills grausame Laster werden. Sharpe warf sein Gewehr, mit dem er nicht geschossen hatte, Daniel Hagman zu, zog seinen Säbel und rannte auf den dunklen Rauch zu, der immer noch über den blutüberströmten Trümmern hing. Er würde diese Männer dort herausholen, und dann würden sie die Burg in der richtigen Art und Weise, der professionellen, einnehmen.

Sharpe hörte Schritte hinter sich und wandte den Kopf. »Was willst du, Patrick?«

»Ich komme mit«, sagte Harper entschieden.

Es war Weihnachten, und sie zogen in den Krieg.

KAPITEL 12

Der Weg durch den Vorhang von ätzendem Rauch und züngelnden Flammen war wie die Passage in eine andere Welt. Verschwunden waren die klare Luft und das vom Tau schimmernde Gras des Tals. Stattdessen war es eine Welt von zerschmettertem Gestein, das glitschig vom Blut und übersät von zerfetzten, verbrannten Leichen war, ein Burghof, über den die Überlebenden der Explosion gejagt wurden.

Sharpe sah, dass Harper zu Boden ging. Er eilte voller Sorge zu ihm. Dann atmete er auf. Der irische Hüne war nicht verwundet. Er zog eine Hellebarde aus einer Leiche. Die Klinge schwang hinauf in den Rauch, eine große silberne Axt, und Harper stieß einen gälischen Kriegsschrei aus. Sharpe hatte diesen Augenblick schon erlebt, wenn der sonst ruhige und gelassene Sergeant von Zorn erfasst wurde wie die irischen Helden. In diesem Moment dachte Patrick Harper nicht an seine Sicherheit, sondern er wollte nur kämpfen wie in den klagenden irischen Liedern, die den Heroismus einer Nation am Leben erhielten.

Im Burghof war eine neue, niedrige und leicht zu überspringende Mauer errichtet worden. Pot-au-feus Verteidigungslinie in der Burg. Männer rannten zur Mauer und hielten grinsend die Musketen bereit, um auf die Füsiliere zu schießen, die benommen aus dem Rauch auftauchten. Einige von Pot-au-feus Männern sprangen über die niedrige Mauer und jagten Überlebende mit Bajonetten. Ein paar der Füsiliere hatten sich zusammengeschlossen. Ein Sergeant befehligte sie. Sie hielten ihre Bajonette vorgereckt und starben im

Musketenfeuer von Pot-au-feus Männern, die über die niedrige Mauer feuerten.

Dann tauchte Harper aus dem Rauch auf.

Für die Verteidiger im Burghof musste es den Anschein haben, eine Kreatur aus einer Dämonensage wäre aus Feuer und Rauch der Explosion gekommen, ein Riese, berauscht vom Kampf und mit silberner Axt. Harper rannte auf die Mauer zu, sprang hinüber, und dann zerschnitt die Stahlklinge den Rauch und hackte in die Verteidiger.

»Füsiliere! Füsiliere!«, schrie Sharpe. Er rutschte in einer Blutlache aus. Der Sturz rettete ihn vor dem Bajonett eines Franzosen, der von der Seite her zustieß. Sharpe rollte sich über den Boden, schwang den schweren Säbel und sah, dass die Klinge einen Holzsplitter von der Muskete über ihm abfetzte. Sharpe trat mit dem linken Fuß zu und erwischte den Mann an der Kniescheibe. Der Feind schwankte. Im nächsten Augenblick war Sharpe auf den Füßen und tötete den Franzosen mit dem Säbel.

»Füsiliere! Zu mir!« Er riss die Klinge aus der Leiche und rief von Neuem: »Füsiliere!«

Verdammt, das war eine üble Stätte! Nur die Anwesenheit einiger eigener Kameraden hielt Pot-au-feus Musketenschützen davon ab, den Burghof leer zu schießen. Vier Männer lagen zu Harpers Füßen, andere waren vor dem zornigen Hünen geflüchtet, vor der großen Klinge, die er mit Wucht schwang. Sharpe sah, dass ein Mann sorgfältig mit seiner Muskete auf Harper zielte, und stieß einen Warnruf aus. »Patrick!«

Harper warf die Hellebarde, und die Axt drang dem Mann in die Stirn. Harper kam über die Mauer zurück und nahm sein Salvengewehr von der Schulter.

»Spar die Munition, Patrick!«, rief Sharpe. »Die Füsiliere zu mir! Zu mir!«

Der Sergeant der Füsiliere trieb seine Männer zu Sharpe. Drei Verwundeten wurde geholfen, und ein Mann hatte beide Fahnen der Füsiliere unter den Arm geklemmt. Die Stangen waren gebrochen und gesplittert.

»Hier lang!« Sharpe wirbelte herum und schlug aus der Drehung heraus mit dem Säbel zu. Der Hieb trieb einen Mann in portugiesischer Uniform zurück, der aus den Trümmern heraus angriff. Der Mann wirkte verrückt, besessen vom Kämpfen. Sharpe sah andere Gestalten auf der von der Explosion zerfetzten Steinbarriere, wo der Rauch wallte und es nach verbranntem Fleisch stank. Sharpe konzentrierte sich voll auf diesen einen Mann, legte seinen ganzen Zorn in den Säbelstoß, und er sah, wie der Mann in der braunen Uniform über der Klinge zusammenklappte. Er riss sie schnell frei, denn er wusste, dass es um jede Sekunde ging. Sie waren umzingelt.

Eine Musketenkugel knallte gegen die Steine neben seinem linken Fuß, eine andere zupfte am Schoß seines Uniformrocks, eine dritte wirbelte einen Füsilier um die Achse, der schon tot war, bevor er auf dem Boden aufschlug. Sharpe sah viele Männer auf den Steinen, Gegner, die auf sie zu krochen, und es war ihm klar, dass er seine Verwundeten niemals über die Barriere bekommen würde. Er drehte sich abermals um und schaute schnell in die Runde. Er würde hier nicht sterben. Nicht an diesem Tag und nicht von der Hand dieses Abschaums.

Sie erwarteten von ihm, dass er sich zum Kampf stellte oder über die Trümmer aus der Burg flüchtete. So musste er etwas anderes tun, und die Entscheidung musste sofort fallen, denn sonst würden sie alle sterben oder in die Hände des Feindes fallen. Pot-au-feu glaubte, siegen zu können! Er bewies es seinen Männern, und sie belohnten ihn, indem sie mit einem Fanatismus kämpften, der zum Teil aus dem Wissen geboren war, dass sie dem Tode geweiht waren, wenn sie nicht siegten.

Rechts von Sharpe war der hohe Pförtnerturm. Es musste eine Tür hineinführen. Sharpe hetzte schreiend los, und die Füsiliere änderten die Richtung und folgten ihm. Sharpe führte sie mit dem Säbel in der Hand an. Deserteure wichen zurück, weil sie damit nicht gerechnet hatten und weil Sharpes Säbel sie sonst beiseite gefegt hätte. Sharpe sprang über einen rot uniformierten Toten hinweg, dessen Mund weit aufgerissen und blutig war, und dann schlug er einen Feind mit dem Säbel nieder, und Harper schnappte sich die Muskete, die der Mann fallen ließ, und feuerte. Im nächsten Moment war Sharpe auf der niedrigen Mauer, setzte hinüber und schrie wie der Teufel, denn der verrückte Angriff mitten in die Verteidigung des Feindes begann ihm zu gefallen. Und da war die Tür, klein und schwarz zu seiner Rechten. »Dort hinein! Los! Los! Los!«

Der Sergeant führte die Männer und schleppte einen Verwundeten trotz dessen Schmerzensschreien mit. Sharpe hielt Harper am Ellbogen fest und zog ihn mit sich herum, sodass sie die Nachhut bildeten, während sich die Füsiliere durch die kleine Tür in den Turm zwängten.

Sharpe schlug einem Angreifer Muskete und Bajonett aus der Hand, zog die Klinge zurück, machte einen Ausfall und stieß einen Triumphschrei aus, als ein weiterer Feind zu Boden ging. Und dann schallte ein schriller Ruf über den Burghof.

»Erledigt sie!«

Hakeswills Stimme!

Musketenkugeln schlugen sich am Pförtnerturm platt und prallten vom Kopfsteinpflaster des Burghofs ab.

Sharpe zog sich zurück. »Hinein!«, schrie er.

Gott sei Dank wallte der Rauch im Burghof und verhängte die Sicht, doch dann war eine große Schützenlinie zu sehen, Männer mit aufklaffenden Mündern und vorgestrecktem Bajonett.

Harper kniete sich hin und legte sein gewaltiges Salvengewehr an. »Zurück, Sir!«

Die siebenläufige Waffe donnerte, und der Rückstoß warf Harper fast über die Türschwelle in den Turm. Die Mitte der Angriffslinie wurde hinweggefegt, und das Krachen des Schusses hallte in der Burg wider. Sharpe packte Harper am Kragen und zerrte ihn rücklings mit. Der irische Sergeant rollte sich von der Tür weg und sagte kopfschüttelnd: »Gott schütze Irland!«

»Eine Treppe, Sir!« Der Sergeant der Füsiliere wies auf eine Wendeltreppe.

»Tür zu!«, schrie Sharpe.

Harper knallte die Tür zu. Sie sah verwittert und zerbrechlich aus, und Nagelköpfe waren von den einst starken Planken verrostet abgefallen. Es gab einen Balken, um die Tür zu sichern, und als Sharpe ihn in die Halterung legte, fetzte eine Kugel ein Loch neben seinem rechten Handgelenk ins Holz.

Der Sergeant der Füsiliere zögerte am Fuß der Wendeltreppe. »Da oben sind welche von den Kerlen, Sir!«

Sharpe sagte ihm, was er von den Verteidigern dort oben hielt, und dann stürmte er mit vorgestrecktem Säbel voran. Als Sharpe die schmale Wendeltreppe hinaufstieg, erkannte er, wie schlau die Erbauer der Burg die Treppe angelegt hatten. Sie verlief im Uhrzeigersinn. Sharpe war wie die meisten Leute Rechtshänder, und sein Arm mit dem Säbel war behindert durch die Säulen in der Mitte der Wendeltreppe. Ein Verteidiger, der sich rückwärts die Treppe hinauf zurückzog, hatte weitaus mehr Bewegungsfreiheit für den rechten Arm. Bis jetzt griff jedoch noch niemand Sharpe an.

Er stieg langsamer und vorsichtiger die Wendeltreppe hinauf. Unter sich hörte er das Hämmern von Musketenkolben gegen die Tür. Sie konnte nicht

standhalten. Dann schrie einer der Verwundeten grauenvoll. Sharpe erinnerte sich, dass er flüchtig einen Mann mit zerschmettertem Oberschenkelknochen gesehen hatte. Knochensplitter hatten aus der Wunde herausgeragt. Dieser Verwundete wurde jetzt die Treppe hinaufgeschleppt. Armer Kerl an Weihnachten, dachte Sharpe, und solch ein Zorn stieg in ihm auf, dass er alle Vorsicht aufgab und schreiend die Treppe hinaufstürmte. Er erreichte eine große Kammer, in der drei Männer, weitaus erschrockener als er, darauf warteten, was durch die Tür kommen würde. Sie wussten nicht, ob Freund oder Feind kam, und sie zögerten lange genug. Sharpe tötete einen der Männer, und die beiden anderen flüchteten durch eine offene Tür, die zur nördlichen Mauer wies. Sharpe knallte die Tür zu, verriegelte sie und schaute sich in dem Zufluchtsort um.

Es war eine große, quadratische Kammer, in die durch zwei Schießscharten Licht aus dem Tal hereinfiel. Zwei große alte Winden und ein verrosteter Flaschenzug zeigten, wo einst von Wachen ein Fallgitter hochgezogen und hinuntergelassen worden war. Eine weitere Wendeltreppe führte jenseits der Tür aufwärts. Sie musste zur Turmspitze führen, von der aus Pot-au-feus Männer gefeuert hatten.

Harper lud sein siebenläufiges Gewehr, eine langwierige Prozedur, während die Füsiliere die Verwundeten in die Kammer schleppten. Sharpe befahl dem Sergeant der Füsiliere: »Zwei Mann auf Posten an jede Tür, Musketen geladen!« Er schaute zu den Winden. Die großen Trommeln waren noch da, aber das Holz war verrottet und staubig. »Versuchen Sie, mit einer der Winden das Fallgitter runterzulassen und die Treppe zu blockieren!«

Ein Schuss hallte die Treppe herauf, dann ein weiterer, und es folgten Splittern und Krachen, als die Tür eingerammt wurde. Sharpe grinste den Sergeant an.

»Keine Sorge. Sie werden äußerst vorsichtig hier raufkommen.«

Zwei Füsiliere machten sich an der nächsten Winde zu schaffen, erreichten jedoch nichts. Der Mechanismus war verrostet. Harper gab einem der Männer sein Gewehr und eine Handvoll Munition dafür. »Laden, Sohn. Genau wie eine Muskete. Und nun mach mal Platz.«

Er schlang die gewaltigen Arme um die dicke, hölzerne Trommel der Winde, testete seine Kraft gegen die Stärke der Verankerung, und dann spannte er die Arme an, schob mit den Beinen, und sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung. Die Trommel bewegte sich nicht. Einer der Männer auf Posten an der Treppe legte hastig seine Muskete an und feuerte hinab. Unten ertönte ein Schrei. Das würde Pot-au-feus Männer für eine Weile aufhalten.

Harper versuchte die Trommel zu drehen. Er fluchte und riss rhythmisch dran. Schließlich schaffte er es mit seiner enormen Muskelkraft. Sharpe sah ein verrostetes Winkeleisen abspringen und hörte das Splittern von trockenem Holz. Dann war die Trommel frei. Der Ire trug sie tapsig wie ein Tanzbär, der ein gewaltiges Bierfass umklammert, und brummte den beiden Wachtposten zu, zur Seite zu treten. Er ließ die Trommel die Treppe hinabfallen. Sie prallte krachend auf, überschlug sich und verschwand um die Biegung der Wendeltreppe.

Harper wischte sich Staub von den Händen und grinste. »Ein Weihnachtsgeschenk von den Iren. Ihr werdet das Ding von der Treppe wegbrennen müssen.« Er ging zurück zu seinem Salvengewehr und lud es zu Ende. Dann grinste er Sharpe an. »Nächste Etage, Sir?«

»Habe ich dir schon mal gesagt, dass du ein sehr nützlicher Mann bist?«, fragte Sharpe.

»Sagen Sie das meiner Mama, Sir. Sie wollte mich wieder zurückstecken, weil ich so klein war.« Einer der Füsiliere lachte fast hysterisch, ein Rekrut in neuer Uniform. Harper

lächelte ihn an. »Keine Sorge, Junge, die Kerle haben weitaus mehr Angst vor dir als du vor ihnen.« Der junge Rekrut bewachte die Tür, die zur nördlichen Mauer zeigte. Die Mauer war nicht besetzt vom Feind, weil von dieser Seite keine Gefahr drohte.

Sharpe ging zur Tür, durch die man zur Turmspitze gelangte. Er öffnete die Tür und spähte vorsichtig hinauf. Eine leere Treppe führte nach oben. Jemand fluchte auf der unteren Wendeltreppe, und ein Bajonett schabte über die Trommel der Winde, die den Weg blockierte. Sharpe befürchtete jetzt keinen Angriff von unten. Er war jedoch besorgt wegen dieser Treppe. Die Männer auf der Turmspitze würden nun wissen, dass der Feind unter ihnen war. Er war versucht, sie dort oben zu lassen, aber es war ihm klar, dass er die Turmspitze weitaus leichter verteidigen konnte als diese Kammer.

»Ich gehe als Erster«, sagte Sharpe zu Harper.

»Mit Verlaub, Sir, das Gewehr ist praktischer.« Harper hob die siebenläufige Waffe an. Es stimmte, aber Sharpe wollte keinen seiner Männer vorausschicken.

»Du folgst mir.«

Die Wendeltreppe war wie die erste, drehte sich unbequem für einen Rechtshänder nach rechts, und Sharpe verbannte den Gedanken, dass Captains früher ihre linkshändigen Schwertkämpfer auf solchen Treppen vorausgeschickt hatten. Furcht erfasste ihn. Mit jeder Treppenstufe wuchs die Angst. Nach jeder Stufe konnte er ein weiteres Stück dunkle, kahle Wand sehen. Ein einzelner Mann mit einer Muskete würde ihn leicht töten können.

Sharpe verharrte, lauschte und wünschte, er hätte daran gedacht, die Stiefel auszuziehen, um leiser zu sein.

Unten hörte er das Krachen von Musketen, einen Ruf und dann die ruhige Stimme des Sergeants der Füsiliere. Der Mann konnte die Kammer leicht ein paar Minuten lang

verteidigen, aber Sharpe erwartete fast, dass sein kleiner Trupp für Stunden in diesem Turm abgeschnitten sein würde. Er musste die Turmspitze einnehmen. Er dachte daran, dass die Verteidiger über ihm auf der Treppe lauerten, und wünschte sehnlich, er müsste sie nicht ersteigen. Hinter ihm ächzte Harper, und er ermahnte ihn gereizt, leise zu sein.

Der Ire tippte ihn mit etwas an. »Hier, Sir.«

Es war Harpers grüner Uniformrock. Sharpe verstand. Er musste den Rock an die Degenspitze hängen, denn die Verteidiger, die selbst nervös waren, warteten nur darauf, dass etwas im Halbdunkel auf der Treppe auftauchte. Harper grinste und wies mit dem Gewehr und Gesten Sharpe an, neben der Säule der Wendeltreppe zu bleiben, damit er an ihm vorbeifeuern und auf die Querschläger der sieben Kugeln vertrauen konnte.

Sharpe spießte den Uniformrock mit der blutigen Säbelspitze am Kragen auf und sah das Lorbeerblattabzeichen, das auf den Ärmel genäht war. Sharpe trug selbst dieses begehrte Abzeichen. Es symbolisierte, dass der Schütze als Erster in eine verteidigte Bresche gegangen war. Die Schlacht von Badajoz schien jetzt jedoch sehr, sehr lange her zu sein, und die damalige Furcht war nur noch eine verschwommene Erinnerung, während die Angst dieses Augenblicks stark und lähmend war. Der Tod lauerte auf dieser Treppe, doch Sharpe hatte die Erfahrung gemacht, dass Schritte, die man am meisten fürchtete, diejenigen waren, die gemacht werden mussten. Er stieg die Treppe hinauf.

Der Uniformrock war vor ihm ein dunkler Umriss im Halbdunkel. Sharpe versuchte, sich zu erinnern, wie hoch der Pförtnerturm war und wie viele Stufen zur Spitze hinaufführen mochten, doch es gelang ihm nicht. Bei den vielen Windungen der Wendeltreppe hatte er die

Orientierung verloren. Mit jedem Schritt wuchs seine Anspannung, während er sich vorstellte, dass jeden Augenblick eine Kugel von oben kommen konnte.

Die Säbelklinge schabte leise über den Mittelpfeiler. Der Uniformrock ruckte mit jedem Schritt. Es war eine jämmerliche List, denn der Rock ähnelte keinem Mann, aber Sharpe sagte sich, dass die Verteidiger ebenfalls nervös sein würden. Sie malten sich aus, welche Art Angriff über die Treppe erfolgen würde, und sie dachten an diesem Weihnachtstag ebenfalls an den Tod.

Als die Salve kam, war sie schrecklich nahe. Die Kugeln rissen an dem Uniformrock, bauschten ihn auf, zerfetzten ihn. Sharpe duckte sich unwillkürlich, denn auf der Treppe schrammte Metall über Stein, und dann donnerte das siebenläufige Gewehr neben ihm ohrenbetäubend. Sharpe stieß einen Schrei aus, den er nicht hören konnte, wollte die Säbelspitze vom Uniformrock befreien und die Treppe hinaufstürmen.

Der Uniformrock rettete ihm das Leben. Er hatte ihn nur loswerden wollen, um die Klinge freizubekommen, doch er trat mit dem rechten Fuß darauf, stürzte und riss Harper, der dicht hinter ihm war, mit zu Boden. Der Ire prallte auf Sharpe, dass ihm die Luft wegblieb und er mit den Rippen gegen die Stufenkanten stieß, und noch während sie stürzten, krachte die zweite Salve, für diesen Moment aufgespart, über ihre Köpfe hinweg. Harper spürte die heißen Mündungsflammen. Er wusste, dass die Schüsse nicht getroffen hatten, und er sprang über Sharpe hinweg und benutzte das Gewehr als Keule.

Sharpe rappelte sich auf und folgte ihm, noch wie betäubt vom Donnern der siebenläufigen Waffe.

Auf der begrenzten Fläche der Turmspitze war sein Säbel die bessere Waffe. Die Furcht fand jetzt ein Ventil, und er tötete mit der Klinge. Er hörte nichts, sah nur den Feind, der vor ihm zurückwich. Diese Männer hatten ihn an den

Rand seiner Nervenkraft gebracht, ihm auf der engen Treppe schreckliche Furcht eingeflößt, und jetzt tötete er mit der Erfahrung des Schwertkämpfers.

Sechs Männer duckten sich in eine Ecke des Turms. Sie hatten die Waffen fallen gelassen und die Hände erhoben. Sharpe ignorierte diese Männer. Drei Feinde kämpften noch, und diese drei starben, zwei durch Sharpes Säbel, und den dritten hob Harper an und schleuderte ihn in den Burghof hinab. Sein Todesschrei war das erste Geräusch, das Sharpe nach dem Donnern von Harpers Salvengewehr wieder wahrnahm.

Sharpe ließ den Säbel sinken und blickte grimmig die entsetzen Männer an, die sich gegen die Zinnen drückten. Er atmete tief durch und schüttelte den Kopf. »Allmächtiger!«

Harper warf die beiden Toten, die auf dem oberen Treppenabsatz lagen, ebenfalls in den Burghof hinab. Dann schaute er seinen Offizier an. »Treppen gesäubert, Turm eingenommen. Wir sollten zur Sache gehen, Sir.«

»Das hat mir nicht gefallen.«

»Denen auch nicht.«

Sharpe lachte. Sie hatten es geschafft. Sie hatten die Turmspitze eingenommen. Sharpe fragte sich, wer zum letzten Mal in einem Kampf diese Wendeltreppe emporgestiegen war und wie viele Jahre das her sein mochte. War es gewesen, bevor es Schießpulver gegeben hatte? War der letzte Mann in einer unbequemen Rüstung in den Sonnenschein der Turmspitze getreten, nachdem er auf der engen Wendeltreppe eine Streitaxt geschwungen hatte, um sich den Weg nach oben zu bahnen?

Sharpe grinste Harper an und klopfte ihm auf die Schulter. »Gut gemacht.«

Wer auch immer zuletzt auf dieser Treppe gewesen war und sich hierher durchgekämpft hatte, er hatte

anschließend wohl genau das getan, was Sharpe jetzt machte. Er rief laut die Treppe hinunter und wartete darauf, dass ein Mann brachte, was er haben wollte. Von unten wurde geschossen, und Sharpe flogen Kugeln um die Ohren, doch er achtete nicht darauf. Er rief abermals ungeduldig nach unten, und dann wurden die Fahnen gebracht. Ihre Stangen waren gebrochen, aber das machte nichts.

Sharpe hängte die Fahnen auf den alten Zinnen mit Blick nach Osten und zu den Kompanien der Füsiliere und Schützen auf. Die Fahnen waren vom Rauch geschwärzt, von Kugeln und der Explosion zerfetzt, doch es waren die Farben des Vaterlands. Fahnen, die der Stolz eines Kämpfers waren. Der Pförtnerturm war eingenommen.

KAPITEL 13

Es war ein Akt puren Wagemuts, die Fahnen mit einem feindlichen Bajonett in den bröckelnden Mörtel der Zinnen zu spießen, während der Feind vom Burgfried aus schoss. Es kam Sharpe in den Sinn, dass er mit Harper diese Fahnen vor Sir Augustus Farthingdales unüberlegtem Handeln gerettet hatte, vor seiner Blödheit, und Sharpe blickte hinab auf die Stelle, an der Farthingdale vom Pferd gestürzt war. Dort verwehte immer noch Rauch. Sharpe fluchte und duckte sich, als eine Kugel aus dem Tal neben den Fahnen gegen eine Zinne schlug und Gestein absplitterte. Jemand dort unten nahm an, die Fahnen wären erbeutet worden und der Feind protzte damit.

Wer hatte jetzt dort unten das Kommando? War Sir Augustus am Leben? Sharpe nahm an, dass Kinney tot war, und wenn er noch lebte, war er ganz bestimmt schwer verwundet. Wer also gab den Kompanien, die der Explosion entgangen waren, die Befehle?

Kugeln pfiffen über den Pförtnerturm hinweg, abgefeuert von beiden Seiten, vom Burgfried und vom Tal. Sharpe setzte sich hin und schaute Harper beim Laden des siebenläufigen Gewehrs zu.

»Wir warten.« Sharpe konnte vom Turm aus nichts anderes tun. Er hatte einige Füsiliere aus dem Chaos geführt, die Fahnen gerettet, und jetzt mussten sie hier ausharren, bis die Burg fiel. Er wünschte, er hätte etwas gefrühstückt.

Sharpe hatte die Fahnen als Zeichen des Triumphs auf die Zinnen aufgespießt, aber für die Füsiliere im Tal waren sie eine Verhöhnung. Sie sahen nicht, dass dort oben Schützen waren. Sie sahen nur die Fahnen, ihren Stolz, auf einer

feindlichen Festung. Männer kämpften nicht so sehr für den König und das Land wie für dieses fransenbesetzte Stück Seide. Die Füsiliere, die ihre Ordnung wiedergewannen, sahen die Fahnen, und keine Macht der Erde würde sie davon abhalten, sie sich zurückzuholen. Sechs Kompanien waren unbeschadet von der Explosion geblieben, zwei andere kaum betroffen, und jetzt machten sie kehrt, griffen an, und Frederickson warf seine Schützen vor ihnen in den Kampf.

Keiner bemerkte, dass die Geschütze auf dem Wachtturm nicht mehr feuerten. Die Schlacht wurde nicht mehr geleitet, sie war jetzt ein Ausbruch des Zorns.

Es flogen keine Kugeln mehr über den Pförtnerturm. Sharpe riskierte einen Blick. Er sah die Woge der Männer aus dem Tal kommen und wandte sich um. »Musketen!« Er wies zu den Waffen, die den Gefangenen gehört hatten, die noch in der Ecke kauerten.

Harper raffte die Musketen der Gefangenen an sich, wählte vier Musketen aus, die noch geladen waren, und blickte Sharpe fragend an.

»Die Kanone!«

Das Geschütz auf der Ostmauer war immer noch das einzige, das dem Angriff auf die Burg schaden konnte. Die Distanz für einen Musketenschuss war weit, doch wenn den Kanonieren Kugeln um die Ohren flogen, würde sie das zumindest entmutigen. Sharpe hob eine unvertraute französische Muskete über die Zinnen. Die Waffe fühlte sich unhandlich an. Er sah die Kanoniere hinter ihrer Schießscharte. Einer hielt den langsam brennenden Zünder, der die Pulverladung in Brand setzen würde.

Sharpe zielte ein wenig über den Kopf des Kanoniers und drückte ab. Die Muskete rammte gegen seine Schulter. Rauch nahm ihm die Sicht. Im nächsten Augenblick krachte Harpers Muskete. Sharpe nahm die nächste Muskete,

spannte sie und wartete, bis sich der Rauch seines ersten Schusses etwas gelichtet hatte.

Die Kanoniere hatten sich geduckt und suchten aufgeregt nach der Quelle der Schüsse. Sharpe grinste, zielte tiefer, und abermals stieß die Muskete Feuer und Rauch aus. Brennendes Pulver versengte seine Wange und Rauch nahm ihm die Sicht. Dann ertönten Jubelschreie von den Trümmern der Ostmauer her, Alarmschreie im Burghof. Sharpe und Harper richteten sich auf und beobachteten die Szene von oben.

Pot-au-feu hatte diesem zweiten Angriff nichts entgegenzusetzen. Er hatte all seine Hoffnung auf die zerstörende Kraft der Minenexplosion und den anschließenden verzweifelten Kampf seiner Männer gesetzt. Jetzt brach seine Verteidigung zusammen.

Sharpe sah zufrieden, dass die Kanoniere die Kanone verließen, ohne zu feuern. Sie flüchteten in die Sicherheit des Burgfrieds, und Männer aus dem Hof folgten ihrem Beispiel. Rotuniformierte fluteten hinter einer Schützenlinie von Grünröcken über die Trümmer in den Burghof, und die Füsiliere waren nicht in der Stimmung, Gnade zu gewähren. Sie stachen die Feinde mit den schmalen Siebzehn-Zoll-Bajonetten nieder, während Pot-au-feus Männer versuchten, in die Sicherheit des Burgfrieds zu gelangen.

Ein Hornist blies zur Attacke, und Fredericksons Schützen mit ihren längeren Schwertbajonetten trieben Flüchtende auf die Stallungen unterhalb der westlichen Mauer zu. Schützen sprangen mit Geschrei über die niedrige Mauer, und der Feind rannte.

Bajonette wurden nicht oft auf dem Schlachtfeld eingesetzt, jedenfalls nicht zum Töten. Die Stärke der Waffe lag in der Furcht, die sie hervorrief. Sharpe hatte Dutzende von Bajonettangriffen erlebt, bei denen die Klingen den Feind nie erreicht hatten. Man rannte eher vor dem

scharfen Stahl weg, als sich ihm zu stellen. Doch hier, auf der begrenzten Fläche des Burghofs, hatten die Schützen und Füsiliere einen Feind in der Falle, der nirgendwohin fortrennen konnte. Sie töteten, wie sie es gelernt hatten, und es dauerte eine Weile, bis einzelne Soldaten sahen, dass sich einige der Deserteure ergaben. Dann schützten sie die unbewaffneten Gefangenen gegen den Zorn ihrer Kameraden, die immer noch mit blutigen Klingen den Feind jagten.

Sharpe sah Frederickson, der die Augenklappe und die falschen Zähne abgelegt hatte und Soldaten die Treppe hinaufschickte, die neben dem Stallblock zur Westmauer hinaufführte. Die Burg fiel.

»Gehen wir runter«, sagte Sharpe. Zwei Füsiliere waren auf die Turmspitze gekommen. Sharpe befahl ihnen, die Gefangenen zu bewachen. Er ging mit Harper die Treppe hinunter zu der großen Kammer, in der die Verwundeten stöhnten. Der Sergeant der Füsiliere schaute Sharpe besorgt entgegen. »Unsere Jungs, Sir?«

»Ja. Rufen Sie die Treppe hinunter. Die Jungs kennen ja Ihren Namen, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe öffnete die Tür, die zur Nordmauer führte. Die Mauerkrone war leer. An ihrem fernen Ende mündete die Treppe in einen Gang im nordwestlichen Turm, bevor sie nach links zur Westmauer abknickte. Sharpe sah, dass eine Gestalt im Turm auftauchte, sich auf ein Knie niederließ und ein Gewehr anlegte. Sharpe trat in den Sonnenschein. »Nicht schießen!«

Thomas Taylor, der Amerikaner, hielt sein Gewehr sicher mit der Mündung nach oben. Er grinste, weil er wusste, dass er Sharpe erschreckt hatte, und rief dann etwas über die Schulter. Frederickson tauchte auf, den Säbel in der Hand, und seine Miene zeigte Erstaunen und dann Freude.

Er rannte die Treppe an der Mauer hinunter. »Waren Sie das da oben?«

»Ja.«

»Hölle, wir dachten, es wäre der Feind. Ich hielt Sie für tot, Sir!«

Sharpe schaute zum Burghof. Pot-au-feus Männer verteidigten sich verzweifelt an der Türschwelle zum Burgfried. Überall sonst herrschte Chaos. Füsiliere machten Gefangene, durchsuchten sie und jubelten über ihre Beute.

»Wer hat das Kommando?«, fragte Sharpe.

»Ich will verdammt sein, wenn ich das weiß, Sir.«

»Farthingdale?«

»Habe ihn nicht gesehen.«

Sharpe konnte sich vorstellen, was geschehen würde, wenn die Füsiliere an den Schnaps gelangten, den Pot-au-feu zweifellos im Burgfried hatte. Er gab Frederickson Befehle und rief weitere Captain Cross zu, dessen Schützen jetzt eine Linie an der Ostseite bildeten. Dann wandte er sich an Harper. »Mal sehen, ob wir das Gold finden, das wir abgeliefert haben.«

»Allmächtiger! Das hatte ich ganz vergessen!« Der Sergeant grinste. »Nach Ihnen, Sir.«

Es gab keinen Widerstand mehr an der Tür in den Burgfried. Die Schützen waren bereits hindurch und verteilten sich in den Gängen, die um den Innenhof des Burgfrieds gebaut waren. Gefangene wurden aus Verstecken gezerrt und steile Wendeltreppen hinunter getrieben. Sharpe hörte die Schreie von Frauen und das Weinen erschreckter Kinder. Dann spähte er durch eine eingefallene, vergrößerte Schießscharte an der Südseite des Burgfrieds und fluchte.

»Sir?« Harper sah Sharpe fragend an.

»Sieh dir das an!«

Es war sein Fehler! Eine Patrouille von Schützen am frühen Morgen hätte gewiss festgestellt, dass es direkt vom Burgfried aus einen Fluchtweg in die Hügel gab. Sharpe konnte es nicht sehen, aber er nahm an, dass ein Teil der Mauer eingebrochen war. Der Rest von Pot-au-feus Bande kroch durch die Dornbüsche zum freieren Gelände auf der Hügelkuppe. Hunderte entkamen, Männer, Frauen und Kinder. Sharpe fluchte von Neuem. Dies war seine Schuld. Er hätte im Süden erkunden lassen sollen.

Harper stieß ebenfalls eine Verwünschung aus. Dann wies er durch die Schießscharte. »Der hat mehr Leben als ein Korb voll verdammter Katzen!«

Hakeswill, zu Pferde, der lange Hals unverkennbar, ritt den Hügel hinauf auf die Kuppe.

»Er wird nicht weit kommen«, sagte Harper.

Die meisten würden nicht weit kommen. Der Winter und die Partisanen würden dafür sorgen. Aber Hakeswill war entkommen und würde weitere Teufeleien planen.

Harper versuchte immer noch, den Fehler zu beschönigen. »Wir müssen die Hälfte von ihnen erwischt haben, Sir. Mehr!«

»Ja.« Es war ein Erfolg, daran gab es keinen Zweifel. Adrados konnte als gerächt betrachtet werden. Sie hatten die Geiseln, die Frauen, die am Tag des Wunders gefangen genommen worden waren, befreit, und die Priester, die von der Kanzel herunter in ihren Predigten Britannien verleumdet hatten, würden klein beigeben müssen. Ja, es war ein Erfolg, doch Sharpe konnte seinen Feind auf der Hügelkuppe sehen. Hakeswill zügelte das Pferd, wandte sich im Sattel um und schaute zurück. Dann ritt er weiter und verschwand jenseits der Hügelkuppe.

»Sie werden das verdammte Gold mitgenommen haben«, sagte Sharpe.

»Höchstwahrscheinlich.«

Immer noch klangen Schreie, Musketenschüsse, der Lärm der Jäger und Gejagten aus den Räumen der Burg. Rotröcke rannten jetzt durch die Gänge, suchten nach Beute und Frauen. Sharpe und Harper drängten die Füsiliere zur Seite, während sie die Treppe hinab in den Hof gingen. Ein Schrei weckte ihre Aufmerksamkeit. Sie sahen Frederickson, der mit gezogenem Säbel Füsiliere bedrohte. Er bemerkte Sharpe und grinste. »Da ist der Schnaps drin, Sir.« Er nickte zu einer Tür hinter sich. »Genug, um ganz London besoffen zu machen.«

Gefangene wurden in die Ecken des Hofs getrieben, eine Wiederholung der Szene in der vergangenen Nacht im Kloster. Sharpe schaute zu, während Offiziere der Füsiliere ihre Männer unter Kontrolle brachten. Es war vorüber. Die Arbeit eines Weihnachtstags war erledigt. Sharpe blickte zu Frederickson, der das Ende des Kampfes anzeigte, indem er seine Augenklappe anlegte. »Sonst noch etwas Interessantes?«

»Wir sollten in die Keller schauen. Etwas übel in der Finsternis.«

Die Dunkelheit wurde durch Fackeln erhellt, die von neugierigen Männern in die Kerker und Verliese der Burg getragen wurden. Es war eine grauenvolle Stätte. Sie gelangten in einen großen Raum mit niedrigem Gewölbe, der feucht und eiskalt war. Sharpe bahnte sich einen Weg zwischen den Füsilieren und verharrte am Rand des Schreckens. Er sah einen Sergeant. »Stehen Sie da nicht nur herum! Holen Sie einen Trupp Gefangene und schaffen Sie hier Ordnung!«

»Jawohl, Sir.«

»Hakeswills Werk?«, fragte Harper.

»Wer weiß. Wir können es herausfinden, wenn irgendeiner der Bastarde die Wahrheit sagt.«

Jemand hatte hier gewütet. Die Bande der Deserteure beim Tor Gottes war nicht sehr brüderlich miteinander umgegangen. Hier waren Leute bestraft worden, und die Strafe war schlimmer, als es je eine bei irgendeiner Armee gegeben hatte. Es stank in dem Verlies. Hier waren Männer verstümmelt worden, und auch Frauen waren hier misshandelt und getötet worden. Die Leichen sahen aus, als hätte ein Wahnsinniger sie mit einer Axt bearbeitet und sie als Fraß für die Ratten liegen lassen. Nur ein Leichnam, nackt und steif, wirkte unberührt. Sharpe ging neugierig hin, um sich den Kopf des Toten anzuschauen.

»Hakeswill hat ihn getötet«, sagte Sharpe.

»Woher wissen Sie das?«

Sharpe tippte mit einem Fingernagel gegen den Schädel der Leiche. Es klang metallisch. »Er ist mit einem Nagel mit flachem Kopf getötet worden.«

»Was? Eingehämmert?«

»Nicht genau. Ich sah einst, wie Hakeswill das machte. In Indien.« Sharpe erzählte die Geschichte, und Harper und die Füsiliere hörten zu. Sharpe war von den Soldaten des Tippu Sultan gefangen genommen und in Seringapatam ins Gefängnis gebracht worden. Durch die Halbmondfenster, die über den Erdboden hinausblickten, hatte er die Folter britischer Gefangener beobachtet. Vielleicht war »Folter« eine zu starke Bezeichnung, denn die Männer waren schnell gestorben. Der Tippu Sultan beschäftigte zu seinem Vergnügen und dem seiner Frauen Jetties, professionelle Muskelmänner. Sharpe hatte zugeschaut, als die britischen Gefangenen vom 33rd Regiment über den Sand zu den wartenden Muskelmännern geschleift worden waren. An diesem Tag hatten die Jetties auf zweierlei Arten getötet. Sie hatten den Kopf des Opfers zu beiden Seiten mit den gewaltigen Unterarmen eingeklemmt und auf ein Signal des Tippu hin mit einem Ruck einen Halbkreis beschrieben. Ein zweiter Jettie hatte den Gefangenen festgehalten. Ganz

gleich, welchen Widerstand das Opfer geleistet hatte, sein Genick war gebrochen worden.

Die andere Methode bestand darin, einen Nagel mit flachem Kopf auf den Schädel zu halten und dann mit einem wuchtigen Schlag mit der Handfläche den Nagel sechs Zoll tief in den Schädel zu schlagen. Das tötete ebenfalls schnell, wenn es richtig gemacht wurde. Sharpe erinnerte sich, dass er dem damaligen Sergeant Hakeswill erzählt hatte, was er beobachtet hatte. Hakeswill hatte mit den anderen Männern an einem Biwakfeuer gesessen und zugehört. Er hatte die Methoden an indischen Gefangenen ausprobiert und geübt, bis er sie richtig beherrscht hatte. Verdammter Hakeswill! Sharpe hatte den Tippu Sultan ebenfalls verflucht, und er hatte ihn später getötet, als die britischen Truppen die Zitadelle von Seringapatam im Sturmangriff eingenommen hatten. Sharpe konnte sich noch gut an die entgeisterte Miene des fetten, kleinen Mannes erinnern, als einer seiner Gefangenen plötzlich aufgetaucht war, während er mit seiner juwelenbesetzten Vogelflinte auf die Briten geschossen hatte. Das war eine gute Erinnerung, getrübt nur durch die Sache mit dem Rubinring, den Sharpe von einem der dicken Finger des Toten abgeschnitten hatte. Er hatte den Rubin einer Frau in Dover geschenkt, die er über alles zu lieben geglaubt hatte, und dann war sie mit einem bebrillten Schullehrer durchgebrannt. Er nahm an, sie war vernünftig gewesen. Welche Frau brauchte schon einen Soldaten als Ehemann?

Jubelgeschrei riss Sharpe aus seinen Gedanken. Von der Treppe zum Kerker her ertönten Hochrufe und Gejohle, Gelächter und Pfiffe. Sharpe wandte sich von dem grauenvollen Anblick der Leichen ab und ging die Treppe hinauf, um zu sehen, was der Grund für den Tumult war.

Füsiliere und Schützen hatten ein grobes Spalier auf der Treppe gebildet. Sie stießen mit Musketen- und Gewehrkolben einen Gefangenen die Treppe hinab. Der

Gefangene machte vergebens kleine, beschwichtigende Gesten mit seinen fleischigen Händen. Er lächelte verzerrt nach links und rechts, verneigte sich unterwürfig und jaulte auf, als ihm ein Musketenkolben gegen das fette Gesäß gestoßen wurde.

Pot-au-feu.

Er trug immer noch seine groteske Marschall-Uniform. Es fehlte nur das goldene Kreuz, das an einer Kette an seinem Hals gehangen hatte. Pot-au-feu sah Sharpe und ließ sich auf die Knie fallen. Er flehte mit seiner tiefen Stimme, während man ihn auslachte. Ein Füsilier hinter ihm drückte seine Muskete auf Pot-au-feus Nacken.

»Lass das!«, sagte Sharpe. »Hast du ihn gefunden?«

»Jawohl, Sir.« Der Mann nahm die Muskete von Pot-au-feus Nacken. »Er hatte sich in den Ställen unter einer Plane versteckt. Ich nehme an, er ist zu fett, um davonzurennen, Sir.«

Sharpe schaute zu dem feisten Gesicht des Mannes, der flehend drauflos plapperte. »Halt den Mund!«

Die zitternde Masse uniformierten Fetts verstummte. Sharpe ging um Pot-au-feu herum und zupfte ihm den pompösen Hut von den weißen Engelslöckchen. »Dies, Jungs, ist euer Feind. Dies ist Maréchal Pot-au-feu.«

Die Füsiliere lachten. Einige salutierten spöttisch vor dem fetten Mann, dessen Blick Sharpe folgte, der ihn umkreiste. Jedes Mal, wenn Sharpe hinter ihm war, ruckte Pot-au-feus Kopf mit dem Mehrfachkinn herum, um Sharpe wieder ins Blickfeld zu bekommen.

»Wir nehmen nicht jeden Tag einen Marschall gefangen, wie?« Sharpe warf den Hut dem Mann zu, der Pot-au-feu gefunden hatte. »Ich will, dass ihr gut auf ihn aufpasst, Jungs. Tut ihm nicht weh. Seid sehr nett zu ihm, denn er wird sehr nett zu euch sein.« Pot-au-feus Kopf ruckte wieder herum, und in seinem Blick flackerte Furcht. »Er ist

in Wirklichkeit ein französischer Sergeant, und er war Koch. Ein sehr, sehr guter Koch. So gut, dass er euch jetzt ein Weihnachtsmahl kochen wird!«

Die Männer jubelten. Sharpe zog Pot-au-feu auf die Füße. Er klopfte Stroh vom Blau und Gold der Uniform des Gefangenen. »Mach deine Sache gut, Sergent! Tu nichts in die Suppe, was nicht hinein gehört!«

Es war schwierig, dieses feiste, jetzt glücklich aussehende Gesicht mit dem Grauen im Kerker in Zusammenhang zu bringen. Pot-au-feu, der begriffen hatte, dass er nicht auf der Stelle getötet wurde, nickte eifrig und unterwürfig zu Sharpes Worten.

»Passt auf ihn auf. Bringt ihn weg!«

Der Anführer dieser elenden Bande war gefangen genommen worden. Das machte den Sieg süßer, linderte den Fehler, dass der Fluchtweg von der Burg aus nicht blockiert worden war.

Sharpe beobachtete, wie die Gruppen der Gefangenen zusammengetrieben wurden. Er hörte die Rufe von Frauen, die an den Armen der Bewacher zerrten und jammerten, als Ehemänner und Geliebte fortgebracht wurden. Im Burghof herrschte immer noch Durcheinander.

Ein Lieutenant der Schützen fand Sharpe und grüßte schneidig. »Captain Frederickson lässt grüßen, Sir, und melden, dass der Feind den Wachtturm aufgegeben hat.«

»Wo ist Frederickson?«

»Auf dem Dach, Sir.« Der Lieutenant nickte zum Burgfried hin.

»Lassen Sie von drei Mann den Schnaps bewachen, und bitten Sie den Captain, die Kompanie zum Wachtturm zu führen.«

Sharpe wollte Frederickson keine weitere Last aufbürden, aber er konnte keine Kompanie der Füsiliere zum Wachtturm befehlen, solange er einen niedrigeren Rang

hatte als der befehlshabende Offizier, wer auch immer das jetzt sein mochte.

Wer hatte jetzt das Kommando?

Sharpe fragte Füsiliere, ob sie Farthingdale gesehen hatten. Sie verneinten. Sie wussten auch nichts Neues über Kinney. Ein Major namens Ford war der Nächste in der Rangfolge der Füsiliere, aber Ford wurde ebenfalls vermisst.

»Suchen Sie nach ihm!«, sagte Sharpe zu einem Sergeant der Füsiliere.

»Jawohl, Sir.« Der Sergeant wich vor Sharpes Zorn zurück.

Sharpe sah Harper an. »Ich könnte ein Mittagessen gebrauchen.«

»Zu Befehl, Sir!«

»Nein! Das war nur so dahergesagt.«

Harper folgte dennoch Pot-au-feu zu den Küchen der Burg. Sharpe stieg über die Trümmer der eingestürzten Ostmauer hinweg und roch den Gestank von verbranntem Fleisch. Eine grässliche Schlacht gegen einen grässlichen Feind, und – schlimmer noch – ein Kampf, der überflüssig gewesen war. Wenn der Wachtturm eingenommen worden wäre, dann hätte es nicht all die Leichen gegeben, von denen die breite Bresche übersät war. Bei diesem Gedanken wallte Zorn in Sharpe auf. Er wandte sich an einen Captain der Füsiliere, der über die rauchgeschwärzten, blutigen Steine kletterte. »Hat keiner daran gedacht, die Toten zu begraben?«

»Sir? Oh! Ich werde mich darum kümmern, Sir. Sie sind Major Sharpe?«

»Ja.«

Der Captain salutierte. »Ich bin Captain Brooker, Sir. Grenadier-Kompanie.« Brooker war nervös.

»Und?«

»Colonel Kinney ist tot, Sir.«

»Das tut mir leid.« Sharpe war ehrlich betroffen. Er hatte Kinney nur kurze Zeit gekannt, aber er hatte ihn gemocht, und er erinnerte sich daran, dass der Waliser gesagt hatte, es wäre eine Tragödie, wenn irgendeiner an Weihnachten sterben müsse. »Es tut mir leid, Captain«, wiederholte Sharpe.

»Er war ein guter Mann, Sir. Major Ford ist ebenfalls tot, Sir.«

»O Gott!«

Brooker zuckte mit den Schultern. »Hinterrücks erschossen, Sir.«

»War er unbeliebt?«

Brooker nickte kläglich. »Sehr unbeliebt, Sir.«

»Das passiert.« Ja, das gab es, doch niemand gab es gern zu. Sharpe hatte einst gehört, dass ein Captain, der wusste, dass er verhasst war, vor der Schlacht an seine Männer appelliert hatte, ihn vom Feind töten zu lassen. Sie hatten ihm diesen Wunsch erfüllt.

Dann erinnerte sich Sharpe. Ford war der einzige Major bei den Füsilieren gewesen, der zweite Major war in Urlaub, und jetzt war er, Sharpe, der ranghöchste Offizier. Abgesehen von Farthingdale.

»Haben Sie Sir Augustus gesehen?«

»Nein, Sir.«

»Sind Sie dienstältester Captain?«

Brooker nickte. »Jawohl, Sir.«

»Dann will ich eine Kompanie wieder im Kloster haben, und eine andere soll zum Wachtturm geschickt werden. Verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Sie werden dort ebenfalls Schützen vorfinden. Und schicken Sie jemanden los, der diese verdammten Narren

herholt.« Sharpe wies zu der Raketen-Truppe, die neugierig aufs Dorf zu marschierte.

»Was geschieht mit den Gefangenen, Sir?«

»In den Kerker damit. Holen Sie die Gefangenen vom Kloster ebenfalls her. Alle werden entkleidet.«

»Sir?« Brooker blickte Sharpe verständnislos an.

»Sie müssen die verdammten Uniformen ausziehen. Die haben sie entehrt. Und nackte Männer werden bei diesem Wetter kaum flüchten.«

Brooker nickte. »Jawohl, Sir.«

»Und sorgen Sie dafür, dass die Toten begraben werden. Sie können für die Arbeit Gefangene einsetzen. Die Männer dürfen die Uniform anbehalten, solange sie draußen arbeiten. Haben Sie einen Arzt beim Bataillon?«

»Jawohl, Sir.«

»Schicken Sie ihn ins Kloster. Dort soll er arbeiten. Lassen Sie die Verwundeten dorthin bringen.«

Sharpe sah, dass die ersten beiden Gruppen von Fredericksons Kompanie zum Wachtturm marschierten, der etwa fünfhundert Yards entfernt war. Man kann Gott danken, dass es die Schützen gibt, dachte Sharpe. »Weitermachen, Captain. Und wenn die Befehle ausgeführt sind, suchen Sie mich auf. Bestimmt haben wir noch etwas vergessen.«

»Jawohl, Sir.«

Farthingdale! Wo zum Teufel war Farthingdale? Sharpe stieg über die Trümmer zu der Stelle, an der Sir Augustus vom Pferd gestürzt war. Keiner der Gefallenen trug eine rote, goldene und schwarze Uniform. Auch das große kastanienbraune Pferd lag nicht in seinem Blut. Vielleicht lebte der Colonel. In diesem Fall war er hier der befehlshabende Offizier. Aber wo zur Hölle war er?

Ein Lieutenant führte ein weiteres Dutzend Schützen über die Trümmer, aber es waren noch einige Rotröcke auf den

Mauern des Burgfrieds, denn plötzlich ertönte ein Horn vom größten Turm der Burg. Der Hornist blies zwei schnelle Signale. Das erste bestand aus neun Tönen, das zweite aus acht. »Wir haben den Feind entdeckt!« und »Der Feind ist Kavallerie!«

Sharpe starrte zum Burgfried hinauf. Ein Gesicht tauchte in einer Schießscharte auf. Sharpe hielt die Hände als Trichter vor den Mund und rief: »Wo?«

Eine Hand wies nach Osten.

»Was sind es für Kavalleristen?«

»Lanzenreiter! Franzosen!«

Ein weiterer Feind kam zum Tor Gottes.

KAPITEL 14

Es gab eine Priorität für Sharpe, nur eine, und er rannte auf das Kloster zu, schwenkte die Arme und schrie: »Captain Gilliland! Captain Gilliland!«

Sharpe lief über die Straße und stellte mit Erleichterung fest, dass die Pferde noch vor den Wagen der Raketen-Truppe eingeschirrt waren. »Fahren Sie los! Beeilung!«

»Sir?« Gilliland kam aus dem Kloster gerannt.

»Marschieren Sie mit Ihrer Truppe zur Burg! Schnell! In die Burg. Schieben Sie den verdammten Karren am Tor aus dem Weg, aber beeilen Sie sich!« Sharpe wies zu dem Ochsenkarren, der das Haupttor der Burg blockierte. Gilliland starrte ihn immer noch verständnislos an. »Los, Mann, Beeilung!«

Sharpe schaute zu den Artilleristen, die talaufwärts auf dem Weg zum Dorf waren. Er rief sie.

Dann trieb er herbeieilende Männer an und zog eigenhändig Gespanne herum. Nach und nach erkannten die Männer, dass Eile geboten war. Sie hatten gedacht, am Weihnachtstag Ruhe zu haben, doch daraus wurde nichts. »Bewegung, ihr Pfeifen! Das ist keine verdammte Beerdigung! Nimm die Peitsche, Mann! Beeilung!«

Es war nicht die Furcht vor einem Angriff von französischer Kavallerie, die Sharpe antrieb. Er nahm an, dass die Männer auf dem Burgfried das Nahen von Kundschaftern eines französischen Trupps gesehen hatten, der ausgeschickt worden war, um zu tun, was er, Sharpe, in der vergangenen Nacht getan hatte: die Geiseln zu befreien. Jetzt ergaben die drei Reiter, die er in der Morgendämmerung gesehen hatte, einen Sinn. Sie waren

eine Patrouille gewesen, die herausgefunden hatte, dass die Arbeit für sie bereits erledigt worden war. Höchstwahrscheinlich wollten nun die Franzosen unter einer Parlamentärsflagge ihre befreiten Geiseln in Empfang nehmen. Sharpe wollte vermeiden, dass die Franzosen die sonderbaren Wagen und die tragbare Schmiede der Raketen-Truppe sahen.

Vielleicht hatte er recht, und es würde keinen Kampf geben, aber er konnte sich auch irren. In letzterem Fall würden die Raketen, gebündelt in ihren Spezialbehältern auf den langen Wagen, die große Überraschung sein, mit der er in diesem Hochtal aufwarten konnte. Selbst wenn die Franzosen die Wagen sahen, hatten sie keine Ahnung, welchem Zweck sie dienten. Dennoch wollte Sharpe kein Risiko eingehen. Die Franzosen würden wissen, dass es etwas Merkwürdiges im Westen des Tals gab, und entsprechend vorsichtig sein. Die Überraschung würde dann nicht mehr so groß sein.

Sharpe rannte neben dem ersten Wagen her und schrie nach Füsilieren. »Räumt das Tor! Schnell!«

Frederickson, der zuverlässige Frederickson, drängte sich an den Männern vorbei, die sich abmühten, den Ochsenkarren aus dem Weg zu schaffen. »Lanzenreiter, Sir. Grüne Uniformen mit rotem Besatz. Es sind nur ein Dutzend.«

»Grün und rot?«

»Kaiserliche Garde, nehme ich an. Deutsche.«

Sharpe blickte in Richtung Dorf, entdeckte jedoch nichts. Das Tal fiel hinter Adrados ab und knickte nach Süden hin ab. Wenn er die Reiter nicht sehen konnte, dann konnten sie auch nicht die Wagen sehen, die endlich in den Burghof rollten. Deutsche Lanzenreiter. Männer, die aus den Herzogtümern und kleinen Königreichen rekrutiert worden waren, die sich gegen Napoleon verbündet hatten. Es kämpften weitaus mehr Deutsche gegen den Kaiser als für

ihn, aber sie hatten eines gemeinsam: Sie kämpften hervorragend auf einem Schlachtfeld.

Sharpe suchte Gilliland und fand ihn. »Verstecken Sie Ihre Männer in den Stallungen, verstanden? Der Feind darf die Männer nicht sehen!«

»Jawohl, Sir.« Gilliland war bestürzt über die plötzliche Hektik. Sein Krieg war bis jetzt eine beschauliche Sache mit Winkelberechnungen und Theorie gewesen. Plötzliche Todesgefahr ging über seinen Horizont hinaus.

Sharpe wandte sich wieder Frederickson zu. »Wo ist Ihre Kompanie?«

»Unterwegs, Sir.« Der Captain nickte zu den Schützen hin, die sich einen Weg durch die Dornbüsche bahnten. »In zehn Minuten werden alle hier sein.«

»Ich habe eine Kompanie Füsiliere ebenfalls dorthinaufgeschickt. Eine weitere wird folgen. Eines wollen wir klarstellen.«

»Sir?«

»Ihr Offizierspatent, Frederickson, ist älter als das der Füsiliere.«

Frederickson grinste. »Jawohl, Sir.« Der dienstälteste Captain würde das Kommando über die Besatzung des Wachtturms haben, und Sharpe wollte nicht, dass dieser einäugige Kämpfer unter dem Kommando irgendeines anderen stehen musste. Frederickson würde für ihn lügen, indem er sich als der Dienstälteste ausgeben würde.

»Und noch eines, William.« Zum ersten Mal sprach Sharpe ihn mit dem Vornamen an.

»Versuchen Sie es mit Bill, Sir.«

»Angenommen, wir müssen doch kämpfen, dann werden Sie diesen Hügel und den Turm halten müssen.«

»Jawohl, Sir.« Der liebe Bill ging glücklich davon. Es war möglich, dass er nicht nur einfach einen Kampf, sondern seinen ganz persönlichen Kampf ausfechten würde. Einige

Offiziere hassten Verantwortung, andere – wie Frederickson – begrüßten sie jedoch, wünschten sie und übernahmen sie, ob sie ihnen angeboten wurde oder nicht.

Es gab noch vieles für Sharpe zu tun. Eine zweite Kompanie musste zum Wachtturm befohlen, Schützen zum Kloster geschickt, Munition aus Gillilands Wagen entladen und an alle Positionen verteilt werden. Sharpe fand Cross’ Hornist und zwei Ensigns der Füsiliere. Er machte sie zu seinen Kurieren. Dauernd kamen Dummköpfe mit Problemen zu ihm, die sie ohne seine Hilfe hätten lösen können. Wie wurde Proviant zum Wachtturm gebracht? Welche Ausrüstung sollte im Kloster zurückbleiben? Das Seil, mit dessen Hilfe Wasser aus dem Brunnen im Burgfried geschöpft wurde, war gerissen, was nun?

Sharpe schnauzte die Männer an, redete anderen gut zu, traf Entscheidungen, und immer wieder hielt er zwischendurch Ausschau nach den feindliche Reitern.

Sergeant Harper, ruhig und gelassen, kam zu Sharpe, der auf den Trümmern der gesprengten Steinbarriere stand. Harper hielt in einer Hand eine dicke Scheibe Brot mit Braten, in der anderen einen Schlauch mit Wein. »Mittagessen, Sir. Ein bisschen spät, aber immerhin.«

»Hast du gegessen, Patrick?«

»Jawohl, Sir.«

Gott, war er hungrig! Das Brot mit frischer Butter und kaltem Lammbraten schmeckte köstlich. Ein Sergeant der Füsiliere wollte wissen, ob das Burgtor wieder blockiert werden sollte. Sharpe entschied sich dagegen, befahl jedoch, dass der Ochsenkarren in der Nähe bereitgehalten wurde. Ein anderer Mann fragte, ob Kinney genau an der höchsten Stelle des Passes begraben werden konnte, wo das Grab für immer zu den grünen und braunen Hügeln Portugals blicken würde. Sharpe stimmte zu.

Von der französischen Kavallerie war immer noch nichts zu sehen. Fredericksons Männer waren Gott sei Dank auf dem Turm. Brooker führte zwei Kompanien Füsiliere dorthin, und eine dritte Kompanie marschierte zum Kloster.

Sharpe begann sich zu entspannen. Der Anfang war gemacht. Er trank noch etwas von dem Wein, der kühl und herb war.

Dann ging er in den Burghof und befahl, die niedrige Mauer einzureißen und die Steine zum Blockieren der Treppe neben den Stallungen zu benutzen, die zur Westmauer führte. Er aß das Brot mit Butter und Lammbraten und leckte anschließend die Krümel und das Fett von seinen Fingern.

Plötzlich ertönte ein gebieterischer Ruf vom Burgtor her.

»Sharpe! Major Sharpe!«

Sir Augustus Farthingdale verharrte zu Pferd unter dem Torbogen, und Josefina saß im Damensattel auf einem Pferd neben ihm.

Der verdammte Sir Augustus Farthingdale, der aussah, als sei er auf einem Ausritt in Londons Hyde Park! Die einzige Diskrepanz war ein sauberer weißer Verband, der unter seinem Zweispitz an der rechten Schläfe zu sehen war. Farthingdale klopfte gereizt mit der Reitgerte auf seinen Stiefel. »Sharpe!«

Sharpe ging zur niedrigen Mauer. »Sir?«

»Sharpe, meine Gattin möchte sehen, wie eine Rakete abgeschossen wird. Seien Sie so gut und arrangieren Sie das.«

»Das wird nicht möglich sein, Sir.«

Sir Augustus war kein Mann, der sich gern seine Pläne durchkreuzen ließ, und schon gar nicht von einem untergeordneten Offizier und vor der Liebe seines Lebens. »Das war ein Befehl, Sharpe! Ich erwarte, dass er befolgt wird!«

Sharpe stellte den rechten Fuß auf die Mauer, und der Weinschlauch, den er in der Hand hielt, ruhte auf seinem Knie. »Wenn ich Lady Farthingdale eine Rakete vorführe, Sir, dann zeige ich sie zugleich den französischen Soldaten im Dorf.«

Josefina stieß einen Laut der Überraschung aus, und Sir Augustus starrte Sharpe an, als hielte er ihn für irre. »Den – waaas?«

»Den französischen Soldaten, Sir. Im Dorf.« Sharpe blickte zum Burgfried hinauf und rief: »Was seht ihr?«

Ein Schütze von Cross' Kompanie antwortete. »Zwei Schwadronen Lanzenreiter, Sir! Jetzt taucht ein Bataillon Infanterie auf, Sir!«

Infanterie! Sharpe spähte zum Dorf, aber noch immer war kein Franzose in Sicht. Farthingdale trieb sein Pferd auf den Burghof, und der Hufschlag klapperte laut auf dem Kopfsteinpflaster. »Warum zum Teufel hat man mir das nicht gemeldet, Sharpe?«

»Niemand wusste, wo Sie waren, Sir.«

»Gottverdammt, Mann, ich war beim Arzt!«

»Nichts Ernsthaftes, hoffe ich, Sir?«

Josefina lächelte Sharpe an. »Sir Augustus wurde von einem Steinsplitter getroffen, Major. Bei der Explosion.«

Sir Augustus hat sich vom Arzt behandeln lassen, als entleibte, schreiende Männer ärztliche Hilfe viel nötiger gebraucht haben, dachte Sharpe.

»Gottverdammt, Sharpe, warum sind die Franzosen im Dorf?«

Die Frage bedeutete in Wirklichkeit, warum zugelassen worden war, dass die Franzosen bis zum Dorf gelangt waren. Die Antwort lag auf der Hand, eine Antwort, die selbst der Autor des Lehrbuchs »Praktische Anweisungen für den jungen Offizier in der Kriegskunst mit besonderer Berücksichtigung der Gefechte, die gegenwärtig in Spanien

stattfinden« hätte wissen sollen. Die Franzosen waren im Dorf, weil die Briten hier nicht genug Soldaten hatten, um Wachtturm, Burg und Kloster zu halten und auch noch gegen die Soldaten weiter östlich zu kämpfen.

Sharpe entschloss sich, Sir Augustus Farthingdales Frage anders auszulegen. »Ich nehme an, sie sind aus dem gleichen Grunde gekommen, aus dem wir hier sind, Sir. Um ihre Geiseln zu befreien.«

»Werden sie kämpfen?« Sir Augustus stellte die Frage ungern, aber er konnte sie nicht zurückhalten. Der Autor der »Praktischen Anweisungen« hatte sein Material aus Kriegsberichten entnommen und von anderen, ähnlichen Büchern abgeschrieben, und er war es nicht gewohnt, dass der Feind so nahe war.

Sharpe zog den Stöpsel aus dem Weinschlauch. »Das bezweifle ich, Sir. Ihre Frauen sind noch bei uns. Ich rechne damit, dass wir binnen einer halben Stunde eine Parlamentärsflagge sehen. Darf ich vorschlagen, Madame Dubreton zu informieren, dass sie uns bald verlassen kann?«

»Ja.« Farthingdale verrenkte sich fast den Hals, während er nach dem Feind Ausschau hielt. Es war noch nichts von den Franzosen zu sehen. »Kümmern Sie sich darum, Sharpe.«

Sharpe kümmerte sich darum, und er schickte darüber hinaus Harper zu Gilliland, um ihn zu bitten, ihm ein gesatteltes Pferd auszuleihen. Er hatte nicht vor, Sir Augustus allein das Reden mit dem Feind zu überlassen. Sharpes Meinung über den ranghöheren Offizier besserte sich nicht, als sich Sir Augustus schließlich für die Vorbereitungen interessierte. Er beobachtete, dass Soldaten die niedrige Mauer abrissen, und fragte mit gerunzelter Stirn: »Warum haben Sie das befohlen?«

»Weil die Mauer nutzlos zur Verteidigung ist, Sir. Und außerdem möchte ich die Franzosen lieber in den Burghof

kommen lassen, wenn es einen Kampf geben sollte.«

Farthingdale war einen Augenblick lang sprachlos. »Sie wollen die Franzosen in den Burghof kommen lassen?«

Sharpe wischte sich Wein von den Lippen, stöpselte den Schlauch zu und lächelte. »Eine Rattenfalle, Sir. Wenn sie drinnen sind, dann stecken sie in der Falle.« Er sagte es überzeugter, als er war.

»Sie sagten, die Franzosen werden *nicht* kämpfen.«

»Ich bezweifle, dass sie kämpfen werden, aber wir sollten diese Möglichkeit nicht außer Acht lassen.« Sharpe erzählte Farthingdale von seinen anderen Vorsichtsmaßnahmen und von den Männern im Wachtturm und fügte in höflichem Tonfall hinzu: »Möchten Sie sonst noch etwas, Sir?«

»Nein, Sharpe, nein. Weitermachen!«

Verdammter Farthingdale! Major General Nairn hatte Sharpe indiskret gesagt, dass sich Farthingdale Hoffnungen auf ein hohes Kommando machte. »Nichts Gefährliches, wohlgemerkt, Himmel nein! Ein schickes Büro bei der Gardekavallerie, mit Schokoladensoldaten, die vor ihm salutieren. Er denkt, wenn er das richtige Buch schreibt, gibt man ihm die ganze Armee, damit er sie auf Vordermann bringt.« Nairn hatte finster vor sich hin gestarrt. »Und das wird man vielleicht auch tun.«

Patrick Harper tauchte aus den Stallungen auf. Er führte zwei Pferde am Zügel. Damit ging er dicht an Sir Augustus vorbei zu Sharpe. »Das Pferd, Sir.«

»Ich sehe zwei.«

»Ich dachte mir, Sie möchten vielleicht Begleitung haben.« Harpers Miene verriet Groll. Sharpe musterte ihn neugierig.

»Was hast du?«

»Haben Sie gehört, was der Mann gesagt hat?«

»Farthingdale? Nein.«

»*Mein* Sieg, hat er gelabert. Er sagt ihr, er hätte hier gewonnen! Behauptet vor ihr, *er* hätte die Burg eingenommen. Und haben Sie die Frau gesehen? Sie tat, als erkenne sie mich nicht wieder! Sagte nicht mal guten Tag!«

Sharpe grinste. Er nahm die Zügel und schob den linken Fuß in den Steigbügel. »Sie muss ein Vermögen schützen, Patrick. Warte, bis er fort ist. Dann wird sie dich begrüßen.« Er schwang sich in den Sattel. »Warte hier.«

Er verbarg seinen Ärger vor Harper, aber er war genauso wütend wie der irische Hüne. Wenn Sharpe jemals ein Buch wie »Praktische Anweisungen …« schreiben würde – was er niemals tun würde –, dann würde es einen Rat enthalten, der auf jeder Seite wiederholt sein würde: Ehre, wem Ehre gebührt, ganz gleich wie groß die Versuchung ist, sich mit fremden Lorbeeren zu schmücken, denn je höher ein Mann in der Armee aufsteigt, desto mehr braucht er die Loyalität und Unterstützung seiner Untergebenen.

Sharpe hielt es für an der Zeit, Sir Augustus Farthingdales Selbstüberschätzung einen Dämpfer zu versetzen. Er zog sein Pferd um die Hand und ritt im Schritt zu Farthingdale, der soeben zu den Fahnen hinauf wies und die Ereignisse des Morgens als einen befriedigenden kleinen Kampf beschrieb.

»Sir?«

»Major Sharpe?«

»Ich denke, Sie sollten das hier haben, Sir. Für Ihren Bericht.« Sharpe hielt ihm einen verknitterten, gefalteten Zettel hin.

»Was ist das?«

»Die Rechnung des Schlachters, Sir.«

»Ah.« Farthingdale nahm mit behandschuhter Hand den Zettel entgegen und steckte ihn in seine Säbeltasche.

»Wollen Sie sich das nicht ansehen, Sir?«

»Ich war bei dem Arzt. Ich habe unsere Verwundeten gesehen.«

»Ich dachte an die Gefallenen, Sir. Colonel Kinney, Major Ford, ein Captain und siebenunddreißig Männer, Sir. Die meisten davon starben bei der Explosion. Achtundvierzig Schwerverwundete, neunundzwanzig nicht so schlimm Verwundete. Verzeihung, Sir. Dreißig. Ich hatte *Sie* bei den ganz leicht Verwundeten vergessen.«

Josefina kicherte. Sir Augustus schaute Sharpe an, als wäre der Major soeben aus einer besonders übel riechenden Kloake gekrochen. »Danke für die Meldung, Major.«

»Und meine Entschuldigung, Sir.«

»Entschuldigung?«

»Ich hatte wegen des Kämpfens keine Zeit, mich zu rasieren.«

Josefina lachte offen, und Sharpe, der sich daran erinnerte, dass sie es immer gern gehabt hatte, wenn Männer um sie kämpften, blickte sie ärgerlich an. Er war nicht ihr Mann, und er kämpfte nicht um sie. Vielleicht hätte er noch etwas gesagt, doch in diesem Augenblick ertönte ein Trompetensignal, nachdrücklich und weit entfernt, die Töne einer Trompete der französischen Kavallerie.

»Sir!«, rief der Schütze vom Burgfried. »Vier Franzosen, Sir. Einer mit einer weißen Fahne. Sie kommen her!«

»Danke.« Sharpe rückte die Säbelscheide zurecht. Er war nicht elegant zu Pferde, nicht wie Sir Augustus, aber wenigstens hing der schwere Kavalleriesäbel ordentlich an seiner Seite. Er schaute sich im Burghof um. »Lieutenant Price!«

»Sir?« Harry Price wirkte müde und erschöpft.

»Kümmern Sie sich um Lady Farthingdale, bis wir zurückkehren!«

»Jawohl, Sir!« Price wirkte plötzlich hellwach und munter. Wenn sich Sir Augustus auch ärgerte, so ließ Sharpe ihm keine Zeit zum Protestieren, und Sir Augustus verzichtete darauf, den Befehl aufzuheben. Er folgte Sharpe über das abfallende Kopfsteinpflaster zum Tor, hinaus auf den Weg und dann nach rechts auf das Grasland, wo Sharpe sein Pferd galoppieren ließ.

Die Trompete schmetterte immer noch, forderte eine Antwort von den britischen Stellungen, doch als die drei Reiter auftauchten, verstummten sie, und das Signal verhallte. Vor den französischen Offizieren ritt ein Lanzenreiter, an dessen Lanze ein weißer Stoffstreifen gebunden war. Sharpe musste an die weißen Bänder denken, mit denen die Weißbuche im Kloster geschmückt war, und er fragte sich, ob die deutschen Lanzenreiter, die für Napoleon kämpften, ebenfalls ihre alten Waldgötter an Weihnachten verehrten.

»Sir!« Sergeant Harper trieb sein Pferd an Sharpes linke Seite. »Sehen Sie, Sir? Der Colonel!«

Im selben Augenblick erkannte Colonel Dubreton Sharpe und winkte. Der französische Colonel gab seinem Pferd die Sporen, ritt an dem Lanzenreiter vorbei durch den Bach und galoppierte auf die Briten zu. »Major!«

»Sharpe! Hier geblieben!« Farthingdales Protest nutzte nichts, denn Sharpe preschte ebenfalls los, und die beiden Reiter jagten aufeinander zu, umkreisten sich und zügelten dann die Pferde so, dass sie Seite an Seite und mit dem Kopf in verschiedenen Richtungen standen.

»Ist sie in Sicherheit?« Dubretons gespannte Frage bildete einen starken Kontrast zu seiner beherrschten Ruhe bei der Begegnung im Kloster. Da hatte der Franzose nichts für seine Frau tun können, aber jetzt war das anders.

»Ihre Frau ist sicher. Ganz sicher. Sie wurde nicht mal angerührt. Kann ich sagen, wie sehr ich mich freue?«

»Gott!« Dubreton schloss die Augen. Die Albträume, in denen ihm die Fantasie die schrecklichsten Dinge vorgegaukelt hatte, verblassten. Er atmete tief durch und öffnete die Augen. »Ihr Werk, Major?«

»Das der Schützen, Sir.«

»Aber Sie haben sie geführt.«

»Ja, Sir.«

Farthingdale zügelte sein Pferd ein paar Schritte hinter Sharpe, und seine Miene spiegelte Wut wider, weil Sharpe vorausgeprescht war. »Major Sharpe!«

»Sir.« Sharpe drehte sich im Sattel um. »Ich habe die Ehre, Ihnen den Chef des Bataillons Dubreton vorzustellen. Colonel Dubreton – dies ist Colonel Sir Augustus Farthingdale.«

Farthingdale ignorierte Sharpe. Er sprach Französisch, fließend, wie es für Sharpe klang, und die anderen beiden französischen Offiziere trafen ein, und Dubreton stellte sie in seinem tadellosen Englisch vor. Ein Offizier war ein deutscher Colonel der Lanzenreiter, ein riesiger Mann mit einem roten Schnurrbart und merkwürdig sanftem Blick, und der andere war ein französischer Colonel der Dragoner.

Der Dragoner-Colonel trug einen grünen Umhang über seiner grünen Uniform und einen hohen Metallhelm, der mit einer Stoffhülle bedeckt war, damit das Metall nicht den Sonnenschein reflektierte. Er hatte einen langen Säbel, und ein Kavalleriekarabiner steckte in einem Sattelfutteral, was für einen Colonel ungewöhnlich war. Die Dragoner waren ein Kampfregiment, gehärtet durch die Jagd auf schwer fassbare Partisanen in einem feindlichen Gebiet. Sharpe sah den verächtlichen Ausdruck in den Augen des Franzosen, als er den herausgeputzten Sir Augustus sah. Hinter den Offizieren zupfte der Lanzenreiter am Knoten des weißen Tuchs.

Dubreton lächelte Sharpe an. »Ich schulde Ihnen Dank.«

»Nein, Sir.«

»Doch.« Dubreton schaute zu Harper, der sich bescheiden im Hintergrund hielt, und hob die Stimme. »Es freut mich ebenfalls, Sie wiederzusehen, Sergeant!«

»Danke, Sir. Sehr freundlich von Ihnen. Und Ihr Sergent?«

»Bigeard ist im Dorf. Er wird sich freuen, Sie zu sehen.«

Farthingdale unterbrach auf Französisch. Sein Tonfall verriet Unmut über den Austausch von Freundlichkeiten.

Dubreton antwortete auf Englisch. »Wir sind hier mit der gleichen Mission wie Sie, Sir Augustus. Darf ich unsere Freude über Ihren Erfolg, meinen persönlichen Dank und mein Bedauern darüber aussprechen, dass Sie Verluste hatten?«

Die entkleideten Leichen warteten bleich und kalt neben den Gräbern, die ausgehoben wurden.

Sir Augustus sprach weiter auf Französisch – Sharpe nahm an, um ihn aus der Unterhaltung auszuschließen –, während Dubreton, der vielleicht das Gegenteil wünschte, auf Englisch antwortete. Die Patrouille, die Sharpe kurz in der Morgendämmerung gesehen hatte, waren Dubretons Kundschafter gewesen, tapfere Männer, die sich freiwillig angeboten hatten, in das Tal zu reiten und sich als Deserteure auszugeben. Danach hatten sie vor Einbruch der Dunkelheit irgendwie flüchten wollen, um den Befreiungstrupp ins Tal zu führen. Sie hatten die Schützen und die gehisste Flagge gesehen und sich klug zurückgezogen. »Sie waren enttäuscht, Sir Augustus, weil schon alles erledigt war!«, sagte Dubreton.

Die französischen Frauen sollten sofort übergeben werden, das entnahm Sharpe Dubretons Worten, und dann wurde das Gespräch heikel und verlegen, weil Sir Augustus dem Franzosen nichts über den Aufenthalt der

französischen Deserteure sagten konnte. Farthingdale war gezwungen, Sharpes Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Sharpe lächelte reuevoll. »Ich befürchte, viele sind entkommen.«

»Ich bin überzeugt, Sie taten alles nur Mögliche, Major«, sagte Dubreton taktvoll.

Sharpe warf einen Blick zu den beiden anderen Colonels. Zwei Regimenter Kavallerie! Das war eine Menge für einen Befreiungsversuch. Ihre Anwesenheit brachte ihn auf eine andere Idee. Der Dragoner-Colonel schaute auf Sharpes schweren Säbel, der neben einem zweiten Kavalleriesäbel am geborgten Sattel hing. Sharpe lächelte. »Unsere Schwäche, Colonel, war unser Mangel an Kavallerie. Wir jagten die Deserteure aus der Burg, aber wir konnten sie in den Hügeln nicht mit Kavallerie einfangen.« Er blickte nach Süden. »Ich bezweifle allerdings, dass sie sehr weit gekommen sind.«

Dubreton verstand. »Sie sind nach Süden geflüchtet?«

»Ja.«

»Wie lange ist das her?«

Sharpe sagte es ihm, und Dubreton lächelte verschmitzt. »*Wir* haben Kavallerie.«

»Das habe ich bemerkt, Sir.«

»Ich denke, wir können helfen.«

Sir Augustus erkannte, dass ihm die Dinge entglitten. »Soll das heißen, Sie schlagen vor, dass die Franzosen unsere Flüchtenden jagen, Sharpe?«

Sharpe schaute ihn unschuldig an. »Deshalb sind sie anscheinend hier. Ich sehe wirklich keine Möglichkeit, wie wir sie aufhalten könnten.«

Dubreton schlug in die gleiche Kerbe. »Ich schlage vor, Sir Augustus, dass wir unter Waffenstillstand zusammen kämpfen. Wir werden nicht versuchen, Ihre Besetzung der Burg, des Klosters und des Wachtturms zu stören. Als

Gegenleistung erlauben wir uns, im Dorf zu biwakieren. Unterdessen wird unsere Kavallerie die Flüchtigen zurück zu diesem Tal treiben, wo die Infanterie sie erwarten kann.«

»Die Armee Seiner Majestät ist in der Lage, ihre Angelegenheiten selbst abzuwickeln, Colonel.« Farthingdale war entsetzt über den Vorschlag.

»Natürlich ist sie das.« Dubreton schaute zu den Leichen und sah dann wieder Sir Augustus an. »Die Wahrheit ist, Sir Augustus, dass unsere Dragoner die Jagd bereits vor einer Stunde begonnen haben.« Er lächelte. »Wenn Sie es vorziehen, dass wir um die Ehre kämpfen, wer die Deserteure gefangen nimmt, dann versichere ich Ihnen, dass die Armee des Kaisers ebenfalls in der Lage ist, ihre Angelegenheiten selbst abzuwickeln.« Das waren ein paar feine Trümpfe, die er ausspielte.

Sir Augustus flüchtete sich in Fragen. »Sie haben schon begonnen? Ein Waffenstillstand, sagten Sie?«

Dubreton lächelte nachsichtig. »Wir haben begonnen, Sir Augustus. Sollen wir sagen, wir erwarteten Ihre großzügige Hilfe? Und warum kein Waffenstillstand? Wir haben Weihnachten, und an einem solchen Tag gab es stets einen Waffenstillstand. Weshalb also nicht für uns? Darf ich vorschlagen bis Mitternacht? Vielleicht können wir beim Abendessen diskutieren, was danach geschieht. Erweisen Sie uns die Ehre, unsere Gäste zu sein?«

»Bis Mitternacht?« Mit dieser weiteren Frage versuchte Sir Augustus Zeit zu gewinnen, um argwöhnisch über den Vorschlag nachzudenken, aber Dubreton gab vor, den Einwurf falsch zu verstehen.

»Ausgezeichnet! Sie stimmen zu! Also bis Mitternacht, und Sie werden unsere Gäste sein?«

Sharpe lächelte über das Geschick, mit dem Dubreton Sir Augustus behandelte. »Ich bin sicher, wir können mit dem

größten Vergnügen akzeptieren, Sir. Unter einer Bedingung.«

»Bezüglich des Abendessens?«

»Dass wir den Koch stellen, Sir.«

Dubreton lachte. »Sie wollen den Koch stellen? Das bieten Sie einem Franzosen an? Ihr Schützen seid tapferer, als ich dachte.«

Sharpe genoss seine nächsten Worte. »Pot-au-feu, mit unseren besten Empfehlungen.«

»Sie haben ihn?«

»In unserer Küche. Wenn ich heute Abend mit Ihnen esse, dann hätte ich ihn lieber in Ihrer Küche.«

»Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!« Dubreton schaute Sir Augustus an. »Wir sind uns also einig, Sir Augustus?«

Farthingdale war immer noch misstrauisch und alles andere als glücklich, aber er war gezwungen, Rat von dem Mann anzunehmen, der den Feind kannte, ihn verstand und wusste, wie man gegen ihn kämpfen musste – Sharpe. Wichtiger noch: Sharpe wusste, wann es besser war, *nicht* zu kämpfen. Sir Augustus neigte den schmalen Kopf. »Wir sind uns einig, Colonel.«

»Habe ich Ihre Erlaubnis, zum Kloster zu reiten?«

Farthingdale nickte.

Dubreton sprach kurz mit den Kavalleristen, schaute ihnen nach, als sie zurück zum Dorf galoppierten, und ritt dann im Schritt zwischen Sharpe und Sir Augustus. Wieder wurde die Unterhaltung auf Französisch geführt. Es klang höflich, oberflächliche Konversation von Feinden an einem sonnigen Weihnachtstag. Sharpe ließ sich zurückfallen, bis er neben Harper ritt. Er grinste den großen Iren an. »Wir haben neue Verbündete, Patrick. Die Franzosen.«

»Jawohl, Sir.« Harper ließ sich keine Überraschung anmerken. »Wenn Sie meinen, Sir.«

KAPITEL 15

Der Weihnachtsnachmittag war so festlich, wie man sich das nur wünschen konnte. Zuerst hatten die Füsiliere es nicht glauben können, dann war die Freude groß gewesen, und schließlich hatten sie sich erleichtert mit Dubretons Bataillon vermischt und einen groben Kordon gebildet, der auf die Deserteure wartete, die aus dem Hügelland ins Tal gejagt werden würden. Binnen einer Stunde trug kein Franzose mehr einen französischen Helm, alle hatten britische Tschakos, und die Männer tauschten Uniformknöpfe, Schnaps, Proviant, Tabak, und sie suchten Dolmetscher, damit sie Erinnerungen über gemeinsame Schlachten austauschen konnten.

Eine halbe Stunde später tauchten die ersten der Geflüchteten auf. Das waren überwiegend Frauen und Kinder, die wenig Furcht vor der Gefangennahme hatten. Die Frauen suchten sich Soldaten von ihrer Seite aus und baten um Schutz. Hinter ihnen in der Ferne war das gelegentliche Krachen eines Dragoner-Karabiners zu hören, wenn Nachzügler angetrieben wurden.

Sharpe entging das alles. In der ersten Dreiviertelstunde war er mit Harper im Kloster. Es war unmöglich, das Geschütz woandershin zu schaffen, ohne dass die Franzosen es sahen. So gab Sharpe die Hoffnung auf, es im Klostertor aufzustellen. Stattdessen erkundete er die Keller, kletterte in einen dreckigen, feuchten Spalt unter dem Boden der Kapelle und der Lagerräume, und schließlich ließ er Harper und einen Arbeitstrupp zurück, um sich mit dem Material zu beschäftigen, das Pot-au-feu erbeutet hatte. Sharpe würde ein paar Überraschungen bereithalten, wenn sie gebraucht wurden.

Dann überquerte er das Feld zwischen den sich verbrüdernden Soldaten und lenkte das Pferd langsam über einen der gewundenen Pfade, die zum Wachtturm hin anstiegen. Die Dornbüsche waren dicht, ein guter Schutz, aber der Hügel mit dem Wachtturm war weit von der Unterstützung irgendwelcher Soldaten in der Burg entfernt.

Frederickson winkte Sharpe von der Turmspitze her, als er absaß. Sharpe übergab die Zügel einem Schützen und schaute sich die Stellung genauer an. Sie war gut. Die Spanier hatten Erdwälle zum Tal hin angelegt, und dahinter standen zwei der Vierpfündergeschütze, die den steilen Hügelhang nach Norden beherrschten. Im Westen und Osten war der Hügelhang ebenso steil und dicht mit Dornbüschen bewachsen. Nur im Süden fiel der Hang sanfter ab. Fluchende Schützen hoben einen weiteren Schützengraben aus und bereiteten eine Stellung für eine der Kanonen vor, und Sharpe sah zufrieden, dass Frederickson befohlen hatte, Dornbüsche abzuhacken und damit auf dem südlichen Hang eine Barriere anzulegen. Eine Kompanie Füsiliere hackte immer noch Büsche ab, während die andere einen Kordon bildete, um Pot-au-feus zurückkehrende Männer abzufangen.

Sharpe stieg die Wendeltreppe im Turm hinauf bis zur Spitze und begrüßte Frederickson. Der einäugige Captain der Schützen war fröhlich. »Ich hoffe, die Hurensöhne kämpfen, Sir!«

»Tatsächlich?«

»Ich könnte diese Stellung bis zum Jüngsten Tag halten.«

»Vielleicht müssen Sie das auch.« Sharpe grinste und legte sein Fernrohr auf einer Zinne auf. Er schaute lange und angestrengt durch das Glas zum Dorf, sah dort wenig und schwenkte es nach rechts, wo sich das Tal um den Hügel wand, bevor es wieder nach Osten abknickte und verschwand. »Wie viele haben Sie gesehen?«

Frederickson zog einen Zettel aus der Tasche und reichte ihn wortlos Sharpe.

120 Lanzenreiter. 150 Dragoner. 450 Infanteristen.

Sharpe stieß einen Grunzlaut aus und gab den Zettel zurück. »Ein bisschen unausgewogen, nicht wahr?« Er spähte nach Osten. Die Sicht war hervorragend. Er erinnerte sich jetzt daran, dass das Feuer vom Wachtturm während des Kampfes verstummt war. Die Männer hier oben mussten die nahenden Franzosen gesehen und Angst bekommen haben. Zweifellos hatten auch die Männer auf dem Burgfried sie gesehen und Panik unter Pot-au-feus Männern verbreitet. Der Sieg dieses Morgens, so unvollkommen er bereits war, wurde dadurch noch geschmälert, weil die Ankunft der Franzosen den Feind entmutigt hatte.

Sharpe schaute zu der Biegung des Tals, wo die Straße dem Blick entzogen war. »Ich frage mich, was hinter der Biegung ist.«

»Das habe ich mich auch gefragt. Ich habe eine Patrouille dorthin gesandt, aber sie wurde von den Franzosen zurückgeschickt. Sehr höflich, aber sehr bestimmt!«

»Folglich müssen sie irgendetwas verbergen.«

Frederickson kratzte sich unter der Augenklappe. »Ich traue den Bastarden kein bisschen.« Er sagte es heiter.

»Ich auch nicht. Haben Sie irgendwelchen Nachschub gesehen?«

Frederickson schüttelte den Kopf. »Nicht den geringsten.«

»Hinter der verdammten Biegung sind noch mehr von ihnen.« Die französische Infanterie musste etwas zu essen haben, die Pferde der Kavallerie brauchten Futter, und bis jetzt hatte Sharpe kein Anzeichen auf die Versorgung der Franzosen gesehen. Im Südosten, wo die Straße abbog und ihren Blicken entzogen war, sah er eine Gruppe

Lanzenreiter übers Gras traben. »Wurde die Patrouille von diesen Lanzenreitern weggeschickt?«

»Ja, das waren die. Es wimmelt davon in diesem Gebiet.« Frederickson zuckte mit den Schultern. »Ich kann nichts dagegen tun, Sir. Keine meiner Patrouillen kann diesen Bastarden davonreiten.«

»Schicken Sie heute Nacht zwei Mann aus.«

»Jawohl, Sir. Ich hörte, wir sind zum Abendessen eingeladen.«

Sharpe grinste. »Sie, Bill, sind zu krank, um teilzunehmen. Ich werde Sie entschuldigen.« Er unterhielt sich noch eine Weile mit Frederickson. Als die Sonne unterging, wurde es bitterkalt. Sharpe verabschiedete sich. Er wandte sich noch einmal auf der Treppe um. »Es macht Ihnen doch nichts aus, das Essen zu versäumen, Bill?«

»Sie werden für mich mit essen.« Frederickson sagte es heiter. Je mehr Sharpe ihm erzählt hatte, desto wahrscheinlicher wurde für ihn ein Kampf am folgenden Tag, und heute Abend, während Sharpe beim Essen mit den Franzosen zusammen saß, hatte Frederickson Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, Überraschungen vorzubereiten.

Farthingdale hatte alle von Sharpes Vorschlägen zur Vorbereitung einer Verteidigung des Tors Gottes gebilligt, aber Sharpe war sich im Klaren darüber, dass der Colonel es nicht getan hatte, weil er einen Angriff befürchtete. Sir Augustus hatte salbungsvoll aus seinem Buch zitiert. »Beschäftigte Soldaten, Sharpe, stellen keinen Unfug an.«

»Jawohl, Sir.«

Als Sharpe jetzt zur Burg zurück ritt, fragte er sich wieder, ob die Fantasie mit ihm durchging. Er war überzeugt davon, dass er morgen kämpfen musste, doch es gab keine wahren Gründe dafür. Die Franzosen hatten ein Motiv für ihren Aufenthalt im Tal, genauso wie die Briten. In

ein paar Minuten würde die Mission beider Parteien erledigt sein, und es gab anscheinend keinen Grund, weshalb eine der beiden Seiten am Tor Gottes bleiben sollte. Sharpes Gefühl sagte jedoch etwas anderes. Farthingdale hatte gespottet, als Sharpe dieses Gefühl geäußert hatte. Er hatte Sharpe vorgeworfen, er wolle unbedingt einen Kampf, und sich geweigert, einen Lieutenant der Füsiliere mit einer Botschaft über die Grenze zu schicken.

»Wegen einer Handvoll Kavallerie und eines kleinen Bataillons Alarm schlagen? Seien Sie nicht albern, Sharpe!«

Farthingdale hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, in die Räume, die zuvor Pot-au-feu bewohnt hatte. Sharpe hatte Josefina auf einem Balkon gesehen, den irgendein Besitzer der Burg hoch am Burgfried und mit Blick nach Westen errichtet hatte. Vom Balkon aus musste man einen herrlichen Ausblick haben.

Im Burghof lieferte Sharpe das Pferd ab und ließ sich von einem Schützen heißes Wasser holen. Er zog den Uniformrock und das schmutzige Hemd aus. Daniel Hagman lächelte Sharpe zahnlos an und nahm den Rock. »Soll ich ihn ausbürsten, Sir?«

»Das werde ich selbst machen, Dan.«

»Gott hilf uns, aber Sie sind ein verdammt schrecklicher Major, Sir.« Hagman war der Älteste in Sharpes Kompanie, fast fünfzig, und sein Alter und seine Treue gaben ihm das Recht, so vertraut mit Sharpe zu reden. »Sie müssen lernen, Dinge für sich erledigen zu lassen, wie es die besseren Leute tun, Sir.« Hagmann kratzte an einem Blutfleck auf dem Uniformrock. »Sie dinieren mit den vornehmen Leuten, Sir, und da können Sie nicht wie ein Kesselflicker aussehen.«

Sharpe lachte. Er nahm sein Rasiermesser aus der Hosentasche, klappte es auf und schaute mit Missfallen auf die dünne Klinge. Bald musste er sich ein neues

Rasiermesser besorgen. Er zog es halbherzig an seinem Stiefel ab, klatschte sich Wasser ins Gesicht und begann sich zu rasieren, ohne sich die Mühe zu machen, irgendwo Seife aufzutreiben. »Hast du noch mein Gewehr, Dan?«

»Das habe ich, Sir. Wollen Sie es?«

»Nicht, wenn ich mit den vornehmen Leuten diniere.«

»Sie werden vielleicht mit Messer und Gabel essen müssen, Sir.«

»Vielleicht, Dan.«

»Der Gutsherr pflegte mit einer Gabel zu essen.« Hagmann stammte aus Cheshire und war nur in der Armee, weil er schließlich den lebenslangen Kampf mit den Wildhütern des Gutsherrn verloren hatte. Er spuckte auf Sharpes Uniformrock und rieb heftig. »Ich kann einfach nicht verstehen, weshalb eine Gabel nötig sein soll, Sir. Der liebe Gott hat uns doch Finger gegeben.«

Die Füsiliere machten mit Stroh aus den Ställen ein Feuer im Burghof, und die Flammen loderten in der Abenddämmerung. Sharpe wischte sich das Gesicht mit dem Hemd ab und zog es wieder an. Dann streifte er die Träger der erbeuteten französischen Hose über die Schultern. Hagman klopfte den Uniformrock auf dem Boden ab, um ihn vom letzten Staub zu befreien, und hielt ihn dann hoch. »Wie neu, Sir.«

Sharpe zog den Uniformrock an. Koppel, Kreuzbandelier, Patronentasche, Schärpe und Scheide mit dem Säbel vervollkommneten das Bild. Sharpe beulte gerade eine Delle seines Tschakos aus, als Hagman zum Burgfried hin nickte. »Da kommt Seine Lordschaft, Sir. Ließ uns den ganzen Nachmittag die verdammte Treppe rauf und runter laufen und Holz für sein verdammtes Feuer und Essen für seine Lady holen. Ist das die Lady, die Sie in Talavera kennengelernt haben?«

»Das ist sie.«

»Weiß er, dass er nicht der Erste ist, der die Muskete bei ihr abfeuerte?«

Sharpe lächelte. »Nein.«

»Was man nicht weiß, macht einen nicht heiß.« Hagman eilte davon, als sich Sir Augustus näherte.

»Sharpe!«

Er konnte diesen empörten Ruf schon nicht mehr hören.

»Sir?«

»Ich erwarte, dass unser Trupp in einer Stunde zum Aufbruch bereit ist. Haben Sie verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Lady Farthingdale wird mich begleiten. Sagen Sie den Offizieren, ich erwarte von ihnen, dass sie nüchtern bleiben und sich benehmen. Die Haltung ist zu wahren.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe argwöhnte, die Ermahnung galt ihm. Farthingdale hielt ihn für keinen Gentleman, und deshalb nahm er wohl an, er neige dazu, sich zu betrinken und aus der Rolle zu fallen.

»Sir!« Ein Ruf vom Tor her.

»Was ist?« Farthingdale war gereizt wegen der Störung.

»Ein französischer Offizier kommt, Sir. Mit Eskorte.«

»Wie viel Mann?«, fragte Sharpe.

»Ein Dutzend, Sir.«

Sharpe hätte die Franzosen nicht hereingelassen. Er wäre ihnen entgegen bis vor das Tor gegangen, damit sie keine Möglichkeit hatten, die schwachen Stellen in der Verteidigung der Burg auszukundschaften. Farthingdale rief den Posten jedoch zu, die Franzosen passieren zu lassen. Sharpe blickte zu den Stallungen und befahl der Raketen-Truppe mit einer Geste, sich nicht blicken zu lassen. Möglicherweise wusste Dubreton bereits von ihrem Bestehen. Die Soldaten beider Seiten hatten sich vermischt und offen miteinander geredet. Sharpe konnte nur hoffen,

dass die Raketen eine Überraschung blieben, weil die gemeinen feindlichen Soldaten Raketen für ein Hirngespinst halten mussten und es Schwierigkeiten bei der Übersetzung gegeben hatte.

Die Hufe der Pferde klapperten auf dem Kopfsteinpflaster unter dem Torbogen, der Hufschlag hallte von den alten Mauern wider, und dann führte Dubreton seine Männer auf den Burghof. Die Sonne stand in scharlachfarbener Pracht tief am Weihnachtshimmel, und ihr Schein schimmerte auf der Flanke von Dubretons Pferd.

Der Franzose lächelte Sharpe an. »Ich schulde Ihnen einen Gefallen, Major Sharpe.« Sein Pferd scheute zurück, als es plötzlich im Feuer knackte. Dubreton parierte es. »Ich bin gekommen, um meine Schuld zum Teil zu tilgen, zu einem sehr kleinen Teil, aber ich hoffe, es erfreut Sie.«

Dubreton wandte sich um und winkte den Dragonern. Sie teilten sich und gaben den Blick auf Sergent Bigeard frei, der mit sichtlichem Unbehagen auf einem Pferd hockte. Sharpe lächelte. Bigeards rechte Hand war in schmutziges graues Haar gekrallt, in das Haar von Obadiah Hakeswill.

Sharpe lächelte Dubreton an. »Ich danke Ihnen, Sir.«

Obadiah Hakeswill, gefangen genommen und hilflos, trug immer noch die Paradeuniform eines britischen Infanterie-Colonels.

Sergent Bigeard nickte Sharpe grüßend zu, ließ Hakeswills Haar los und trieb ihn mit einem Tritt vorwärts.

Dieser Augenblick war ein Genuss, eine Freude, die nach neunzehn Jahren Hass zu diesem Ort und zu dieser Stunde gekommen war, die Freude, die Hilflosigkeit eines Mannes zu sehen, der sein Leben damit verbracht hatte, die Schwachen zu quälen und Teuflisches zu tun. Obadiah Hakeswill war Gefangener. In seinem gelblichen Gesicht zuckte es, und der Blick seiner blauen Augen irrte über den Burghof, als hoffe er, irgendeinen Fluchtweg zu entdecken.

Sharpe ging langsam auf ihn zu. Immer noch suchte Hakeswill nach einem Ausweg, doch dann zuckte sein Blick zu Sharpe, denn er hörte das Schaben eines Säbels, der aus der Scheide gezogen wurde.

Sharpe lächelte. »Private Hakeswill. Du verlorst den Rang des Sergeants, wusstest du das?« In Hakeswills Gesicht zuckte es. Sharpe wartete, bis das krampfhafte Zucken abklang. »Stillgestanden!«

Automatisch, nach einem Leben als Soldat, ruckte Hakeswill hoch, stand stramm, presste die Hände an die Seiten, und im selben Augenblick fuhr ihm der lange Säbel an die Kehle, rötlich schimmernd im Schein der untergehenden Sonne. Sharpe hielt den Säbel mit voll ausgestrecktem Arm, und die Klinge zitterte kaum auf Hakeswills Adamsapfel.

Stille.

Die Männer im Burghof spürten den Hass und Zorn der beiden Männer. Füsiliere und Schützen verharrten und beobachteten gebannt die Szene.

Nur Farthingdale bewegte sich. Er trat vor, und sein Blick war entsetzt auf den Säbel gerichtet. Farthingdale befürchtete, plötzlich im Sonnenuntergang Blut strömen zu sehen. »Was tun Sie da, Sharpe?«

Sharpe sprach sanft, langsam und klar. »Ich dachte daran, dem Bastard die Haut bei lebendigem Leib abzuziehen, Sir.« Sein Blick blieb auf Hakeswill gerichtet.

Farthingdale starrte Sharpe an. Der Schein der untergehenden Sonne fiel auf die linke Hälfte des Gesichts mit der Narbe, ein Gesicht, das unversöhnlich und Furcht einflößend wirkte. Farthingdale bekam Angst. Er befürchtete, Sharpe würde kaltblütig töten, und ein Wort von ihm könnte es provozieren. Als er seinen Protest schließlich hervorbrachte, klang er selbst für ihn schwach

und kläglich. »Der Mann muss von einem Kriegsgericht verurteilt werden, Sharpe. Sie können ihn nicht töten!«

Sharpe lächelte, ohne den Blick von Hakeswill zu nehmen. »Ich sagte, ich will ihm die Haut bei lebendigem Leib abziehen. Vom Töten war nicht die Rede. Hast du das gehört, Obadiah? Ich kann dich nicht töten.« Er hob plötzlich die Stimme. »Dies ist der Mann, der nicht getötet werden kann! Ihr habt alle von ihm gehört. Nun, hier ist er! Obadiah Hakeswill. Und bald werdet ihr ein Wunder sehen. Ihr werdet ihn tot sehen! Aber nicht hier, nicht jetzt! Vor einem Hinrichtungskommando.«

Die große Klinge blieb, wo sie war. Die französischen Dragoner, die zu viele Stunden ihren Arm gestählt hatten, indem sie eine Klinge so lange gehalten hatten wie Sharpe jetzt, wussten die Kraft eines Mannes zu schätzen, der einen schweren Kavalleriesäbel mit voll ausgestrecktem Arm so lange und so still halten konnte.

Hakeswill hustete. Er spürte, dass der Tod von ihm zurückwich, und er schaute Farthingdale an. »Darf ich sprechen, Sir?«

Farthingdale nickte.

Hakeswill grinste verzerrt. Der rötliche Schein der Sonne und des Feuers spiegelten sich auf der Säbelklinge und seiner gelblichen Haut. »Ich begrüße ein Kriegsgericht, Sir, das begrüße ich. Ihr Gentlemen seid fair, Sir. Das weiß ich, Sir.« Er war so unterwürfig wie nie.

Farthingdale war so gönnerhaft wie nie. Hier war endlich ein Soldat, der wusste, wie man mit seinen Vorgesetzten zu reden hatte. »Sie werden einen fairen Prozess bekommen, das verspreche ich Ihnen.«

»Danke, Sir. Danke.« Hakeswill hätte sich verneigt, wenn ihn die Säbelspitze nicht daran gehindert hätte.

»Sharpe! Schaffen Sie ihn zu den anderen Gefangenen!« Farthingdale hatte das Gefühl, die Lage entschärft und

wieder das Kommando zu haben.

»Das werde ich, Sir, das werde ich.« Sharpe schaute Hakeswill immer noch an. Er hielt den Blick auf ihn gerichtet, seit er den Säbel gezogen hatte. »Was für eine Uniform ist das, Private?«

»Uniform, Sir?« Hakeswill tat, als hätte er nie bemerkt, welche Rangabzeichen sich auf seiner Uniform befanden. »Oh, die, Sir! Die habe ich gefunden, Sir, ja, gefunden.«

»Sie sind Colonel, oder?«

»Nein, Sir. Natürlich nicht, Sir.« Hakeswill schaute zu Sir Augustus Farthingdale und grinste. »Ich wurde gezwungen, die Uniform zu tragen, Sir, gezwungen! Nachdem man mich zwang, mitzumachen, Sir!«

»Sie sind eine verdammte Schande für diese Uniform, nicht wahr?«, sagte Sharpe.

Die blauen Augen blickten wieder Sharpe an. »Jawohl, Sir, wenn Sie es sagen, Sir.«

»Ich sage es, Obadiah, ich sage es.« Sharpe lächelte wieder. »Zieh dich aus.«

Dubreton lächelte, warf einen Blick über die Schulter und übersetzte. Bigeard und die Dragoner grinsten und stützten die Hände aufs Sattelhorn.

»Sir?« Hakeswill wollte sich Hilfe suchend an Farthingdale wenden, doch die Säbelspitze drückte gegen seine Kehle.

»Zieh dich aus, du Bastard!«

»Sharpe!«, rief Farthingdale.

»Zieh dich aus! Du Syphilis-Bastard!«

Die Säbelklinge ruckte hin und her. Blut sickerte aus der Haut über Hakeswills Adamsapfel. Der große, klobige Mann riss sich die rote Offiziersschärpe vom Leib, legte den Gurt und die leere Scheide ab und zog den roten Uniformrock aus.

»Jetzt Stiefel und Hose, Private!«

Farthingdale protestierte. »Sharpe! Lady Farthingdale schaut zu! Ich bestehe darauf, dass dies aufhört!«

Hakeswill schielte zum Balkon. Sharpe wusste, dass Josefina von dort aus in den Burghof sehen konnte. Sharpe hielt den Säbel ruhig. »Wenn Lady Farthingdale der Anblick missfällt, Sir, dann schlage ich vor, dass sie sich zurückzieht. Dieser Mann hat seine Uniform, sein Land und sein Regiment entehrt. Im Augenblick kann ich ihm nur eines dafür wegnehmen. Ausziehen!«

Hakeswill setzte sich hin, zog die Stiefel aus und stand auf, um die weiße Hose auszuziehen. Er zitterte leicht, als er nur noch das lange, weiße Hemd anhatte, das vom Hals bis fast zu den Knien zugeknöpft war. Die Sonne war hinter der Westmauer verschwunden.

»Ich sagte ausziehen!«

»Sharpe!«, rief Farthingdale.

Sharpe hasste den Mann mit der gelblichen Haut und dem zuckenden Gesicht, der versucht hatte, seine Tochter zu töten, seine Frau zu vergewaltigen, und der einst ihn, Sharpe, so ausgepeitscht hatte, dass die Rippen durch die zerfetzte Haut zu sehen gewesen waren. Er hasste diesen Mann, der Robert Knowles ermordet hatte. Sharpe hätte ihn am liebsten hier und jetzt getötet, aber er hatte vor langer Zeit geschworen, dass ein Gericht diesen Mann, der nicht getötet werden konnte, zum Tode verurteilen würde. Ein Exekutionskommando würde ihn töten, und dann konnte Sharpe den Brief an Knowles' Eltern schreiben, den er schon so lange hatte schreiben wollen, und ihnen mitteilen, dass der Mörder ihres Sohnes hingerichtet worden war.

Hakeswill blickte hinauf zu Josefina, sah wieder Sharpe an, und dann trat er zwei Schritte zurück, als könne er dem Säbel entkommen. Bigeard versetzte ihm einen Tritt und stieß ihn vorwärts, auf Sharpe zu.

Hakeswill schaute Sir Augustus an. »Sir?«

Der Säbel bewegte sich schnell auf und ab und quer, und das Hemd wurde aufgefetzt. Blut sickerte aus kleinen Schnitten. »Ausziehen!«

Hakeswill riss sich das Hemd vom Körper. Sein Stolz war gebrochen, und Hass tobte in ihm.

Sharpe spießte das Hemd mit der Säbelspitze auf, zog es zu sich, wischte die Klingenspitze ab und schob den Säbel in die Scheide. Dann trat er zurück. »Lieutenant Price!«

»Sir?«

»Vier Mann bringen Private Hakeswill in den Kerker! Ich will ihn dort gefesselt haben!«

»Jawohl, Sir!«

Alle im Burghof schienen sich zu entspannen. Nur Hakeswill, unförmig und nackt, war angespannt vor Zorn und Hass. Schützen packten ihn und führten ihn weg, dieselben Schützen, die er vor dem Angriff auf Badajoz die grünen Uniformröcke hatte ausziehen lassen.

Dubreton nahm die Zügel auf. »Vielleicht hätte ich ihn töten sollen.«

»Vielleicht, Sir«, erwiderte Sharpe.

Dubreton lächelte. »Andererseits haben wir Pot-au-feu am Leben gelassen. Er arbeitet schwer an Ihrem Abendessen.«

»Ich freue mich darauf, Sir.«

»Das sollten Sie, das sollten Sie! Französische Köche haben Geheimnisse. Sie, dessen bin ich mir sicher, haben keine.« Er warf einen Blick zu den Stallungen, lächelte, hob eine Hand zu Sir Augustus und zog sein Pferd herum. *»Au revoir!«*

Die Franzosen ritten durch das Tor aus der Burg. Sharpe schaute zu den Stallungen. Sechs Männer, alle in Artillerieuniform, standen gaffend auf der Torschwelle eines Stalls. Sharpe verwünschte sie, ließ sich von einem

Sergeant ihre Namen geben und hoffte, Dubreton hatte keine anderen Schlüsse gezogen als die Annahme, dass dort Geschütze versteckt waren. Der morgige Tag würde alles enthüllen.

Es war Abend an Weihnachten im Castillo de la Virgen, in der Burg der Jungfrau.

KAPITEL 16

Die Stimmen von Deutschen, die Weihnachtslieder sangen, verklangen hinter ihnen, als sie langsam zum Dorf ritten. Acht Offiziere und Josefina würden mit den Franzosen zu Abend essen.

Die Dorfstraße war von Fackeln erhellt. Es gab keinen Abendnebel. Sir Augustus war in gehobener Stimmung, vielleicht weil Josefina so begehrenswert und schön aussah, wie es weibliche Verschönerungskunst nur zustande bringen konnte. Er schaute an ihr vorbei zu Sharpe. »Vielleicht servieren Ihnen die Franzosen Froschschenkel, Sharpe!«

»Man kann nur hoffen, Sir.«

Es würde in dieser Nacht starken Frost geben. Im Süden und über den Reitern blinkten Sterne durch den feinen Dunst, Weihnachtssterne, doch der nördliche Himmel war dunkel und verhieß schlechtes Wetter. Hoffentlich gab es keinen Schnee.

Sharpe sah vor seinem geistigen Auge, wie sie sich mit den britischen, portugiesischen und spanischen Gefangenen, die jetzt noch in den Verliesen der Burg zusammengepfercht waren, und mit Gillilands Wagen über den verschneiten Pass hinabquälen mussten. Das war kein angenehmer Gedanke. Aber vielleicht würden sie auch nicht am Morgen abziehen. Es kam auf die Franzosen und ihre Pläne an.

Dubreton erwartete sie an der Tür des Gasthauses. Es war ein großes Gebäude, viel zu groß für ein so kleines Dorf, doch einst hatte es als Herberge für Reisende gedient, die durch die Sierra gezogen waren und die Maut für die Benutzung der südlichen Straße hatte sparen wollen.

Durch den Krieg blieben die Gäste aus, aber das Gasthaus sah immer noch einladend und warm aus. Eine Trikolore hing aus einem Fenster im Obergeschoss, erhellt von zwei Fackeln aus Stroh und Harz.

Unbewaffnete Soldaten eilten herbei und übernahmen die Pferde. Farthingdale überließ das Vorstellen Sharpe. Sharpe stellte vier Captains, einschließlich Brooker und Cross, und zwei Lieutenants, einschließlich Harry Price, vor.

Im Gasthaus führte Dubreton Josefina in das Zimmer, in dem sich die französischen Frauen zurechtmachten. Sharpe hörte erfreute Stimmen von Frauen, die ihre ehemalige Leidensgefährtin begrüßten, und dann lächelte er, als er sah, welche Mühe sich die Gastgeber gemacht hatten.

Alle Tische des Gasthauses waren zusammengeschoben worden zu einer großen Tafel, die mit weißen Leinentüchern bedeckt war. Kerzenschein fiel auf mehr als zwei Dutzend Gedecke. Gabeln – wie Daniel Hagman befürchtet hatte – glänzten silbern im Schein der Kerzen. Weinflaschen standen auf einer Anrichte, aufgereiht wie eine angetretene Kompanie. Brot mit knuspriger Kruste wartete in Körbchen auf dem Tisch. Ein Feuer brannte im Kamin, und die Wärme reichte schon bis zur Tür hin.

Eine Ordonnanz nahm Sharpes Mantel, eine andere brachte dampfenden Punsch. Dubreton schenkte Punsch ein. Ein Dutzend französische Offiziere hießen die Gäste lächelnd willkommen, neugierig darauf, den Feind aus der Nähe zu sehen. Dubreton wartete, bis der Punsch verteilt war.

»Ich wünsche den Gentlemen fröhliche Weihnachten!«

»Fröhliche Weihnachten!«

Ein köstlicher Duft drang aus der Küche des Gasthauses.

Farthingdale hob sein Glas. »Auf den tapferen Feind!« Er wiederholte es auf Französisch.

»Auf den tapferen Feind!«

Sharpe trank. Sein Blick fiel auf einen französischen Offizier, der im Gegensatz zu den anderen weder wie ein Infanterist noch wie ein Lanzenreiter, noch wie ein Dragoner gekleidet war. Seine Uniform war dunkelblau und wies kein einziges Rangabzeichen oder Abzeichen einer Einheit auf. Er trug eine Brille mit Metallfassung, und sein Gesicht zeigte die Narben von Pocken. Die Augen, klein und dunkel wie das Äußere des Mannes, zeigten keinerlei Freundlichkeit wie die der anderen Offiziere.

Dubreton erwiderte Sir Augustus Farthingdales Kompliment und kündigte dann an, dass das Essen in einer halben Stunde serviert werden würde, dass sich die Ordonnanzen um das Auffüllen der Gläser kümmern würden, dass seine Offiziere ausgewählt worden waren, weil sie Englisch sprachen, wenn auch nicht sehr gut, und dass sich die Gäste als willkommen betrachten sollten.

Farthingdale gab eine kurze Erwiderung und drängte dann die britischen Offiziere zu den wartenden Franzosen. Sharpe, der Small Talk hasste, zog sich in eine Ecke zurück und war erstaunt, als der kleine Mann mit der dunkelblauen nackten Uniform zu ihm kam.

»Major Sharpe?«

»Ja.«

»Noch etwas Punsch?«

»Nein, danke.«

»Sie bevorzugen Wein?« Der Tonfall war schroff und spöttisch.

»So ist es.«

Der Franzose, dessen Englisch fast zu perfekt war, schnippte mit den Fingern, und eine Ordonnanz eilte herbei. Der Mann verhielt sich übereifrig und unterwürfig. Er hatte Angst vor dem Offizier, das spürte Sharpe. Als sich die Ordonnanz zurückgezogen hatte, schaute der Franzose

Sharpe an. »Sie sind erst vor Kurzem befördert worden, nicht wahr?«

»Ich hatte noch nicht die Ehre, Ihren Namen zu erfahren.«

Ein kurzes Lächeln, das sofort verschwand. »Ducos. Commandant Ducos, zu Ihren Diensten.«

»Und warum sollte ich erst vor Kurzem befördert worden sein, Commandant?«

Wieder ein Lächeln, diesmal ein geheimnisvolles, als wisse Ducos mehr, als er preisgab. »Weil Sie im Sommer Captain waren. Lassen Sie mich überlegen. In Salamanca? Ja. Dann bei Garcia Hernandez, wo Sie Leroux töteten. Ein Jammer, denn er war ein guter Mann. Ihr Name kam mir in Burgos nicht zu Ohren, aber ich nehme an, Sie nahmen an der Schlacht nicht teil, weil Sie sich von der Verwundung erholten, die Leroux Ihnen zufügte.«

»Sonst noch etwas?« Der Mann hatte in jedem Punkt recht, erschreckend recht. Sharpe bemerkte, dass das Stimmengewirr im Gasthaus anschwoll und Gelächter begann. Es wurde ihm klar, dass alle anwesenden Franzosen einen weiten Bogen um diesen kleinen Mann machten. Dubreton schaute herüber. Ihre Blicke trafen sich. Der französische Colonel zuckte leicht und fast entschuldigend mit den Schultern.

»Ja, da ist noch etwas, Major.« Ducos wartete, bis die Ordonnanz Sharpe ein gefülltes Weinglas gereicht hatte. »Haben Sie Ihre Frau in den letzten paar Wochen gesehen?«

»Die Antwort wissen Sie sicherlich.«

Ducos lächelte und wertete es als Kompliment. »Ich hörte, La Aguja ist in Casatejada und ungefährdet durch uns, das versichere ich Ihnen.«

»Sie ist selten durch Sie gefährdet.«

Ducos ignorierte die fast beleidigende Äußerung, als wäre sie nicht gefallen. Die Brillengläser reflektierten den Kerzenschein. »Überrascht es Sie, dass ich so viel über Sie weiß, Sharpe?«

»Ruhm ist immer überraschend, Ducos, und sehr erfreulich.« Sharpe fand sich wundervoll großspurig. Er gab sich absichtlich so, weil ihn der kleine spöttische Commandant ärgerte.

Ducos lachte. »Erfreuen Sie sich, solange Sie das noch können, Sharpe. Es wird nicht lange sein. Ruhm, der auf einem Schlachtfeld erworben wurde, kann nur auf einem Schlachtfeld erhalten werden, und für gewöhnlich bringt das den Tod. Ich bezweifle, dass Sie das Ende des Krieges erleben werden.«

Sharpe hob sein Glas an. »Danke.«

Ducos zuckte mit den Schultern. »Ihr seid alle Narren, ihr Helden. Wie er.« Er nickte zu Dubreton hin. »Ihr glaubt, die Trompete wird nie verstummen.« Er nippte an seinem Punsch. »Ich weiß über Sie Bescheid, weil wir eine gemeinsame Freundin haben.«

»Das halte ich für unwahrscheinlich.«

»So?« Ducos mochte es anscheinend, beleidigt zu werden, weil er dann Gelegenheit bekam, verletzend zurückzuschlagen. Es war etwas Unheimliches an ihm, etwas, das von einer Macht zeugte, die es ihm erlaubte, Soldaten herablassend zu behandeln. »Dann vielleicht keine gemeinsame Freundin. *Ihre* Freundin, ja. Aber meine? Nein, allenfalls eine Bekannte.« Er wartete, ob Sharpe neugierig eine Frage stellte, und lachte, als Sharpe schwieg. »Soll ich Hélène Leroux eine Botschaft von Ihnen ausrichten?« Er lachte von Neuem, erfreut über die Wirkung seiner Worte. »Sehen Sie, ich kann Sie überraschen, Major Sharpe.«

Hélène Leroux. Die Marquésa de Casares el Grande y Melida Sadaba, Sharpes Geliebte in Salamanca, die er zuletzt in Madrid gesehen hatte, bevor sich die Briten nach Portugal zurückgezogen hatten. Hélène, eine Frau von atemberaubender Schönheit, eine Spionin für Frankreich, Sharpes Geliebte.

»Sie kennen Hélène?«

»Ich sagte schon, dass ich sie nicht näher kenne.« Ducos' Brille warf Lichtkreise vom reflektierten Kerzenschein. »Ich sage stets die Wahrheit, Sharpe. Sie überrascht so oft die Leute.«

»Grüßen Sie Hélène von mir.«

»Ist das alles? Ich werde ihr sagen, dass Ihr Mund aufklaffte, als ich ihren Namen erwähnte. Nicht, dass mich das überrascht hätte. Die Hälfte der Offiziere in Frankreich würde ihr zu Füßen liegen. Doch Hélène erwählte Sie. Ich frage mich, warum. Sie töteten ihren Bruder. Warum erhörte sie ausgerechnet Sie, Major?«

»Wegen meiner Narbe, Ducos.« Sharpe tippte darauf. »Sie sollten sich eine zulegen.«

»Ich halte mich aus Schlachten heraus, Sharpe.« Ducos lächelte kurz. »Ich hasse Gewalt, es sei denn, sie ist notwendig, und die meisten Schlachten sind nur Händel, bei denen sich kleine, unbedeutende Leute auf die Schnelle einen Namen machen wollen. Sie haben mich nicht gefragt, wo Hélène zurzeit ist.«

»Würde ich eine Antwort bekommen?«

»Selbstverständlich. Sie ist nach Frankreich zurückgekehrt. Ich befürchte, Sie werden sie lange Zeit nicht mehr sehen, Major, vielleicht nicht mehr bis zum Ende dieses Krieges.«

Sharpe dachte an seine Frau Teresa und die Schuldgefühle, die er gehabt hatte, als er sie betrogen hatte, aber er konnte die blonde Französin, die mit einem

alten spanischen Marqués verheiratet war, einfach nicht vergessen. Er wünschte sich, diese Traumfrau wiederzusehen.

Dubreton unterbrach die Unterhaltung. »Ducos! Sie nehmen Major Sharpe in Beschlag!«

»Ich hielt Sharpe für den interessantesten unserer Gäste.« Ducos bemühte sich nicht um einen höflichen Tonfall.

Dubretons Abneigung gegen Ducos war offensichtlich. »Sie sollten sich mit Sir Augustus Farthingdale unterhalten, Ducos. Er hat ein Buch geschrieben, folglich muss er faszinierend sein.« Dubretons Abneigung gegen Sir Augustus war ebenso offenkundig.

Ducos zeigte sich unbeeindruckt. »Sir Augustus Farthingdale? Das ist nur ein Funktionär. Große Teile seines Buchs sind von Major Chamberlin vom 24th Regiment abgeschrieben.« Er nippte an seinem Punsch und schaute sich um. »Sie haben Offiziere der Füsiliere, einen Mann vom South Essex Regiment und einen Schützen außer Ihnen, Major Sharpe. Lassen Sie mich überlegen. Ein volles Bataillon? Die Füsiliere. Eine Kompanie des 60th Regiment und Ihre eigene Kompanie. Hofften Sie, wir nehmen an, Sie haben mehr Männer?«

Sharpe lächelte. »Machen wir die Gegenrechnung auf. Ein Bataillon französische Infanterie, hundertzwanzig Lanzenreiter, hundertfünfzig Dragoner. Und ein Funktionär. Sie. Ich finde, wir sind ebenbürtig.«

Dubreton lachte, Ducos blickte finster drein, und dann ergriff der französische Colonel Sharpe am Ellbogen und führte ihn von dem kleinen Mann fort. »Ducos ist ein Funktionär, aber ein gefährlicherer als Ihr Sir Augustus.«

Sharpe blickte über die Schulter zu Ducos. »Was ist er?«

»Was er sein will. Er kommt aus Paris. War die rechte Hand von Fouché.«

»Fouché?«

»Sie können sich glücklich preisen, wenn Ihnen der Name nichts sagt.« Dubreton nahm ein Glas Punsch vom Tablett, mit dem eine Ordonnanz vorbeikam. »Ein Polizist, Sharpe, der hinter den Kulissen arbeitet. Er fällt immer mal wieder bei dem Kaiser in Ungnade, aber solche Männer kommen stets wieder nach oben.« Er nickte zu Ducos hin. »Ein Fanatiker, der auf seiner eigenen Seite spioniert. Für ihn ist heute nicht Weihnachten, sondern der 5. Nivose im 20. Jahr. Es zählt für ihn nicht, dass der Kaiser den Revolutionskalender abgeschafft hat. Er brennt vor Leidenschaft für die Sache.«

»Warum haben Sie ihn eingeladen?«

»Welche Wahl hatte ich denn? Er entscheidet, wo er hingeht, mit wem er spricht.«

Sharpe blickte zu Ducos. Der kleine Commandant lächelte ihn an und zeigte Zähne, die rötlich vom Punsch waren.

Dubreton bestellte Wein für Sharpe. »Sie brechen morgen auf?«

»Da müssen Sie Sir Augustus fragen. Er hat das Kommando.«

»Tatsächlich?« Dubreton lächelte. Dann wandte er sich um, als eine Tür geöffnet wurde. »Ah, die Damen!«

Von Neuem wurde vorgestellt, fast fünf Minuten lang, ein Handkuss folgte dem anderen, Höflichkeitsfloskeln wurden ausgetauscht, und dann wies Dubreton seinen Gästen die Plätze zu. Er hatte für sich einen Stuhl an der Mitte des Tisches reserviert, mit dem Blick zur Tür, und jetzt bot er Sir Augustus mit vollendetem Charme einen Platz neben sich an. Ducos nahm sofort an Farthingdales anderer Seite Platz. Sir Augustus blickte bestürzt zu Josefina. Dubreton sah es. »Aber, aber, Sir Augustus. Wir haben so vieles zu bereden, und Ihre schöne Frau ist immer bei Ihnen,

während wir das Vergnügen ihrer Gesellschaft nur für so kurze Zeit haben.«

Er wandte sich lächelnd an Josefina. »Kann ich Sie überreden, gegenüber von Ihrem Gatten Platz zu nehmen, Lady Farthingdale? Ich hoffe, dort zieht es nicht von der Tür her. Der Vorhang ist zwar gut zugezogen, aber vielleicht ist Major Sharpe bereit, neben Ihnen Platz zu nehmen, um Sie vor der Winterkälte zu schützen?«

Das hatte er fein hingekriegt. Der Franzose hatte Farthingdale da, wohin er ihn haben wollte. Sie planten zu verhandeln, und sie ließen ihm keinen Spielraum. Dubreton setzte sich neben seine Frau und rieb damit Salz in Sir Augustus' Wunde. Sharpe sah, dass Sir Augustus sehnsüchtig zu Josefina schaute. Er wollte sie nahe bei sich haben, mochte nicht getrennt von ihr sein, und Sharpe fand es Mitleid erregend, dass ein Mann sich so gehen ließ, weil seine Hure durch einen Tisch von ihm getrennt war.

Madame Dubreton lächelte Sharpe an. »Jetzt sehen wir uns unter glücklicheren Umständen, Major.«

»In der Tat, Madame.«

»Als ich Major Sharpe das letzte Mal sah«, sagte sie zu allen am Tisch und vergaß die Begegnungen im Kloster nach ihrer Befreiung, »war er mit Blut besudelt, schwang einen großen Säbel und sah äußerst Furcht erregend aus.« Sie lächelte ihn an.

»Ich bitte um Verzeihung, Madame.«

»Tun Sie das nicht. Im Nachhinein war es ein wundervoller Anblick.«

»Ihr Zitat von Alexander Pope ermöglichte die Befreiung, Madame.«

Sie lächelte. Die Erschöpfung war verschwunden, ihr Gesicht wirkte weicher, und sie und Dubreton strahlten förmlich aus, wie glücklich sie miteinander waren. »Ich

sagte schon immer, Poesie wird eines Tages nützlich sein. Alexandre glaubte mir nie.«

Dubreton lachte, überwand seine Verlegenheit, weil sie seinen Vornamen genannt hatte, und dann hörte die Konversation auf, als die Suppe serviert wurde. Sharpe kostete die Suppe wie alle anderen. Sie schmeckte so köstlich, dass er befürchtete, der zweite Löffel könne nicht halten, was der erste versprochen hatte, doch er schien noch besser zu schmecken. Dubreton beobachtete ihn amüsiert. »Gut?«

»Hervorragend.«

»Kastanien. Es ist ganz einfach, Major. Etwas Gemüsebrühe, gemahlene Kastanien, Butter und Petersilie. Kochen ist so simpel! Das Schwierigste ist das Schälen der Kastanien, aber wir haben ja so viele Gefangene. *Voilá.«*

»Sind das alle Zutaten?«

Ein Dragoner-Capitaine beharrte darauf, dass Sahne in der Suppe sei. Ein deutscher Lanzenreiter protestierte, Kochen sei nicht einfach, denn er habe es nie geschafft, etwas außer Eiern zu kochen, und selbst die seien hart wie der Brustharnisch eines Kürassiers gewesen. Ein Captain der Füsiliere erklärte, er habe Männer Eier kochen sehen, indem sie sie eine Ewigkeit lang in einer Stoffschlinge herumgewirbelt hätten. Harold Price bestand darauf, das Rezept für einen »Tommy«, den Pfannkuchen der britischen Armee, preiszugeben. Der »Tommy« bestand nur aus Mehl und Wasser, doch Price brauchte volle fünf Minuten, um alles zu beschreiben. Sir Augustus, der sich ausgeschlossen fühlte, erklärte der Tafelrunde, wie sehr es ihn erstaune, dass die Portugiesen nur die Blätter der Rübe aßen, und Josefina, die ihr Land beleidigt wähnte, schlug herrlich zurück, indem sie erklärte, nur ein Barbar würde einen anderen Teil der Rübe verzehren. Und dann war die Suppe gegessen, und Sharpe schaute bedauernd in den leeren Topf.

Ein Fuß berührte seinen, drückte darauf, und Sharpe schaute zu Josefina zu seiner Linken. Sie sprach mit einem französischen Dragoner auf der anderen Seite, der sich beim Essen der Suppe weit vorgeneigt hatte, damit er Blicke in den Ausschnitt von Josefinas Kleid hatte werfen können. Es war nicht das Kleid, das sie getragen hatte, als Sharpe sie befreit hatte. Sir Augustus musste das elegante Kleid in seinem Gepäck mitgebracht haben. Kein Wunder, dass er jeden anderen Mann hasste, der neben ihr saß. Josefinas Fuß drückte immer noch auf Sharpes Fuß, und dann wandte sie sich ihm zu und zeigte die Andeutung eines Zwinkerns. »War es gut?«

»Ausgezeichnet.«

Eine Ordonnanz schenkte Wein nach, und Sharpe sah, dass die Fingernägel des Mannes eingerissen und fleckig vom Laden und Spannen der Waffen und vom Pulver waren.

Sir Augustus neigte sich vor. »Meine Liebe?«

»Augustus?«

»Ist es dir nicht kalt? Zieht es? Vielleicht sollte ich deine Stola holen lassen?«

»Kalt, mein Lieber? Überhaupt nicht.« Sie lächelte ihn an und rieb mit dem Fuß an Sharpes Bein auf und ab.

Die Tür der Küche flog auf, und Ordonnanzen schienen den Tisch stürmen zu wollen. Jeder Mann trug ein Tablett mit einem Teller, der mit silbernen Hauben bedeckt war. Die Teller waren dampfend heiß. Dubreton klatschte in die Hände. »Essen Sie sogleich. Sie schmecken viel besser, wenn sie frisch vom Herd kommen!«

Sharpe schob den Teller zurecht und verbrannte sich fast die Finger. Der dunkelbraun gebratene Vogel thronte auf einer goldbraun gerösteten Brotscheibe.

»Major! Essen Sie!«

Josefinas Fuß drückte fest auf Sharpes Fuß. Sharpe kostete ein Stück Vogelfleisch. Es war so zart, dass es im

Mund zu zergehen schien. Er hatte bezweifelt, dass etwas besser als die Suppe schmecken könnte, doch dies hier war noch köstlicher.

Dubreton lächelte. »Gut, ja?«

»Einfach hervorragend!«

Josefina sah Sharpe an. Die meisten der Männer am Tisch bewunderten sie. Im Kerzenschein sah sie ungewöhnlich schön und begehrenswert aus. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, und sie befeuchtete sie mit der Zungenspitze, während sie Sharpe anschaute. Der Druck ihres Fußes auf seinem wurde fast schmerzhaft. »Sind Sie sicher, dass es Ihnen gefällt, Major?«

»Ganz sicher.« Er drückte zurück und wandte sich an Dubreton. »Rebhuhn?«

»Natürlich.« Dubreton sprach zwischen zwei Bissen. »Butter, Salz und Pfeffer in dem Vogel, Weinblätter mit etwas Schweineschmalz um die Außenseiten. Ganz einfach!«

Sir Augustus, immer noch gekränkt wegen der Zurechtweisung in punkto Rübe, wurde munterer. »Sie sollten es mit fettem Speck versuchen, Colonel! Der ist viel besser als Schweineschmalz. Meine liebe Mutter bestand immer auf fettem Speck.«

Josefina hakte jetzt das Bein um Sharpes Wade und zog sein Bein näher an sich. Eine Ordonnanz schenkte ihrem anderen Nachbarn Wein nach, und Josefina verschob ihren Stuhl, scheinbar um der Ordonnanz Platz zu machen, und dann berührte ihr Knie Sharpes Bein.

»Fetter Speck!« Dubreton schüttelte tadelnd den Kopf. »Mein lieber Sir Augustus! Fetter Speck verträgt sich nicht mit dem Saft des Vogels! Und Speck brennt an!« Er lächelte Josefina an. »Sie müssen seine Gewohnheiten ändern, Mylady, und auf Schweineschmalz bestehen.«

Sie nickte kauend und tupfte dann mit der Serviette über die Lippen. »Keine Kräuter, Colonel?«

»Schöne Frau!« Dubreton lächelte. »Bei einem jungen Vogel brauchen Sie keine Kräuter. Bei einem alten? Ja, vielleicht. Ein bisschen Thymian, Petersilie und vielleicht ein Lorbeerblatt.«

Josefina verharrte mit einer Gabel Brustfleisch dicht vor dem Mund. »Ich werde immer daran denken, junge Vögel zu nehmen, Colonel.« Ihr Knie rieb an Sharpes Knie.

Eine Ordonnanz legte Holz im Kamin nach, während andere Ordonnanzen jedem an der Tafel ein zweites Glas mit hellerem Rotwein servierten. Als Sharpe das neue Glas heben wollte, stoppte Dubreton ihn. »Warten Sie, Major! Dieser Wein gehört zum Hauptgericht. Bleiben Sie im Augenblick noch bei Ihrem Bordeaux!«

Josefinas anderer Nachbar hatte seinen Stuhl näher herangeschoben, damit die Sicht auf ihr Dekolleté nicht beeinträchtigt war. Sir Augustus schob den Teller mit der halben, ungegessenen Rebhuhnportion von sich und schaute unglücklich über den Tisch. Josefina schäkerte mit dem Dragoner-Capitaine, befingerte das Silber auf seiner Epaulette und fragte ihn, wie er es polierte.

Sharpe hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. Josefina war großartig. Sie war flatterhaft und so unzuverlässig wie ein billiger Degen in der Schlacht, aber die Jahre hatten nichts von ihrer aufregenden Sinnlichkeit und ihrem Schalk beeinträchtigt. Sharpe bemerkte, dass Ducos ihn anschaute, und er hatte das Gefühl, der Franzose lächelte, weil er wusste, was los war.

Lieutenant Harry Price erklärte einer der Französinnen, wie Kricket gespielt wird. Er mischte dazu Englisch und Französisch zu einem Kauderwelsch, das er noch mit Gesten verstärkte. Um einen Schlag zu demonstrieren, holte er schwungvoll aus, und sein Messer stieß hell gegen

ein Weinglas. Sein Gesicht rötete sich, und er lächelte entschuldigend die Offiziere an, die zu ihm blickten.

Ein französischer Major stachelte Price an. »Derselbe Spieler wirft und schlägt?«

»Nein, nein, nein!« Price trank einen Schluck Wein. »Elf Mann, *oui?* Ein Mann wirft und einer schlägt, *yes?* Zehn fangen. Ein Mann von der anderen Seite schlägt, wenn einer von der gegnerischen Partei wirft. Ganz einfach!«

Der französische Major erklärte es den anderen am Tisch und imitierte dabei Prices Kauderwelsch, und das Gelächter war heiter, die Gaststube warm und der Wein gut.

Weihnachtsabend mit den Franzosen. Sharpe lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Es kam ihm so sonderbar vor, so unnatürlich, dass morgen vielleicht dieselben Männer versuchen würden, einander zu töten. Price bot an, den Franzosen morgen Kricket beizubringen, aber ein Gefühl warnte Sharpe vor einem ganz anderen Spiel.

Josefinas Fuß verharrte eine Weile an seinem Bein, während sie dem Dragoner zuhörte, der eine lange Geschichte über einen Ball in Paris zum Besten gab. Das war etwas nach Josefinas Geschmack. Paris würde der Himmel für sie sein, eine mythische Stadt, in der eine schöne Frau für immer auf weichen Teppichen unter kristallenen Kronleuchtern wandeln und die Huldigungen von Offizieren in prächtigen Uniformen entgegennehmen konnte.

Sharpe dachte daran, seinen Fuß von ihr fortzuziehen, denn er wusste, dass er sie nicht haben wollte, aber er hatte weder die Energie noch das Verlangen, sich zu bewegen. Er blickte zu Farthingdale, der unglücklich sein Buch gegen Ducos’ überraschend gute Kenntnis verteidigte, und Sharpe nahm an, dass er mit Josefina flirtete, weil er eine so starke Abneigung gegen Sir Augustus hatte. Er tat es ebenfalls, weil er schwach war. Sharpe wusste, dass er nicht der Versuchung widerstehen

würde, wenn Sir Augustus Josefina in dieser Nacht unbewacht lassen würde. Er bewegte den Fuß ein wenig, und schon verstärkte Josefina den Druck.

Dubreton neigte sich vor, als die Ordonnanzen die Reste vom Rebhuhn abräumten. »Sie sehen aus, als wären Sie erhitzt, Lady Farthingdale. Möchten Sie, dass ein Fenster geöffnet wird?«

»Nein, Colonel, danke.« Sie lächelte ihn bezaubernd an und wischte eine schwarze Haarsträhne zurück. Ihre Herrschaft über fast alle Männer am Tisch war absolut. Es war etwas Befriedigendes, ihre Aufmerksamkeit zu haben, wenn auch versteckt, doch Sharpe nahm an, sie hätte sie jedem anderen Nachbarn geschenkt.

Die Küchentür wurde wieder geöffnet, und diesmal wurde der Hauptgang aufgetragen. Ordonnanzen stellten auf jeden Platz neue Teller, die alle erwärmt waren, und stellten Schüsseln und abgedeckte Platten ab. Der Duft war verlockend.

Dubreton klatschte in die Hände. »Lady Farthingdale! Sir Augustus! Ladies and Gentlemen! Sie werden uns verzeihen müssen. Keine Gans an Weihnachten, kein Schweinebraten, nicht einmal gebratenen Schwan. Leider nicht! Ich versuchte es mit Rindfleisch zu Ehren unserer Gäste, aber nichts. Sie werden sich mit diesem bescheidenen Mahl begnügen müssen. Major Sharpe? Werden Sie Lady Farthingdale assistieren? Sir Augustus, gestatten Sie?«

Es gab zwei Fleischsorten, Bohnen mit Speckwürfelchen und Schüsseln mit knusprigen Bratkartoffeln. Sharpe hatte eine Vorliebe für Bratkartoffeln. Er überschlug schnell, wie viele Schüsseln auf dem Tisch standen, wie viele Kartoffeln in jeder waren und wie viele Gäste sie teilen mussten. Er bot Josefina Bratkartoffeln an. »Mylady?«

»Nein danke, Major.« Ihr Knie rieb an seinem Bein. Sharpe war überzeugt, dass Sir Augustus sehen musste,

was da los war. Josefina war jetzt so nahe bei ihm, dass sich ihre Ellbogen beim Essen berührten. Es hatte eine Zeit gegeben, in der Sharpe für diese Frau alles getan hätte, und damals hätte er niemals geglaubt, dass solch eine große Leidenschaft zu bloßer Zuneigung verblassen konnte.

»Wirklich nicht?«, fragte Sharpe.

»Wirklich nicht.« Sharpe nahm nicht nur seine Portion Bratkartoffeln, sondern auch ihre. Er würde das Übermaß unter den Bohnen verstecken.

Dubreton bediente sich als Letzter und schaute dann in die Runde, um sich zu vergewissern, dass jeder einen vollen Teller hatte. »Dies sollte Ihre englischen Herzen erfreuen. Das Lieblingsessen Ihres Lord Wellington – Hammelbraten!« Es war jedoch ein Hammelbraten, wie Sharpe ihn noch nie gesehen hatte, nicht das gelblichbraune fette Fleisch, das der Peer so begeistert aß. Dubreton lächelte vergnügt. »Man brät den Hammel, aber nur ein wenig, und dann gibt man Knoblauchsoße und die halbe gebratene Ente dazu. Es sollte Gans sein, aber wir haben leider keine. Dann schmort man beides mit den Bohnen und trennt es anschließend.«

Die Bohnen waren köstlich. Dubreton spießte eine auf. »Man kocht die Bohnen in Wasser und muss das Wasser dann wegschütten, wissen Sie das?«

Die Briten schüttelten den Kopf und blickten verwundert. Dubreton fuhr fort: »Das Wasser der französischen grünen Bohne stinkt schrecklich. Man kann eine Schlampe erkennen, wenn sie es nicht weit genug vom Haus wegschüttet. Aber man kann das Bohnenwasser in Flaschen abfüllen, nicht wahr? Dann haben Sie ein Mittel, mit dem Sie die hartnäckigsten Flecken aus Leinen herausbekommen. Verstehen Sie, wie viel Sie von uns Franzosen lernen müssen? Und jetzt wünsche ich guten Appetit!«

Dubreton hatte sich für den Hauptgang entschuldigt, doch das war überflüssig gewesen, denn das Essen übertraf Sharpes Erwartungen, besonders die knusprigen Bratkartoffeln. Er trank den leichteren Wein und verstand, warum Dubreton darauf bestanden hatte, ihn für diesen Gang aufzusparen. Sharpe fühlte sich wunderbar und entspannt. Er lachte, als sich Harry Price beklagte, von Bohnen bekomme er immer Blähungen. Price stach feierlich in jede einzelne Bohne hinein, damit das Gas entweichen konnte, das seiner Meinung nach darin war.

Die Erwähnung von Gas veranlasste Dubreton zu der Frage, ob es in London tatsächlich schon Gaslampen gab. Sharpe bestätigte es. Madame Dubreton wollte wissen, wo genau, und sie seufzte, als sie die Antwort hörte. »Pall Mall! Ich habe die Mall seit neun Jahren nicht mehr gesehen.«

»Sie werden sie wiedersehen, Ma'am«, sagte Sharpe.

Josefina lehnte sich dicht an Sharpe. Ihr Haar berührte seines. »Wirst du mich nach London bringen?«, flüsterte sie.

»Wann immer du willst«, erwiderte er ebenso leise.

»Heute Nacht?« Sie lächelte ihn an, lockte ihn und drückte rhythmisch den Oberschenkel gegen seinen.

»Ich habe nicht verstanden, was du gesagt hast, meine Liebe.« Sir Augustus konnte seinen Ärger nicht mehr unterdrücken. Er neigte sich angespannt vor.

Josefina lächelte ihn süß an. »Ich zählte die Kartoffeln auf Major Sharpes Teller. Ich finde, er ist sehr gierig.«

»Ein Mann braucht seine Kraft«, sagte Ducos, und sein Blick ging zwischen Sharpe und Josefina hin und her.

»Essen Sie deshalb so wenig, Commandant?« Josefina lächelte Ducos an. Es stimmte, dass der kleine Mann lustlos in seinem Essen herumstocherte und nur wenig zu sich nahm. Josefina neigte sich wieder zu Sharpe, hielt ihre Gabel über seinen Teller und zählte: »Ein, zwei, drei, vier,

fünf und ein Stück von dieser, das sind *sechs.«* Sie drückte fest das Knie und den Oberschenkel an ihn und senkte die Stimme zum Flüsterton. »Er schläft wie ein Toter. Um drei Uhr?«

»Qui vive?« Der Ruf ertönte draußen vor dem Gasthaus, der Anruf der französischen Posten.

Josefina hielt die Gabel in der linken Hand. Ihre rechte Hand war unter dem Tisch und strich langsam zwischen Sharpes Oberschenkeln hinauf. »Acht, neun. Zehn Kartoffeln, Major? Ja?«

»Dreieinhalb wäre besser zu schaffen.« Sharpe nahm den Duft ihres Haares wahr. Josefina hielt die Gabel über seinen Teller und entschied sich, welche Kartoffel sie auswählen sollte. Dann spießte sie eine auf und hielt sie ihm vor den Mund. »Für Ihre Kraft, Major.«

Er öffnete den Mund, und Josefina wollte die Kartoffel hineinschieben. In diesem Augenblick ertönte erneut der Ruf des Postens, jemand hämmerte gegen die Tür, sie wurde geöffnet, der dicke Vorhang wurde zur Seite gerissen, und ein Schwall eisiger Luft drang herein.

Die am Tisch Versammelten hielten mitten im Essen inne. Josefina verharrte mit der Gabel nur einen Zoll vor Sharpes Mund. Auf der Türschwelle tauchte grinsend Patrick Harper auf, und neben ihm, viel kleiner, mit dunklen, glutvollen Augen und mit dem schwarzen Haar unter der Kapuze, stand Teresa. Sharpes Frau.

»Hallo, Mann.«

KAPITEL 17

Sie hätte sich niemals an die Tafel gesetzt, nicht Teresa, solange französische Offiziere daran saßen. Sie hasste die Franzosen mit aller Leidenschaft ihrer leidenschaftlichen Seele. Franzosen hatten ihre Mutter vergewaltigt und getötet, und sie zahlte es ihnen heim, indem sie so viele aus dem Hinterhalt tötete, wie sie in den Hügeln im Grenzland finden konnte.

Sharpe ging mit ihr die Dorfstraße hinunter in Richtung Kloster.

Teresa sah zu ihm auf. »Hast du verlernt, wie man isst, Richard? Lässt du dich neuerdings füttern?«

»Es war nur ein Spaß von ihr.«

»Ein Spaß!« Sie lachte ihn aus. Das Licht der Fackeln fiel auf ihr schmales Gesicht mit den markanten Zügen. Da war nichts von Josefinas Weichheit. Diese Frau hatte das Gesicht eines Falken. Ein schöner Falke, aber trotzdem ein tödlicher Jäger, eine Kreatur mit geschmeidiger Kraft und wenig Erbarmen. Ein stolzes Gesicht, das Gesicht des alten Spaniens, gemildert nur durch die glänzenden großen Augen. Das Gesicht der Mutter seines Kindes.

»Das ist das Hurenweib Josefina, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und du trägst immer noch ihren Ring, nicht wahr?«

Sharpe blieb überrascht stehen. Er hatte es vergessen, und Josefina hatte nichts davon erwähnt, aber er trug tatsächlich immer noch den silbernen Ring mit dem eingravierten Adler, den Ring, den Josefina ihm vor der Schlacht von Talavera gekauft hatte, bevor er die Adler-Standarte von den Franzosen erbeutet hatte. Er blickte auf

den Ring und schaute dann Teresa in die Augen. »Eifersüchtig?«

»Richard!« Sie lächelte. »Du trägst den Ring wegen des Adlers, nicht ihretwegen, das weiß ich. Ich habe jedoch den Verdacht, dass du sie immer noch sehr schön findest, ja?«

»Zu fett!«

»Zu fett! Du hältst jeden für fett, der breiter als ein Ladestock ist.« Sie musterte ihn und boxte ihm leicht gegen den Arm. »Eines Tages werde ich fett, sehr fett, und dann werde ich sehen, ob du mich wirklich liebst.«

»Ich liebe dich.«

»Und du denkst, das verzeiht alles.« Sie lächelte ihn an, stellte sich auf die Zehenspitzen, und er küsste sie, kurz und flüchtig nur, denn er wusste, dass französische Posten und Harper keine zwanzig Yards entfernt interessiert zuschauten. »Ist das alles an Liebe, Richard?«

Er küsste sie abermals und nahm sie diesmal in die Arme. Teresa schmiegte das Gesicht an seine Wange und flüsterte ihm ins Ohr, und dann löste sie sich von ihm, um seine Miene und seine Reaktion auf ihre Worte zu sehen.

»Wirklich?«, fragte er.

»Ja. Hier lang.« Teresa nahm ihn an der Hand und führte ihn aus dem Fackelschein hinaus aufs offene Terrain. Die Sterne waren nur durch ein wenig Dunst verschleiert, aber die Wolken hatten sich weiter südwärts ausgebreitet und verhießen schlechtes Wetter. Als sie außer Hörweite jedes Franzosen im Dorf waren, blieb Teresa stehen.

»Sechs Bataillone, Richard. Sie lagern in einem Dorf knapp drei Meilen entfernt an dieser Straße.« Sie wies nach Osten. »Und das ist noch nicht alles.«

»Erzähl weiter.«

»Fünf Meilen jenseits davon sind weitere. Noch viel mehr. Wir sahen fünf Batterien Geschütze, vielleicht sind es sogar

sechs. Mehr Kavallerie, weitere Infanterie und große Wagen. Versorgungswagen.«

»O Gott!« Sharpe hatte das Gefühl, durch die eisigkalte Luft und Teresas Worte schlagartig nüchtern zu werden.

Die Partisanen waren unterwegs, angespornt durch Nairns Bitte, und Teresa war mit einem Trupp von einem Dutzend Männern nordwärts und ostwärts geritten. Mit instinktiver Vorsicht hatte sie einen Bogen um ihr Ziel geschlagen, war von Osten her nach Adrados gelangt, und in der Abenddämmerung hatte sie die französischen Truppen gesehen, die im Tal verborgen waren und wie eine Lanze gen Portugal zielten. Sie schätzte, dass es insgesamt mindestens zehn französische Bataillone waren, vielleicht noch mehr, und Sharpe wusste, dass diese Truppen nicht ins winterliche Hügelland marschiert waren, nur um Pot-au-feu das Handwerk zu legen.

Weshalb waren sie hier? Um das nördliche Portugal zu erobern, wie Nairn vermutet hatte? Das war ein schäbiges Ziel, eine Feder auf der Waagschale im Vergleich zu dem Bleigewicht der französischen Niederlage in Russland. Aber weshalb waren sie sonst hier? Warum war ein französisches Korps so weit im Norden, wenn die wahren Lorbeeren die Wiedereroberung der Grenzfestungen von Ciudad Rodrigo und Badajoz sein würden? Wenn Wellington diese Städte verlor, würde der Feldzug von 1813 um Wochen, ja sogar Monate zurückgeworfen werden.

Teresa klammerte sich an seinen Arm. »Was haben sie als Grund für ihre Anwesenheit genannt?«

»Den gleichen wie wir. Pot-au-feu.«

»Verdammte Lügner!«

Sharpe fröstelte in der Kälte. Er sah die Feuer des Wachtturms und dachte daran, dass Frederickson eine Verteidigung vorbereitete, die jedoch niemals entwickelt

worden war, um Batterien Artillerie und massierte Infanterie zurückzuschlagen.

Teresas Gesicht war bleich. »Was wirst du tun?«

»Die Entscheidung liegt nicht bei mir. Ich habe nicht das Kommando.«

»Major?«

»Ja?«

Teresa lachte. »Ein Major! Freust du dich darüber?«

Er nickte. »Ja.«

»Patrick ist begeistert. Er sagt, du verdienst es. Ich hoffe, du wirst nicht vor den verdammten Franzosen davonrennen.«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann.« Sharpe wandte sich um und schaute zum Dorf. »Nein. Wir rennen nicht weg, aber wir werden Hilfe brauchen.«

Sie nickte und drehte sich zu ihm um. »Meine Männer reiten am Morgen los und holen Hilfe.« Sie nannte die Namen von sechs Partisanenführern, die in einem Tagesritt erreicht werden konnten.

»Und du?«, fragte Sharpe.

Sie zog den Mantel fester um sich. »Was möchtest du? Was soll ich tun?«

»Reite nach Westen. Bring eine Botschaft zu unseren Linien. So weit entfernt wissen sie nicht einmal, dass irgendwelche Franzosen im Tal sind.«

Teresa nickte. »Und die Botschaft?«

»Wir halten das Tor Gottes.«

Das gefiel ihr. Sie lächelte, und ihre weißen, ebenmäßigen Zähne schimmerten in der Dunkelheit. Sie blickte nach Norden. »Ich werde bald reiten, noch heute Nacht, vor dem Schnee.«

Er wünschte, sie würde bis zum Morgen bleiben, aber sie hatte recht. Sharpe verabscheute sich, weil er ihren Schutz

gegen das Rendezvous um halb drei brauchte. Deshalb hätte er Teresa lieber bei sich behalten. Aber es würde kein Rendezvous mit Josefina geben, nicht in dieser Nacht, denn er musste eine Verteidigung vorbereiten und bei Tagesanbruch höchstwahrscheinlich kämpfen. Teresa schien seine Gedanken zu erahnen, denn sie lächelte ihn an und sagte neckend: »Ich denke, dieses Hurenweib wird heute Nacht vor dir sicher sein.«

»Das denke ich auch.«

Sie gingen langsam auf den Fackelschein der Dorfstraße zu. Teresa zog ein Päckchen unter ihrem Mantel hervor und überreichte es ihm. »Wickel es aus.«

Sharpe streifte die Schnur ab, öffnete die Papierhülle und sah eine Puppe darin. Er hielt die Puppe näher ans Licht und lächelte. Es war ein Schütze.

Teresa wirkte besorgt. »Gefällt er dir?«

»Er ist wunderschön.«

»Ich habe ihn für Antonia gemacht.« Sie wollte, dass Sharpe ihre Arbeit gefiel.

Er hielt die Puppe ans Licht und sah, wie viel Mühe und Sorgfalt sie für die winzige Uniform aufgewandt hatte. Die Puppe war nur etwa sechs Zoll groß, doch der grüne Uniformrock zeigte jedes Stück schwarze Paspelierung, kleine komplizierte Schleifen als Besatz und ein dünnes, schwarzes Kreuzbandelier. Das Gesicht war aus Holz geschnitzt. Er nahm den winzigen Tschako ab und sah darunter schwarzes Haar.

»Wolle«, erklärte Teresa. Sie lächelte. »Ich wollte ihr die Schützenpuppe zu Weihnachten schenken. Heute. Das muss warten.«

»Wie geht es ihr?«

»Gut.« Teresa nahm die Puppe wieder an sich und wickelte sie behutsam ein. »Lucia kümmert sich um sie.« Lucia war Teresas Schwägerin. »Sie ist sehr gut zu ihr. Ich

nehme an, das muss sie auch sein, denn wir sind nicht die besten Eltern der Welt.« Sie zuckte mit den Schultern.

»Sag ihr, dass die Puppe auch ein Geschenk von mir ist.« Er hatte nichts, was er seiner Tochter schenken konnte.

Teresa nickte. »Dieser Schütze, das sollst du sein.« Sie lächelte. »Antonia kann eine Schützen-Puppe haben und sie Vater nennen. Ich werde ihr sagen, dass sie auch ein Geschenk von dir ist.«

Sharpe dachte an seine Worte zu Frederickson: Lass sie nur leben, und sie schaffen es schon – so oder ähnlich hatte er es formuliert, als er vom Waisenhaus erzählt hatte. Er wollte nicht, dass Antonia so aufwuchs. Sie war sein Fleisch und Blut, sein einziges Kind, aber sie kannte ihn kaum und er sie ebenso wenig. Er schaute in den dunstigen Nachthimmel, auf einen verschwommenen Stern, und dachte, wie egoistisch er war. Er zog ein Leben in Todesgefahr und Ruhm vor, anstatt ein Familienleben in Ruhe und Sicherheit zu führen und seine Tochter großzuziehen. Antonia war ein Kind des Krieges, und der Krieg brachte mehr Tod als Leben, wie Ducos gesagt hatte.

»Spricht sie schon?«

»Ein paar Wörter.« Teresas Stimme klang leise. »Mama. Und sie nennt Ramon ›Gogga‹. Ich weiß nicht, warum.« Sie lachte, doch es klang freudlos.

Antonia würde Spanisch sprechen. Sie hatte niemanden, den sie mit Vater ansprechen konnte außer ihrem Onkel, Ramon, und sie war glücklich mit ihm. Glücklicher mit ihrem Onkel als mit ihrem Vater!

»Major! Major Sharpe!«

Die Stimme rief ihn aus der Tür des Gasthauses, und dann trat Dubreton auf die Straße hinaus. »Major?«

Sharpe legte eine Hand auf Teresas Schulter und wartete, bis der französische Colonel heran war. Dann stellte er vor. »Meine Frau, *Monsieur*. Teresa, dies ist Colonel Dubreton.«

Dubreton verneigte sich vor ihr. »La Aguja. Sie sind so schön, wie Sie gefährlich sind, Madame.« Er wies zum Gasthaus. »Es wäre mir ein Vergnügen, wenn Sie sich zu uns gesellten. Die Damen haben sich zurückgezogen, aber Sie wären willkommen, das weiß ich.«

Teresa antwortete zu Sharpes Überraschung höflich. »Ich bin müde, Colonel. Ich würde es vorziehen, auf meinen Mann in der Burg zu warten.«

»Selbstverständlich, Madame.« Dubreton legte eine kurze Pause ein. »Ihr Gatte hat mir einen großen Dienst erwiesen, Madame, einen persönlichen Dienst. Ihm verdanke ich, dass meine Frau in Sicherheit ist. Wenn es je in meiner Macht steht, dann wird es mir eine Ehre sein, diese Schuld zu begleichen.«

Teresa lächelte. »Werden Sie mir verzeihen, dass ich hoffe, es wird nie in Ihrer Macht stehen?«

»Ich bedaure, dass wir Feinde sind.«

»Sie können Spanien verlassen, dann brauchen wir keine Feinde mehr zu sein.«

»Ihr Freund zu sein, Madame, macht die Vorstellung erträglich, diesen Krieg zu verlieren.«

Teresa lachte, erfreut über das Kompliment, und zu Sharpes großem Erstaunen reichte sie dem Franzosen die Hand zum Handkuss. »Würden Sie mir mein Pferd bringen lassen, Colonel? Einer Ihrer Männer hält es.«

Dubreton gab den Befehl. Der Franzose lächelte über den merkwürdigen Zufall, die Frau kennenzulernen, auf deren Kopf Frankreich einen hohen Preis ausgesetzt hatte. La Aguja, »die Nadel«, führte einen erbitterten Krieg gegen seine Männer.

Harper brachte das Pferd. Er half Teresa in den Sattel und ging neben ihr her zur Burg. Dubreton schaute ihnen nach und nahm eine Zigarre aus dem Lederetui. Er bot Sharpe eine Zigarre an, und der Schütze, der selten rauchte, nahm

sie. Er wartete, während Dubreton den Funken auf dem verkohlten Leinen in seiner Zunderbüchse zu einer Flamme blies, und neigte sich dann darüber, um die Zigarre anzuzünden.

Der Hufschlag verhallte auf dem gefrorenen Boden. Dubreton rauchte seine Zigarre an. »Ihre Frau ist sehr schön, Major.«

»Ja.«

Der Zigarrenrauch zerfaserte im Dunst. Eine leichte Brise wehte jetzt. Es würde bald aufklaren, und was würde dann kommen? Regen oder Schnee?

Dubreton wies zum Gasthaus. »Ihr Colonel verlangte Ihre Anwesenheit. Ich nehme an, nicht weil er Ihren Rat wünscht oder braucht, sondern weil er Sie nur der Gesellschaft Ihrer Frau entziehen wollte.«

»Wie Sie ihm seine Frau entzogen haben?«

Dubreton lächelte. »Meine Frau, die nicht dumm ist, nimmt sogar an, dass die schöne Lady Farthingdale überhaupt nicht das ist, was sie sein sollte.«

Sharpe lachte, erwiderte nichts und trat zur Seite, um Dubreton ins Gasthaus eintreten zu lassen. Drinnen zog Sharpe den Vorhang zu. Der Raum war von Zigarrenrauch und ernsthaften Unterhaltungen erfüllt. Die Kompanie von Weinflaschen war vernichtet und durch Brandy ersetzt worden, den nur die jüngeren Offiziere mit Genuss tranken. Sir Augustus Farthingdale blickte finster drein, und Ducos lächelte geheimnisvoll.

Dubreton schaute Ducos an. »Ich befürchte, Sie haben soeben La Aguja verpasst, Ducos. Ich lud sie ein, uns Gesellschaft zu leisten, doch sie sagte, sie sei zu müde.«

Ducos wandte sein lächelndes Gesicht Sharpe zu und behielt das Lächeln bei, während er eine obszöne Geste machte. Er formte mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand ein Loch und stieß den rechten Zeigefinger

wiederholt hindurch. »La Aguja, ja? Die Nadel. Wir alle wissen, was wir mit Nadeln machen. Wir fädeln was durch.«

Der Säbel war so schnell aus der Scheide, dass selbst Dubreton, der neben Sharpe stand, die Bewegung nicht hätte stoppen können. Der Stahl glitzerte im Kerzenschein, als Sharpe sich weit über den Tisch neigte und die Klingenspitze nur einen Zoll vor Ducos' Nasenrücken verharrte. »Möchten Sie das wiederholen, Major?«

Es folgte Totenstille. Dann rief Sir Augustus im üblichen tadelnden Tonfall: »Sharpe!«

Ducos regte sich nicht. Ein Muskel zuckte leicht an seiner pockennarbigen Wange. »Sie ist eine üble Feindin Frankreichs.«

»Ich fragte, ob Sie Ihre Bemerkung von vorhin wiederholen möchten. Oder mir Genugtuung geben wollen.«

Ducos lächelte. »Sie sind ein Narr, Major Sharpe, wenn Sie glauben, ich würde mich mit Ihnen duellieren.«

»Und Sie sind ein Narr, wenn Sie mich dazu provozieren. Ich warte auf Ihre Entschuldigung.«

Dubreton sprach hastig auf Französisch. Sharpe nahm an, dass er Ducos befahl, sich zu entschuldigen, denn Ducos zuckte mit den Schultern und sah Sharpe wieder an. »Ich finde keine Worte, die gemein genug für La Aguja sind, aber für die Beleidigung gegen Sie, *Monsieur*, entschuldige ich mich.« Er sagte es widerwillig und verächtlich.

Sharpe lächelte. Die Entschuldigung war ungehobelt und unzureichend, und er setzte den Säbel blitzschnell ein. Diesmal reagierte Ducos, denn die Stahlspitze ritzte seine linke Augenbraue und riss ihm die Brille von der Nase. Er wollte nach der Brille greifen, hielt jedoch inne. Die Säbelklinge blockierte seine Hand.

»Wie gut sehen Sie mich jetzt, Ducos?«

Ducos zuckte mit den Schultern. Ohne die beiden dicken Brillengläser sah er kurzsichtig und hilflos aus. »Sie haben meine Entschuldigung, *Monsieur*.«

»Es ist schwer, etwas durch eine Nadel zu fädeln, wenn man halb blind ist, Ducos.« Der Säbelstahl sauste auf ein Brillenglas hinab und zerschmetterte es. »Behalten Sie mich als Ihren Feind in Erinnerung.« Sharpe schlug auch das zweite Brillenglas entzwei, und dann lehnte er sich zurück und schob den Säbel in die Scheide.

»Sharpe!« Farthingdale starrte auf die Glassplitter. Ducos würde Wochen brauchen, um die Brillengläser zu ersetzen.

»Bravo, Sir!« Harry Price war betrunken und freudetrunken. Selbst die französischen Offiziere, die Ducos nicht ausstehen konnten, grinsten Sharpe an und klopften Beifall auf den Tisch.

Dubreton ging zu seinem Stuhl, nahm Platz und schaute den empörten Sir Augustus an. »Major Sharpe zeigte Beherrschung, Sir Augustus. Ich muss mich entschuldigen, weil einer der Offiziere unter meinem Kommando beleidigend und betrunken ist.«

Ducos kochte vor Zorn. Das waren zwei Beleidigungen – dass er betrunken war, was nicht stimmte, und dass er unter Dubretons Kommando stand, was ebenfalls nicht der Wahrheit entsprach. Sharpe wusste, dass Ducos ein Mann war, dessen Feindschaft ihn bis weit in die Zukunft verfolgen konnte.

Dubreton tupfte Zigarrenasche auf einen Teller und wandte sich Sir Augustus zu. »Habe ich Ihre Entscheidung, Sir Augustus?«

Farthingdale berührte den weißen Verband, der einen Teil seines silbergrauen Haars verbarg. »Sie wünschen, dass wir das Tal morgen früh um neun Uhr verlassen, sagten Sie?«

»So ist es.«

»Sie haben Befehl, danach den Wachtturm zu zerstören?«

»Ja.«

»Und anschließend werden Sie heimkehren?«

»Genau.« Dubreton lächelte, schenkte Brandy ein und hielt Sharpe die Flasche auffordernd hin.

Sharpe lehnte mit einem Kopfschütteln ab. Er blies ein Rauchwölkchen aus. »Warum wollen Sie, dass wir das Tal verlassen, bevor Sie den Wachtturm zerstören?«, fragte er. »Könnten wir nicht von der Burg aus zuschauen?«

Dubreton lächelte. Er wusste, dass die Frage so falsch war wie die Informationen, die er bereits Sir Augustus gegeben hatte. »Natürlich können Sie zuschauen.«

Farthingdale sah Sharpe finster an. »Ihr Interesse ist lobenswert, Major, aber Colonel Dubreton hat uns bereits einen triftigen Grund genannt, warum es vernünftig ist, wenn wir abziehen.«

Dubreton nickte. »Wir haben weitere drei Bataillone Infanterie im nächsten Dorf.« Er zuckte mit den Schultern und drehte das Brandyglas in der Hand. »Sie sind auf einer Marschübung gekommen, ein Härtetraining für junge Soldaten, und so sehr ich auch Ihre Kompanie schätze, Major Sharpe, so befürchte ich doch, dass zu viele Soldaten im Tal zu einer Explosion führen könnten.«

Dubreton war also bereit, einen Teil seiner Karten aufzudecken. Sharpe nahm an, Dubreton tat es, weil er erkannt hatte, dass Farthingdale mit großen Zahlen abgeschreckt werden konnte. Sharpe lehnte sich zurück. »Sie haben Befehl, den Wachtturm zu zerstören?«

»So ist es.«

»Sonderbar.«

Dubreton lächelte. »Er wurde in der Vergangenheit von Partisanen benutzt. Er ist eine Gefahr für uns, aber nicht für Sie, möchte ich unterstellen.«

Sharpe schnippte Zigarrenasche auf den Boden. Er hörte Gelächter der Frauen im Nebenraum. »Ich dachte, diese Hügel wurden von uns, von Ihnen und von den Partisanen wenig benutzt. Vier Bataillone sind eine starke Streitkraft, um einen einzelnen Turm zu zerstören.«

»Sharpe!« Farthingdale hatte sich eine seiner Zigarren angezündet, die länger und dicker als Dubretons Zigarren waren. »Wenn sich die Franzosen zum Narren machen wollen, indem sie einen nutzlosen Turm zerstören, dann ist das ihre Sache.«

»Wenn die Franzosen etwas wollen, Sir, dann ist es *unsere* Sache, es ihnen abzuschlagen«, erwiderte Sharpe in schroffem Tonfall.

»Sie brauchen mich nicht auf meine Pflicht hinzuweisen, Major!« Sir Augustus paffte ärgerlich an seiner Zigarre. Dubreton hörte schweigend zu. Sir Augustus tastete wieder nach seinem Verband. »Colonel Dubreton hat mir sein Wort gegeben. Er wird sich zurückziehen, wenn seine Mission erfüllt ist. Eine sinnlose Konfrontation in diesem Tal ist unnötig. Sie mögen einen Kampf wünschen, um Lorbeeren zu ernten, aber meine Mission ist erledigt. Ich habe Pot-au-feu und unsere Deserteure gefangen genommen, und meine Befehle lauten, heimzukehren!«

Sharpe lächelte. Das waren nicht Farthingdales Befehle, sondern die von Kinney, doch Kinney lag jetzt in einem Grab mit Blick nach Westen, und Farthingdale war das Kommando zugefallen. Sharpe blies Rauch zur Decke und schaute Dubreton an. »Sie werden heimkehren?«

»Jawohl, Major.«

»Und Sie nennen sich die ›Armee von Portugal‹, nicht wahr?«

Stille. Sharpe wusste, dass er ins Schwarze getroffen hatte. Die Franzosen unterhielten drei Armeen im Westen Spaniens: die Armee des Nordens, die Armee der Mitte und

die Armee von Portugal. Dubretons »Heimat« war jenseits der Grenze. Seine Worte waren absichtlich irreführend gewesen, als er von »heimkehren« gesprochen hatte, jedoch nicht genug, um seiner Ehre zu schaden.

Dubreton ignorierte Sharpe. Stattdessen schaute er Sir Augustus an und sagte mit harter Stimme: »Ich habe vier Bataillone Infanterie, Sir Augustus, und kann binnen eines Tages noch mehr aufbieten. Und ich werde meine Befehle, wie närrisch sie auch scheinen mögen, genau befolgen. Meine Operation beginnt morgen früh um neun Uhr. Sie haben die Wahl, ob Sie sie behindern wollen oder nicht.«

Dubreton schätzte Farthingdale richtig ein. Sir Augustus Farthingdale sah vor seinem geistigen Auge die französischen Bajonette im Pulverrauch auftauchen, und angesichts der Bedrohung klappte er zusammen. »Und Sie sagen, wir können uns unbehelligt zurückziehen?«

»Unser Waffenstillstand ist bis morgen früh um neun Uhr verlängert, Sir Augustus. Das sollte Ihnen ausreichend Zeit geben, sich von Adrados zu entfernen.«

Farthingdale nickte. Sharpe konnte es kaum glauben. Er hatte andere solcher Offiziere gekannt, die sich einen hohen Rang erkauft hatten, ohne jemals den Feind zu sehen, Offiziere, die bei der ersten Feindberührung davonrannten. Dennoch überraschte ihn, dass Farthingdale jetzt so schnell und bedingungslos klein beigab. Farthingdale stemmte die Hände auf den Tisch, erhob sich und schob seinen Stuhl zurück. »Wir brechen im Morgengrauen auf.«

»Ausgezeichnet!« Dubreton hob sein Brandyglas. »Ich trinke auf die Vernunft!«

Sharpe ließ den Zigarrenstummel auf den Boden fallen. »Colonel Dubreton?«

»Major?«

Sharpe musste jetzt seine Karten ausspielen, aber in einem anderen Spiel, und er musste es vorsichtig tun. »Sir Augustus hat heute einen tapferen Angriff geführt, wie Sie sehen können.«

»In der Tat.« Dubreton sah auf den weißen Verband.

Farthingdale blickte Sharpe misstrauisch an.

»Ich habe keinen Zweifel, dass die Geschichte vom Angriff dieses Morgens Sir Augustus Ruhm einbringen wird.« Farthingdales Gesicht spiegelte bei Sharpes Lob nur noch mehr Misstrauen wider. Sharpe hob eine Augenbraue. »Leider wird in dem Bericht vermerkt sein, dass Sir Augustus eine Verwundung erlitt, als er Soldaten in den Kampf führte.« Sharpe neigte sich vor. »Mir sind Fälle bekannt, Colonel, bei denen solch eine Verwundung im Laufe der Nacht einen ernsthaften Rückfall zur Folge hatten.«

»Wir müssen beten, dass dies nicht geschieht, Major«, sagte Dubreton.

»Und wir werden dankbar für Ihre Gebete sein, Colonel. Sollte das Bedauerliche jedoch eintreten, wird das Kommando über die britischen Truppen auf meinen unwürdigen Schultern lasten.«

»So?«

»Und ich werde diese Last tragen.«

»Sharpe!«, protestierte Farthingdale. »Sie übernehmen sich, Major! Ich habe meine Entscheidung getroffen, mein Wort gegeben, und ich werde diese Beleidigung nicht hinnehmen. Sie werden meine Befehle akzeptieren!«

»Selbstverständlich, Sir. Ich entschuldige mich.«

Dubreton verstand. Sharpe hatte ebenfalls seine Ehre geschützt, sich von Farthingdales Entscheidung distanziert, und der Franzose hatte die versteckte Botschaft erkannt, die Sharpe ihm geben wollte. »Wir werden beten, dass Sir Augustus die Nacht gut übersteht, und am Morgen, Major,

werden wir wissen, dass es ihm gut geht, wenn wir sehen, dass Sie sich zurückgezogen haben.«

»Jawohl, Sir.«

Sie blieben noch eine halbe Stunde, und dann verabschiedeten sie sich. Soldaten brachten Pferde vor das Gasthaus, Offiziere zogen Mäntel und Umhänge an und traten zur Seite, damit Josefina auf ihr Pferd steigen konnte, wobei ihr Sir Augustus half. Sir Augustus saß ebenfalls auf, zog seinen Zweispitz tief über den Verband und schaute zu den britischen Offizieren, die an der Tür des Gasthauses standen. »Alle Kompanieoffiziere in einer halben Stunde zu meinem Quartier. Alle! Das schließt Sie ein, Sharpe!« Er hob die behandschuhte Hand an den Zweispitz und nickte Dubreton zu. Dann ritt er an.

Der französische Colonel nahm Sharpe zur Seite. »Ich werde nicht vergessen, dass ich in Ihrer Schuld stehe, Sharpe.«

»Das bezweifle ich nicht, Sir.«

Dubreton lächelte. »Werden Sie gegen uns kämpfen?«

»Ich werde Befehle befolgen, Sir.«

»Ja.« Dubreton schaute den ersten Reitern nach, die in die Nacht trabten. Er hielt Sharpe eine Flasche Brandy hin, die er hinter dem Rücken gehalten hatte. »Um Sie auf dem morgigen Marsch warm zu halten.«

»Danke, Colonel.«

»Und ein glückliches neues Jahr, Major.«

Sharpe saß auf und ritt im Schritt hinter den Offizieren her. Harry Price ließ sich zurückfallen, ritt an Sharpes Seite, und als sie außer Hörweite der Franzosen waren, schaute der Lieutenant seinen Major an und fragte: »Ziehen wir wirklich morgen früh ab, Sir?«

»Nein, Harry.« Sharpe grinste ihn an, aber das Grinsen verbarg seine wahren Gefühle. Sharpe ahnte, dass viele Schützen und Füsiliere dieses Hochtal im Hügelland, das

Tor Gottes, niemals mehr verlassen würden. Sie hatten ihr letztes Weihnachtsfest gehabt.

KAPITEL 18

Mitternacht an Weihnachten. Der Nebel haftete an Stein und Gras, wo die Brise ihn nicht fortgeweht hatte, und die Schritte der Posten klangen laut auf den Mauern der Burg. Flammen loderten im Burghof. Von unten wirkten die Mäntel der patrouillierenden Posten wie die Wappenröcke gepanzerter Ritter. Ihre Bajonette, die im Feuerschein funkelten, waren wie die Speerspitzen von Männern, die auf den Angriff der Mauren im Morgengrauen warteten.

Sharpe hielt Teresa in den Armen. Zwei ihrer Partisanen warteten am Burgtor, und ihr Pferd bewegte sich unruhig hinter ihr.

»Du hast die Botschaft?«, vergewisserte sich Sharpe.

Teresa nickte und löste sich von ihm. »Ich werde in zwei Tagen zurück sein.«

»Dann werde ich noch hier sein.«

Sie boxte ihm leicht gegen die Brust. »Sorge dafür.« Dann wandte sie sich ab, stieg auf das Pferd und trieb es zum Tor.

»Pass auf dich auf!«, rief Sharpe.

»Wir reiten mehr in der Nacht als am Tag! Bis in zwei Tagen!« Und dann verschwand sie durch den Torbogen und ritt westwärts, um die Neuigkeit von den verborgenen französischen Truppen nach Frenada zu bringen. Eine weitere Trennung in einer Ehe, in der es zu viele Abschiede gab. Sharpe lauschte dem verklingenden Hufschlag nach und sagte sich, dass es nach zwei Tagen Kampf eine Belohnung geben würde.

Er kam zu spät zu Sir Augustus, und es interessierte ihn kaum. Die Entscheidung, die Sharpe getroffen hatte, machte alles bedeutungslos, was Sir Augustus zu sagen

hatte. Sharpe würde das Kommando übernehmen. Er stieg die Treppe im Pförtnerturm hoch, die mit viel Mühe von der Windentrommel freigeräumt worden war, und ging in Sir Augustus' Quartier.

In Farthingdales Quartier brannte ein großes Feuer im Kamin. Das Holz der Dornbüsche knackte laut. Der Rauchfang des Kamins öffnete sich zur Mauer hin.

Farthingdale verstummte, als Sharpe eintrat. Ein Dutzend Offiziere saßen oder standen herum. Sogar Frederickson war vom Wachtturm geholt worden. Alle Blicke richteten sich auf Sharpe. Farthingdale sagte feindselig: »Sie haben sich verspätet, Major.«

»Ich bitte um Verzeihung, Sir.«

Pot-au-feu hatte den Raum mit einer barbarischen Pracht ausgestattet. Teppiche hingen an den Wänden, bedeckten den Boden und dienten sogar als schwere Vorhänge. Jetzt bewegten sich die Vorhänge, und Josefina tauchte auf. Sie kam vom Balkon. Sie lächelte Sharpe an und lehnte sich an die Wand.

Sir Augustus hob das Blatt Papier in seiner Hand an. »Ich fasse kurz für diejenigen zusammen, die nicht rechtzeitig hier sein konnten. Wir brechen beim ersten Tageslicht auf. Als Erstes die Gefangenen, geziemend gekleidet und bewacht von vier Kompanien unserer Füsiliere.«

Brooker nickte und machte Notizen auf einem Zettel.

»Es folgt Captain Gilliland. Captain, Sie werden auf Ihren Wagen Platz für die Verwundeten schaffen.«

Gilliland nickte. »Jawohl, Sir.«

»Dann der Rest der Füsiliere. Major Sharpe?«

»Sir?«

»Ihre Schützen werden die Nachhut sein.«

Captain Brooker warf die sachdienliche Frage auf, was mit den Frauen und Kindern der Gefangenen geschehen sollte. Während die Captains ihre Vorschläge machten, schaute

Frederickson Sharpe fragend an. Sharpe lächelte und schüttelte den Kopf.

Frederickson missverstand das oder war zu aufgeregt, um sich allein auf Sharpes Geste zu verlassen, denn er stand auf und bat Farthingdale um Redeerlaubnis.

»Captain?«

»Warum ziehen wir uns zurück, Sir?«

»Aha, die Schützen gieren nach Ruhm«, sagte Farthingdale höhnisch. Sharpe merkte sich die Männer, die lächelten, denn das waren diejenigen, die wenig Lust auf einen Kampf verspürten. Farthingdale reichte sein Blatt Papier einem Füsilier, der als Schreiber fungierte und mit der mühseligen Arbeit begann, die Befehle abzuschreiben. »Wir ziehen uns zurück, Captain Frederickson, weil wir einer überwältigenden Übermacht gegenüberstehen, und das an einem Ort, an dem es keinen Grund zum Kampf gibt. Wir könnten nicht gegen vier Bataillone der Franzosen kämpfen.«

Sharpe klammerte die Tatsache aus, dass vier Bataillone nicht zu viel für eine gut gelegene Verteidigungsanlage waren. »Eigentlich, Sir, sind es viel mehr als vier.«

Alle sahen Sharpe an. Farthingdale wirkte einen Augenblick lang ratlos. »Viel mehr?«

»Binnen ungefähr acht Meilen Entfernung von uns liegen zehn Bataillone der Franzosen, vielleicht sogar mehr, und vermutlich rücken sie heute Nacht vor. Darüber hinaus warten dort sechs Batterien Artillerie und mindestens zweihundert Mann Kavallerie. Ich habe den Verdacht, dass die genannten Zahlen das Minimum sind. Ich wage eine Schätzung von fünfzehn Bataillonen.«

Das Holz der Dornbüsche knackte im Kamin. Der Füsilier, der als Schreiber funktionierte, starrte Sharpe offenen Mundes an. Farthingdale runzelte die Stirn. »Darf ich

fragen, warum Sie mir nicht diese Informationen über den Feind gemeldet haben, Sharpe?«

»Ich habe es soeben getan, Sir.«

»Und darf ich fragen, woher Sie Ihr Wissen haben?«

»Meine Frau sah die Bataillone, Sir.«

»Der Bericht einer Frau!«

»Einer Frau, Sir Augustus, die seit drei Jahren gegen die Franzosen kämpft.« Das saß, und Frederickson und ein paar andere Offiziere lächelten.

Sir Augustus schnauzte den Schreiber an, der daraufhin hastig weiter schrieb, und dann fuhr er Sharpe an. »Ich verstehe nicht, was das mit diesen Befehlen zu tun hat, Major. Es unterstreicht doch nur, wie klug sie sind.«

»Es wäre interessant, zu wissen, weshalb die Franzosen in so großer Zahl hier sind. Ich bezweifle, dass sie wegen der Zerstörung eines Wachtturms hier sind.«

»Eine zweifellos interessante Frage, aber sie geht mich nichts an. Schlagen Sie etwa vor, gegen diese Übermacht zu kämpfen?« Sir Augustus sagte es voller Sarkasmus.

»Ja, Sir, das schlage ich vor. Die Franzosen haben vermutlich sieben- oder achttausend Mann Infanterie, ich befürchte mehr. Wir haben gerade etwas über sechshundert, einschließlich unserer Leichtverwundeten. Darüber hinaus verfügen wir über Gillilands Männer. Ich finde, dass wir uns ziemlich sicher gegen die Franzosen halten können.«

Weiteres Lächeln, und Sharpe merkte sich diese Männer ebenfalls, denn das waren die Captains, auf die Verlass war.

Sir Augustus amüsierte sich. »Und wie wollen Sie das machen, Major?«

»Auf die übliche Weise, Sir. Die verdammten Scheißkerle töten.«

»Meine Frau ist anwesend, Sharpe. Sie werden sich für Ihre Ausdrucksweise entschuldigen.«

Sharpe verneigte sich vor Josefina. »Verzeihung, Mylady.«

Farthingdale hob seinen Rockschoß an, um sich vor dem Kaminfeuer zu wärmen. Er war zufrieden mit sich, weil er Sharpe zu einer Entschuldigung gezwungen hatte, und er genoss es, vor Josefina seine Macht zu zeigen. In spöttischem Tonfall sagte er: »Major Sharpe träumt von Wundern! Ich ziehe es vor, auf den gesunden soldatischen Menschenverstand zu vertrauen. Unsere klare Pflicht ist es, zu überleben und an einem anderen Tag zu kämpfen. Captain Brooker?«

»Sir?«

Sharpe hatte Brooker als einen Befürworter Farthingdales erkannt.

»Teilen Sie zwei verlässliche Lieutenants ein, die uns diese Informationen über den Feind am Morgen voraustragen. Sorgen Sie dafür, dass die Kuriere gut beritten sind.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe lehnte sich wieder an die Wand. »Ich habe die Botschaft bereits auf den Weg geschickt, Sir.«

»Sie nehmen vieles auf sich, Major Sharpe.« Sir Augustus sagte es betont herablassend. »Hielten Sie die Höflichkeit, meine Erlaubnis zu erbitten, zu beschwerlich für Ihre kostbare Zeit?«

»Was meine Frau und ihre Partisanen machen, bedarf nicht Ihrer Erlaubnis, Sir Augustus.« Sharpe zeigte seine eigene Feindseligkeit, und er sah, dass Farthingdales Augen Zorn widerspiegelten. Er sprach in sanfterem Tonfall weiter. »Ihre Erlaubnis, Sir, brauche ich für eine andere Sache. Ich möchte, dass ein Punkt dieser Besprechung schriftlich festgehalten wird.«

»Ich pfeife darauf!«

»Zweifellos werden Sie das, Sir, aber dieser Punkt ist wichtig und bleibt es auch, wenn Sie darauf pfeifen.« Sharpe wusste, wie man einem Maulhelden Kontra gibt. Er hatte sich wieder aufgerichtet, überragte jeden der Anwesenden, und unterdrückter Zorn und Gewalt bedrohten die Versammlung. Sharpe wartete einen Augenblick, gab Sir Augustus die Möglichkeit, ihm Schweigen zu befehlen, und als das nicht geschah, warf er die Rettungsleine aus, über die er so sorgfältig nachgedacht hatte. Wenn Sir Augustus zuhörte und die Rettungsleine ergriff, dann konnte er den Pass halten.

»Es ist offenkundig, Sir, dass die Franzosen an weitaus mehr interessiert sind als an der Zerstörung des Wachtturms. Ich nehme an, dass ihre Streitmacht hier ist, um zu versuchen, nach Portugal vorzustoßen, und wenn die Franzosen erst einmal über diesen Pass hinweg sind, können sie ein Dutzend Routen nehmen. Es wird einen Tag dauern, bis unsere Botschaft in Frenada eintrifft, einen weiteren Tag, um Truppen zusammenzuziehen, und bis dahin werden die Franzosen ihr Ziel erreicht haben. Es gibt nur eine Stelle, wo sie gestoppt werden können, und zwar hier.«

Die Befürworter von Sharpes Theorie, darunter Gilliland, nickten zustimmend.

Sir Augustus lehnte sich gegen den verzierten Kaminsims, strich glättend mit der Hand über sein Haar und fummelte an der schwarzen Haarschleife herum. »Danke für Ihren Vortrag, Major Sharpe.« Sir Augustus fühlte sich wieder behaglicher. Die Möglichkeiten, die Sharpe beschrieben hatte, berechtigten seine Entscheidung, und er spürte, dass ihn ungefähr die Hälfte der anwesenden Offiziere unterstützte. »Sie wollten diesen Punkt schriftlich festgehalten haben. So soll es sein, und ebenso wird meine Antwort vermerkt. Dies mag der Ort sein, an dem die Franzosen gestoppt werden können, aber nur mit

angemessenen Truppen. Ich habe nicht vor, ein feines Bataillon für Ihren Ehrgeiz in einem sinnlosen Versuch zu opfern, einen Feind aufzuhalten, der uns an Stärke und Waffenpotential weitaus überlegen ist. Mann, glauben Sie wirklich, wir könnten siegen?«

»Nein, Sir.«

»Ah!« Sir Augustus tat überrascht.

»Ich glaube, wir müssen kämpfen.«

»Ihr Vorschlag ist notiert und abgelehnt. Meine Entscheidung ist getroffen. Am Morgen ziehen wir uns zurück. Das ist ein Befehl!« Er schaute Sharpe eisig an. »Akzeptieren Sie diesen Befehl, Major?«

»Selbstverständlich, Sir, und ich entschuldige mich, weil ich Ihre Zeit beansprucht habe.«

Frederickson schaute Sharpe entgeistert an, und Farthingdale blickte zufrieden drein.

»Danke, Major.« Sir Augustus seufzte. »Wir diskutierten das Problem Frauen und Kinder. Captain Brooker?«

Captain Brookers Beitrag blieb ungesagt. Sharpe kam ihm zuvor. »Sir?«

»Major Sharpe.« Farthingdale war herablassend und huldvoll im Sieg.

»Da ist noch eine sehr kleine Sache, Sir, und ich würde mich schlecht fühlen, wenn ich sie Ihnen nicht zur Kenntnis bringen würde.«

»Ich möchte nicht, dass Sie sich schlecht fühlen, Major.« Farthingdale provozierte ein Lächeln seiner Anhänger. »Klären Sie mich bitte auf.«

»Es ist eine Geschichte, Sir, und haben Sie bitte Geduld mit mir, aber sie ist sachbezogen.« Sharpe sprach sanft und freundlich. Er lehnte sich wieder an die Wand und hielt die rechte Hand auf dem Säbelgriff. »Wir stehen anscheinend gegen eine überwältigende gegnerische Übermacht, aber ich erinnere mich an eine Lady in Lissabon, die ich kenne.«

»Ei der Daus, Sharpe! Eine Lady in Lissabon? Das soll sachbezogen sein?«,

»Jawohl, Sir.« Sharpe sprach weiter in demütigem Tonfall. Er blickte kurz zu Josefina und dann zurück zu dem schlanken eleganten Sir Augustus, der am Kamin lehnte. »Sie wurde La Lacosta genannt, Sir, und ihre Devise war stets, tu's so oft wie möglich. Je öfter, desto besser.«

Frederickson lachte, und zwei andere fielen ein. Ihr Gelächter übertönte Josefinas Schnappen nach Luft. Frederickson und die anderen Offiziere hatten keine Ahnung, von welcher Frau Sharpe sprach, aber Sir Augustus wusste Bescheid. Er war sprachlos, schockiert, und Sharpe setzte nach. »Lady Farthingdale wird mir meine Worte verzeihen, Sir, aber die Lacosta war eine Hure. Das ist sie immer noch, und ihr Ehemann, Sir Augustus, lebt in Brasilien.«

»Sharpe!«

»Sie haben es gehört, Sir. Je öfter, desto besser.« Sharpe richtete sich auf, und seine Stimme klang jetzt hart: »Darf ich eine Besprechung für die ranghohen Offiziere vorschlagen, Sir, für Majors und darüber? Um über meinen Bericht zu diskutieren, den ich dem Hauptquartier einreichen muss?«

Die Freude über ein Ass, das auf den grünen Filz des Spieltischs fällt, die Freude des Augenblicks, wenn sich die feindliche Schützenlinie zur Flucht wendet, die Freude, Sir Augustus erledigt, besiegt, vernichtet zu sehen.

»Eine Besprechung?«

»Im Nebenraum, Sir?« Sharpe warf einen Blick zu Josefina. Ihr Gesicht spiegelte ihren Schock wider. Sie konnte nicht fassen, dass Sharpe sein Wissen nutzte, aber seine Schuld ihr gegenüber war längst beglichen. Er durchquerte den Raum, ignorierte die verwirrten Blicke

der versammelten Offiziere und hielt die Tür für Sir Augustus auf.

Im angrenzenden Raum steckte neben der Tür eine Fackel in einer Halterung. Sharpe nahm die Fackel und ging voran zur großen Halle, in der Pot-au-feu in dekadentem Pomp geherrscht und Hakeswill seine Orgien gefeiert hatten. Die Galerie erstreckte sich bis zur Halle. Sharpe trat auf die Galerie und befahl den beiden Soldaten, die dort standen und Pfeife rauchte, sich zu verkrümeln. Er legte die Fackel auf die Balustrade und wandte sich zu dem bleichen Kavallerie-Colonel um. »Ich denke, wir verstehen uns, Sir Augustus. Sie haben den Truppen Seiner Majestät befohlen, eine portugiesische Hure zu befreien.«

»Nein, Sharpe!«

»Dann sagen Sie mir bitte, was wir anderes getan haben.«

Farthingdale hatte keinen Kampfeswillen mehr, aber er war noch nicht bereit, aufzugeben. »Wir kamen her, um Pot-au-feu zu vernichten und um all die Geiseln zu befreien!«

»Eine Hure, Colonel. Eine Hure, die ich vor drei Jahren kennenlernte und die ich sehr intim kenne. Wie geht es Duarte, ihrem Ehemann?«

»Sharpe!«

»Wollen Sie eine Liste mit den Namen der anderen, die dort bei ihr waren, Colonel? In diesem schönen Haus inmitten eines Orangenhains? Oder soll ich einfach einen Brief an eine der englischen Zeitungen schicken? Den Leuten würde die Geschichte gefallen, wie wir ein Kloster stürmten, um die Hure zu befreien, die Sir Augustus Farthingdale als seine Frau ausgab.«

Sir Augustus steckte hoffnungslos in der Falle. Er hatte mit dem Feuer gespielt und sich verbrannt. Sharpe warf einen Blick in die Halle, um sich zu vergewissern, dass niemand in Hörweite war. »Wir müssen die Franzosen hier

stoppen, Sir Augustus, und ich finde, Sie sind nicht der Mann, der dazu in der Lage ist. Haben Sie sich jemals gegen einen französischen Angriff verteidigt?«

Sir Augustus schüttelte kläglich den Kopf. »Nein.«

»Das Trommeln hört niemals auf, Colonel, wenigstens nicht, bis Sie die Bastarde geschlagen haben, und die nehmen verdammt große Verluste hin. Ich sage Ihnen jetzt Folgendes: Wir können nicht alle drei Gebäude halten, denn wir haben nicht genügend Männer dafür, und deshalb werde ich als Erstes das Kloster aufgeben müssen. Die Franzosen werden dort Geschütze in Stellung bringen, und wenn sie erst den Wachtturm eingenommen haben, was geschehen wird, dann werden sie dort ebenfalls Kanonen postieren. Wir werden wie in einem Fleischwolf sein, Colonel. Die Bastarde drehen am Griff, und wir können nur hoffen, den blutigen Messern zu entgehen. Wollen Sie diese Verteidigung leiten?«

»Sharpe!« Es war ein Flehen.

»Nein, Sie wollen es nicht. Sie können hier mit einem unbeschadeten Ruf abziehen, Colonel, und Sie können die Hure mitnehmen. Ich werde kein Wort sagen. Sie können behaupten, Ihre Verwundung schmerzt unerträglich. Sie können den Ohnmächtigen spielen und mir das Kommando übergeben. Verstehen Sie? Im Morgengrauen reiten Sie dann fort. Ich werde Ihnen vier Männer als Eskorte mitgeben, aber Sie reiten weg.«

»Das ist Erpressung, Sharpe!«

»Stimmt. Und wir sind im Krieg. Was wollen Sie nun? Dass ich nichts verrate? Oder soll ich Ihre schöne Geschichte in der ganzen Armee herumerzählen?«

Farthingdale akzeptierte, wie Sharpe es vorausgesehen hatte. Es war kein Vergnügen, den Mann zu demütigen, und ebenso wenig war es ein Spaß, Josefinas Wohlstand zu gefährden. Der Mann mit dem schmalen, gut aussehenden

Gesicht schaute Sharpe Mitleid erregend an. »Sie werden nichts sagen?«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

Wolken waren im Süden aufgezogen und verdeckten den Mond. Es würde Regen oder Schnee geben. Sharpe wartete, während Sir Augustus zurück zu den Offizieren ging, um seine Erklärung abzugeben. Er würde sagen, dass es ihm gesundheitlich zu schlecht gehe, dass er und Lady Farthingdale ins Kloster umzogen und dass er Major Sharpe das Kommando übergeben hatte.

Das Kommando! Vor einem Monat hatte er achtundzwanzig Männer geführt, und heute waren es mit Gillilands Männern fast achthundert. Einige Menschen übernehmen Verantwortung, ob sie ihnen angeboten wird oder nicht.

Sharpe kehrte zu den Offizieren zurück, als Sir Augustus und Josefina fort waren. Er wurde mit Stimmengewirr empfangen. Die meisten Offiziere waren verwirrt. Sie konnten diese plötzliche Wende noch nicht fassen und befürchteten, Sharpe hätte für sie alle ein schlechtes Los gezogen. Sie wollten lautstark Einzelheiten und Erklärungen hören.

»Ruhe!«, schrie Sharpe durch den Lärm.

Er nahm die Papiere vom Schreibtisch des Schreibers, die Befehle für den Rückzug, und warf sie ins Kaminfeuer. Die Offiziere schauten zu, und einige sahen ihre Hoffnungen im Feuer verbrennen.

»Gentlemen, es ist unsere Aufgabe, diesen Pass für mindestens achtundvierzig Stunden zu halten. Und so wird diese Mission erfüllt.« Sharpe erklärte es und duldete keine Fragen, keine Diskussionen, nicht einmal, als er dem amüsierten Lieutenant Price befahl, von Patrick Harper so viele lebende Vögel fangen zu lassen, wie er konnte.

»Jawohl, Sir.« Price schüttelte verwundert den Kopf. Frederickson grinste glücklich.

Schließlich entließ Sharpe die Offiziere zu ihren Kompanien, und dann zog er den Teppich vom Fenster und schaute westwärts in die Dunkelheit über Portugal. Teresa ritt dort irgendwo durch die Nacht.

»Sir?«

Sharpe wandte sich um. Frederickson lehnte neben der Tür an der Wand. »Ja?«

»Wie haben Sie das geschafft?«

»Das tut nichts zur Sache. Sie halten für mich diesen Turm.«

»Betrachten Sie das als erledigt.« Frederickson grinste und ging.

Der Turm. Der Schlüssel zum ganzen Tal, der Schlüssel zum Überleben der nächsten Tage oder zu ewiger Finsternis. Sharpe blickte zu dem verkohlten Papier im Feuer. Er würde das Tor Gottes halten.

KAPITEL 19

Der Morgen am Samstag, dem 26. Dezember 1812, dämmerte trübe, langsam und ohne Pracht.

Die Temperatur war in der Nacht gestiegen, und die wärmere Luft brachte Regen, der auf das Kopfsteinpflaster im Burghof prasselte, im Feuer und in den Fackelflammen zischte und die Dornbüsche tränkte, sodass sie schwarz und glänzend auf den Hügelhängen wirkten, als sich das Tageslicht durch die Wolkendecke kämpfte.

Im ersten Licht wirkte das Tal verlassen. Der starke Regen war in Nieselregen übergegangen, dessen grauer Schleier die Hügel von Portugal verhüllte. Wolken zogen über die Felsengipfel im Norden und Süden und hüllten selbst die obersten Steine des Wachtturms ein. Die Fahne des Vereinigten Königreichs war in der Nacht eingeholt worden, und die beiden Flaggen auf dem Pförtnerturm hingen schwer und nass über den vom Regen dunklen Zinnen.

Um halb acht, ein paar Minuten nach dem Sonnenaufgang, tauchte eine Gruppe französischer Offiziere westlich des Dorfs auf. Einer war General. Er saß ab, spähte durch sein Fernrohr zu den Männern auf den Mauern der Burg und dann auf die Gestalten am Fuß des Wachtturms. Er grunzte.

»Wie lange noch?«

»Anderthalb Stunden, Général.«

Durch den Regen war der Bach angeschwollen. Das Wasser sprudelte stark aus der Quelle, floss gischtend über Steine und Erde und überflutete kleine Flächen im Tal. Zwei Brachvögel, deren Schnäbel lang und gekrümmt wie

Säbel waren, stolzierten zum Bach und pickten im kalten Wasser. Anscheinend fanden sie nichts, denn sie flogen westwärts auf der Suche nach besserem Futter.

Um acht Uhr hatte der Nieselregen aufgehört, und Wind zerrte an den nassen Fahnen.

Um Viertel nach acht tauchte der Général wieder auf, mit einem Brötchen in der Hand, und endlich sah er Bewegung beim Wachtturm. Schützen traten die Reste eines Feuers am Fuß des Wachtturms aus. Dann nahmen sie ihre Packen und Waffen und marschierten durch die Dornbüsche davon. Die dunklen, stachligen Büsche schienen sie zu verschlucken, doch später tauchten sie vor der Burg wieder auf.

Der Général stampfte mit den Füßen. »Gott sei Dank ziehen diese Bastarde ab.« Kein Franzose mochte die Schützen, die »Grashüpfer«, die auf weite Distanz töteten und scheinbar unverwundbar durch Musketenfeuer der französischen Plänkler waren.

Um halb neun wurden die Fahnen vom Pförtnerturm eingeholt, und die Posten verschwanden von den Burgmauern. Sie kamen aus dem Burgtor, unförmig mit ihren Mänteln, Provianttaschen, Tornistern und Feldflaschen. Ein berittener Offizier ließ sie antreten. Die Schützen, die vom Wachtturm gekommen waren, traten neben ihnen an, und dann marschierten alle zur Straße, schwenkten westwärts ab und marschierten zum Pass. Bevor der berittene Offizier über den Pass hinweg und außer Sicht war, wandte er sich zu den Franzosen um und salutierte mit seinem Säbel.

Der Général grinste. »Das war’s dann. Wie viele waren dort?«

Ein Adjutant schob das Fernrohr in die Hülle. »Fünfzig Rotröcke, Général, zwanzig Grashüpfer.«

Dubreton nippte an seinem Kaffee. »Major Sharpe hat also verloren.«

»Seien wir dankbar dafür.« Der Général trank ebenfalls Kaffee. »Sie müssen in der Nacht abgezogen sein und haben diese Nachhut zurückgelassen.«

Ein anderer Adjutant starrte zum verlassenen Hügel, auf dem der Wachtturm aufragte. »Général?«

»Pierre?«

»Sie haben die Geschütze zurückgelassen.«

Der Général gähnte. »Sie hatten keine Zeit, um sie mitzunehmen. Diese Artilleristen marschierten für nichts und wieder nichts den ganzen weiten Weg her.« Er lachte.

Dubreton hatte vermutet, dass die Artilleristen, die er in der Burg gesehen hatte, mitgebracht worden waren, damit sie die Geschütze aus dem Hochtal abholten. Er hatte weiterhin angenommen, Sharpe hätte ihn die Männer absichtlich sehen lassen, um den Franzosen vorzugaukeln, die Briten hätten ordentlich bemannte Artillerie-Batterien. Dubreton empfand einen Augenblick lang leichtes Bedauern. Es wäre interessant gewesen, gegen Richard Sharpe zu kämpfen.

Der Général schüttete den Satz seines Kaffees auf die Straße und schaute Dubreton an. »Er zerbrach Ducos' Brillengläser?«

»Jawohl, Général.«

Der Général lachte. Es klang fast wie das Wiehern eines Pferdes, so ähnlich, dass das Pferd interessiert die Ohren spitzte. Der Général schüttelte den Kopf. »Wir holen sie noch vor dem Mittag ein. Sorgen Sie dafür, dass dieser Sharpe nicht in Freund Ducos' Hände fällt, Alexandre.«

»Jawohl, Général.«

»Wie spät ist es, Pierre?«

»Zwanzig Minuten vor neun, Général.«

»Was sind schon zwanzig Minuten in einem Krieg? Fangen wir an, *Messieurs!*« Der Général klopfte Dubreton auf den Rücken. »Gut gemacht, Alexandre! Wenn die Briten geblieben wären, hätten wir einen ganzen Tag gebraucht, um uns Zugang zu diesem Pass zu erzwingen.«

»Danke, Général.« Wieder bedauerte Dubreton, dass der Feind so schnell gekniffen hatte, doch es war ihm klar, dass das Bedauern fehl am Platze war. Diese Operation mitten im Winter hing einzig von der richtigen zeitlichen Abstimmung ab. Die Franzosen würden das Tor Gottes einnehmen, mit einer Garnison belegen und die Hauptstreitmacht hinab gen Vila Nova am Nordufer des Duero schicken. Ihre Anwesenheit würde die Gerüchte verstärken, die Ducos sorgfältig verbreitet hatte, Gerüchte von einer Invasion Nord-Portugals, des *Tras os Montes*, des Landstrichs jenseits der Berge, und wenn die Briten darauf reagierten, wie sie es mussten, wenn sie ihre Streitkräfte nach Norden schickten, dann würde die wahre Operation von Salamanca aus abgewickelt werden. Divisionen der Armee von Portugal, verstärkt von Männern der Armee der Mitte und sogar von einer Division der Armee des Südens, würden nach Coa vorstoßen, das seiner Verteidiger von der britischen Leichten Division beraubt war, und dann Frenada einnehmen, vielleicht Almeida. Es bestand sogar die Hoffnung, die spanische Garnison in Ciudad Rodrigo zu überraschen. Binnen einer Woche würde die nördliche Straße von Portugal wieder in französischer Hand sein, und der Krieg der Briten würde um mindestens ein Jahr zurückgeworfen werden.

Dubreton hatte in der Nacht wach gelegen, während seine Frau friedlich geschlafen hatte, und er hatte befürchtet, Sharpe würde am Tor Gottes bleiben. Früh am Morgen, noch vor Tagesanbruch, war er aufgestanden, hatte sich leise angezogen und war zu der Postenkette

westlich von Adrados gegangen. Ein Sergent hatte gegrüßt und dann zur Burg hin genickt. »Hören Sie das, Colonel?«

Wagen rumpelten in der Nacht.

»Sie hauen ab, Colonel.«

»Hoffen wir es.«

Jetzt, als Tageslicht das Tal erfüllte, graues, trübes, tristes Licht, hatte Dubreton einen Augenblick lang Mitleid mit Sharpe. Er mochte den Major der Schützen, hatte in ihm einen ebenbürtigen Soldaten erkannt, und er wusste, dass Sharpe im Hochtal hatte bleiben und sich zum Kampf stellen wollen. Es wäre ein hoffnungsloser Kampf gewesen, aber eines Soldaten würdig, und während dieser Gedanken stieg allmählich ein Verdacht in ihm auf. Dubreton lächelte. Natürlich! Angenommen, Sharpe täuschte nur vor, dass die Briten abzogen?

Dubreton nahm sein Fernrohr und suchte die dunklen Schießscharten der Burg ab.

Nichts. Er schwenkte das Glas nach rechts, wackelte ein wenig damit und konnte sekundenlang nur die frischen Gräber vor der Ostmauer sehen, und dann hatte er das Fernrohr wieder unter Kontrolle. Er spähte zum Pförtnerturm. Immer noch nichts. Das Tor wirkte unblockiert. Er richtete das Fernrohr höher hinauf und suchte die dunklen Schlitze über dem Torbogen ab. Da war Bewegung! Dubreton grinste. Der Posten, der bei ihm stand, spürte Dubretons Aufregung, doch dann war der Augenblick schon vorüber. Dubreton entspannte sich. Es war nur eine Dohle, die aus der leeren Burg flog. Die Vögel übernahmen wieder ihre Domäne. Er schob das Fernrohr ins Futteral.

Der Posten schaute ihn an. »Ist jemand dort, Colonel?«

»Nein. Alles leer.«

In der Kammer über dem Tor fluchte Sharpe. Der Füsilier, dem sein Zorn galt, zuckte mit den Schultern. »Tut mir leid, Sir. Das verdammte Viech ist ausgerissen.«

»Spiel nicht mit den Körben herum!«

»Jawohl, Sir.«

Harper und Daniel Hagman hatten über zwei Stunden gebraucht, um die fünf Vögel von den Felsen oberhalb des Klosters zu fangen. Sharpe hatte die Vögel festhalten wollen, bis die Franzosen viel näher heran waren, damit der Feind deutlich sehen konnte, dass die Vögel aus den Schießscharten herausflogen. Daraus mussten die Franzosen unweigerlich folgern, dass die Burg wieder verlassen war. Jetzt hatte dieser idiotische Füsilier den Deckel des Korbs angehoben, um einen Blick auf den Vogel zu werfen, und das Tier war aus dem Korb geschossen und verzweifelt in der Kammer herumgeflogen, bis es Tageslicht wahrgenommen hatte und ins Tal hinausgeflogen war. Ein vergeudeter Vogel! Sharpe verfügte nur noch über einen. Die anderen drei Vögel waren bei einem von Cross' Lieutenants im Burgfried.

Es war eine Nacht fieberhafter Aktivität gewesen, und eine Last war von Sharpes Schultern abgefallen, als um fünf Uhr Sir Augustus Farthingdale und Josefina mit vier leicht verwundeten Füsilieren auf Gillilands Pferden westwärts des Passes verschwunden gewesen waren. Eine Stunde später hatte Sharpe die Frauen und Kinder westwärts geschickt. Die Schützen von Cross hatten sie eine Meile weit den Pass hinunter getrieben und sie dann sich selbst überlassen. Fast vierhundert Gefangene waren in den Verliesen der Burg geblieben, bewacht von anderen leicht verwundeten Füsilieren. Die schwerer Verwundeten waren per Wagen vom Kloster zur Burg gebracht und in den großen Raum getragen worden, der nach Westen wies und am weitesten vom französischen Kanonenfeuer entfernt sein würde. Der Arzt, ein großer, grimmiger Mann,

hatte seine Sonden, Sägen und Messer auf einem Tisch ausgelegt, der aus den Küchen heraufgetragen worden war.

Drei Kompanien Füsiliere waren jetzt auf dem Wachtturm und verstärkten Fredericksons neunundsiebzig Schützen.

Sharpe hatte dafür gesorgt, dass die besten Captains auf dem Turm waren, die auf dem isolierten Hügel und dem Turm kämpfen konnten, ohne auf Befehle zu warten, die vielleicht niemals eintrafen. Zwei der schwächsten Captains hatte er ins Kloster geschickt, und bei ihnen waren Lieutenant Harry Price mit Sharpes alter Kompanie und acht Schützen von Cross. Einhundertsieben Mann, die Offiziere nicht mitgerechnet, hielten das Kloster, genau die halbe Anzahl der Schützen und Füsiliere, die jetzt gegenüber dem Hügel mit dem Wachtturm auf dem Hang in Deckung lagen. Sharpe hatte dem Kloster einen Vorteil gegeben. Patrick Harper war dort, und Sharpe hatte schwache Captains dorthin befohlen, damit der irische Sergeant es leichter hatte, die Verteidigung zu leiten. Frederickson hielt Sharpes rechte Flanke, Harper seine linke, und in der Mitte war die Burg.

Sharpe hatte in der Burg vierzig Schützen und zweihundertfünfunddreißig Füsiliere. Der Raketen-Trupp war nach Süden gezogen, war verborgen hinter dem Hügelkamm, und die Männer warteten nervös im Sattel und mit den sonderbaren Lanzen in den Händen.

»Sir?« Ein Ensign rief vom oberen Absatz der Treppe hinunter, die zum Torturm hinaufführte.

»Ja?«

»Ein Mann reitet zum Wachtturm, Sir.«

Sharpe fluchte leise. Er hatte alles getan, um den Feind zu überzeugen, dass die Stellungen verlassen waren. Harper hatte eine Gruppe Schützen vom Wachtturm weggeführt, versteckt beim Pförtnerturm gewartet, als eine Kompanie

Füsiliere deutlich sichtbar die Fahnen eingeholt hatte und vor der Burg angetreten war, und dann waren alle über den Pass marschiert, außer Sicht nach rechts abgebogen und durch das Loch, das Pot-au-feus Männer für die Kanone gehackt hatten, ins Kloster gelangt. Der Offizier der Kompanie, einer der helleren Köpfe der Füsiliere, war nach Süden und über steile Hänge zu Gillilands nervösen Männern geritten.

»Sir?«, rief der Ensign.

»Ja?«

»Ein Bataillon kommt auf uns zu. Auf der Straße, Sir.«

Das war besser. Das war alles, was Sharpe erhoffen konnte, ein einziges Bataillon, das überprüfen sollte, dass die Gebäude geräumt waren. Ein Bataillon, das er noch vor dem Frühstück in Stücke schießen konnte.

Er stieg die Treppe hinauf, und der Ensign machte ihm Platz. Sharpe hielt sich weit genug von der Schießscharte zurück und beobachtete die Franzosen, die sich auf der Straße näherten. Sie marschierten lässig, hatten die Musketen geschultert, und einige der Männer hielten noch Brot von ihrem Frühstück in der Hand.

Ein Capitaine ritt dem französischen Bataillon voraus. Er spähte zum Burgfried hinauf und sah einen Vogel aus einem Loch im Mauerwerk fliegen. Ein zweiter Vogel tauchte auf, groß und schwarz, und hockte sich auf die Mauer, um sein Gefieder zu putzen. Der Capitaine grinste. Die Gebäude waren verlassen.

Sharpe war in die Kammern zurückgekehrt, in der es die Winden für die Fallgitter gab. Er sah den Capitaine entspannt über die Straße nahen. Der Franzose blickte hinauf zu der Schießscharte, und er hätte Sharpe eigentlich sehen müssen, doch sein Blick schweifte weiter zur Mauer hinauf.

»Jetzt!«, sagte Sharpe.

Der Füsilier, der sich neben eine Schießscharte duckte, öffnete den zweiten Korb. Die Dohle stieß einen Schrei aus, flatterte mit wilden Flügelschlägen auf das Licht zu, zwängte sich durch die Schießscharte und flog hinaus. Das Pferd des Capitaines scheute. Sharpe hörte, dass der Mann es beruhigte.

Der Capitaine strich dem Pferd über den Hals und tätschelte es. »Hast dich von einem Vogel erschrecken lassen, wie?« Er lachte und tätschelte ihm weiter den Hals. Dann hallte der Hufschlag laut auf dem Kopfsteinpflaster im gewölbten Torweg, der anstieg und in den Burghof führte. Der Capitaine lachte abermals, denn jemand hatte etwas mit Kreide in großen Buchstaben auf die Wand geschrieben: *Bonjour*.

Die Männer in der Kammer hielten den Atem an.

Der Capitaine ritt in den Burghof und sah, dass der Regen die Blutlachen abgewaschen hatte. Sie waren nur noch als verschwommene Flecken zu erkennen. Die Reste eines Feuers rauchten träge zu seiner Rechten vor einem niedrigen, flachen Block, in dem sich offenbar die Ställe befanden. Sein Pferd war unruhig, warf den Kopf auf und ab und tänzelte zur Seite. Er tätschelte dem Tier abermals beruhigend den Hals.

Einer der Adjutanten des Générals, der neugierig auf die Bauten in Spanien war, hatte sich zu Pferde einen Weg zwischen den Dornbüschen gebahnt und war zum Wachtturm geritten. Die Dornbüsche waren dort dicht. Der Pfad hindurch war gewunden und gesäumt von verblichenen kleinen Wollbüscheln, die vom Sommer zurückgeblieben waren, als Schafe auf diesen Hochweiden gegrast hatten. Der Adjutant band die Zügel seines Pferdes an den Stamm eines Dornbusches und fluchte leise, als ein Dorn über seine Hand schrammte. Er nahm einen Skizzenblock und einen Bleistift aus seinen Satteltaschen. Der Adjutant wusste, dass solche Türme gegen die Mauren

errichtet worden waren, und dieser Wachtturm hier war in gutem Zustand. Er schlenderte darauf zu und sah die Kanone. Er fragte sich, warum die Briten sie nicht mitgenommen hatten. Nun, sie waren in Eile gewesen. Das Geschütz war alt und hatte ein Kaliber, das von den Franzosen nicht benutzt wurde. Keine besondere Trophäe, sagte sich der Adjutant.

Er wandte sich um und beobachtete das Bataillon, das auf Burg und Kloster zu marschierte, sah den Capitaine unter dem Torbogen verschwinden, und dann blickte er nach rechts, wo sich die beiden anderen Bataillone auf der Dorfstraße formierten.

Dies war die neue Garnison des Tors Gottes, die Männer, die sicherstellen würden, dass die Truppen, die nach Vila Nova marschierten, eine sichere Zuflucht für ihren Rückzug haben würden. Dann schaute sich der Adjutant den Torbogen des Turms an und stieß einen Laut der Überraschung aus.

Das Tor hatte einen Rundbogen und war mit einem Zickzackmuster verziert, unverkennbar Französisch, und der Adjutant hielt es für ein gutes Omen, dass irgendein französischer Ritter oder Steinmetz den Bau dieses Wachtturms in einem fremden Land geleitet hatte. Er skizzierte den Rundbogen, hielt mit geschickten, schnellen Strichen die normannische Verzierung fest, und dreißig Yards entfernt beobachtete ihn der liebe Bill. Die Augenklappe und die falschen Zähne waren in seiner Tasche.

Der Général saß jetzt auf seinem Pferd. Er rückte seinen Degen zurecht und bereitete sich auf den Marsch des Tages vor. »Was macht Pierre?«

»Er macht Skizzen, Général.«

»Guter Gott!« Der Général war amüsiert. »Gibt es irgendein Gebäude, das er noch nicht skizziert hat?«

»Er sagt, er wird ein Buch schreiben, Général«, erwiderte ein anderer Adjutant.

Der Général lachte wiehernd. Das Bataillon schwenkte nach links ab und näherte sich der Burg. Der Général rückte seine Feldflasche mit Wein zurecht, überprüfte, dass der kleine Lederbeutel an seinem Sattelhorn den Tagesvorrat an Papier und Bleistift für Botschaften hatte, und grinste dann den Adjutanten an. »Ich kannte mal einen Mann, der ein Buch schrieb.« Er kratzte sich am Kinn. »Der stank aus dem Hals.«

Der Adjutant lachte pflichtschuldig.

Und das Hornsignal ertönte vom Pförtnerturm.

KAPITEL 20

Frederickson regte sich nicht. Er hatte gehofft, dass mindestens eine Kompanie französischer Infanterie zum Wachtturm geschickt werden würde, doch da war nur dieser einzelne Mann, der einen Skizzenblock in der Hand hielt und jetzt das schmale, gut aussehende Gesicht besorgt zur Burg wandte.

Abermals ertönte das Hornsignal, befahl unverkennbar »die Augen rechts!«, doch an diesem Morgen sagte es den sorgfältig postierten britischen Truppen, welcher der drei vorbereiteten Pläne ausgeführt werden sollte. Das Hornsignal erinnerte Frederickson an ein Signal bei der Fuchsjagd. In England begannen die Fuchsjagden um diese Uhrzeit.

Der Adjutant wandte sich seinem Pferd zu und verharrte. Niemand bedrohte ihn. Dennoch hatte er ein unbehagliches Gefühl. Mit seiner üblichen Sorgfalt nahm er eine Uhr aus seiner Tasche, ließ den Deckel aufschnappen, in den eine Widmung seines Vaters eingraviert war, und notierte die Uhrzeit auf seinem Skizzenblock. Vier Minuten vor neun. Er blickte schnell den Hügel hinauf und bemerkte das zweite Geschütz in einer frischen Stellung mit Blick nach Süden, aber er entdeckte immer noch keinen Feind. Dann sah er die Rotröcke in der Burg, und er erstarrte entgeistert …

Der Capitaine, dessen Pferd unruhig tänzelte, war durch das große Tor in den Burgfried geritten. Der überwölbte Torweg war am Ende mit Steinen blockiert, die bis zur Hüfte reichten. Er konnte den leeren Innenhof jenseits davon sehen. Das Pferd fürchtete sich immer noch vor etwas, und das war sonderbar. Der Capitaine rieb ihm über den Hals und sprach beruhigend auf das Tier ein. Dann

trieb er das Pferd auf die Stallungen zu. Er hörte den Marschschritt der ersten Kompanien, die sich der Burg näherten …

Der Colonel des Bataillons winkte mürrisch einem anderen Captain, der seine Soldaten nach rechts auf die Straße zum Kloster abschwenken ließ. Der Capitaine im Burghof blickte wieder zum Pförtnerturm. Das war einst ein prächtiger Bau, dachte er.

Der Capitaine gab seinem Pferd die Sporen und trabte auf das Burgtor zu. Er konnte melden, dass die Burg verlassen war. Er grinste und klopfte den Hals seines Pferdes. Dann scheute das Tier wieder, denn beim Pförtnerhaus wimmelte es plötzlich von Männern. Ein Offizier, ein Schütze, war aus dem Tor aufgetaucht, das zur Nordmauer führte. Neben ihn war ein Junge mit einem Signalhorn an den Lippen getreten, und die Töne hallten ins Tal.

Weitere Männer strömten aus einer kleinen Tür im Pförtnerhaus, Schützen, die in den überwölbten Torweg rannten, sich hinknieten und die Waffen anlegten. Sie ignorierten ihn anscheinend, und ebenso wenig beachteten ihn die anderen Grünröcke, die an dem Offizier vorbei zur Nordmauer rannten. Dann ertönte ein Ruf, gefolgt von Jubelgeschrei, und Schritte hämmerten hinter ihm. Rotröcke kletterten vom Burgfried, liefen zur eingestürzten Ostmauer, Sergeants brüllten ihre Männer an, Offiziere gaben Befehle, und auf einmal war der Captain allein im Burghof des Feindes. Er wollte seinen Degen ziehen, doch da sah er den Offizier der Schützen auf der Nordmauer winken. Die Geste war eindeutig. Absitzen! Ergeben! Neben dem Offizier kniete ein Grünrock mit angelegtem Gewehr.

Der Capitaine fluchte erbittert und stieg vom Pferd. Die ersten Schüsse zerrissen die Stille des Morgens.

Sharpe wandte sich um. Die erste französische Kompanie war knapp dreißig Yards von der Burg entfernt, als die

Musketenkugeln das vordere Glied hinwegfegten, dann das zweite, und er warf einen Blick nach links und sah, dass andere Schützen auf die Offiziere zielten. Gewehre krachten auf der Spitze des Pförtnerturms. Der französische Colonel stürzte rücklings von seinem Pferd, und dann schmetterte eine weitere Salve in die erste Kompanie. Die französischen Offiziere schrien ihren Männern Befehle zu, formierten sie zu einer Verteidigungslinie, und die tödlichen Gewehrschüsse von den Burgmauern trafen die Offiziere, und dann zielten die Schützen auf die Unteroffiziere.

»Blas weiter, Junge.« Der Hornist hatte eine Pause gemacht, um zu Atem zu kommen.

Eine halbe Kompanie Rotröcke stürmte in den Torbogen. Die Füsiliere formierten sich vorn zu einer Linie, und ihre Musketen spuckten Feuer und Rauch. Sharpe wusste, dass die Franzosen keinen Erfolg mit einem verzweifelten Frontalangriff haben würden. Das wäre ihre einzige Hoffnung gewesen, wenn die Offiziere noch gelebt und es erkannt hätten. Sharpe rannte zurück in den Pförtnerturm, hetzte die Treppe hinunter und hinaus in den Burghof auf die Ostmauer zu.

Den Feind am Tor stoppen und dann seine Flanke angreifen. Er hörte die französischen Rufe, das Schaben von Ladestöcken, die verzweifelt in Musketen gerammt wurden, und dann war er über die Trümmer der Ostmauer hinweg. Die Offiziere hinter ihm riefen Befehle, formierten das halbe Bataillon der Füsiliere in zwei Glieder, eine Linie, die nordwärts durch das Tal stürmen sollten. Sharpe wandte sich den Männern zu.

Er wartete, während Rotröcke noch ihre Positionen einnahmen und ihre Ausrüstung überprüften, und er trieb sie nicht zur Eile an. Alles musste perfekt sein, denn es war die einzige Chance zum Kampf im offenen Tal, die sie haben würden, und er wollte nicht, dass die Füsiliere übereilt

handelten und ihre Konzentration durch Aufregung und Furcht beeinträchtigt wurde. Er wies auf eine Lücke zwischen den Kompanien. »Aufschließen, Sergeant!«

»Sir!«

»Bajonette aufpflanzen!«

Klappern und Schaben entlang der Linie. Gewehre krachten beim Pförtnerturm, und dann wurde das Feuer zum ersten Mal von den Franzosen erwidert. Das überraschte Bataillon bildete eine grobe Schützenlinie an der Straßenkreuzung.

Sharpe wandte sich um und zog seinen schweren Säbel. »Vorwärts!«

In diesem Moment hätte er gern eine Kapelle gehabt, die das Schützenlied »Over the Hills and Far Away« spielte, aber nur das Horn klang, während er vorwärts stürmte. Er blickte nach links und sah immer noch keine weiteren französischen Truppen. Er fürchtete die französische Kavallerie, und er hatte einen Offizier mit Cross' zweitem Hornisten auf den Burgfried befohlen, damit ein Warnsignal geblasen wurde, wenn sie auftauchte.

Er schaute wieder nach vorn. Die Schützen auf dem Dach des Klosters feuerten in den Rücken des Feindes. Die Franzosen gerieten jetzt in Panik, drängten sich ostwärts auf das Dorf zu, und genau das wollte Sharpe. Er schwenkte mit der Linie nach links ab, zwang die Franzosen nach Osten, und die Schützen im gewölbten Torbogen rannten weiter links vor, während die Füsiliere die Schusslinie vor dem Tor blockierten.

Die Nervosität war jetzt verschwunden. Die Stunden des Zweifels im Laufe der Nacht, das Warten vor dem Kampf dieser kleinen Streitmacht gegen den Feind waren vorüber. Sharpe sah die Franzosen etwa fünfzig Yards voraus, und er musste sich bereits einen Weg durch ihre Gefallenen bahnen. Eine Musketenkugel pfiff dicht an seinem Kopf

vorbei, und er sah einen Franzosen, der mit einem Ausdruck von Erstaunen und Fassungslosigkeit auf dem jungen Gesicht gestorben war. Hinter Sharpe riefen die Sergeants: »Aufschließen! Aufschließen!« Es gab Verluste.

Sharpe stoppte, lauschte auf das Hämmern der Schritte hinter sich, hörte das Krachen der Schüsse vom Pförtnerturm, und dann war die Linie aus zwei Gliedern hinter ihm. »Füsiliere! Anlegen!«

Die Doppellinie legte die Musketen an. Für die Franzosen hatte es den Anschein, als hätte die rote Linie eine Vierteldrehung nach rechts gemacht.

»Feuer!«

Flammen stachen durch den Rauch, eine tödliche Salve aus kurzer Distanz, und die Rauchwolke breitete sich vor den Füsilieren aus und nahm ihnen die Sicht.

»Links schwenkt!«

Es würde kein perfekter Schwenk sein, aber das machte nichts. In Sharpes Ohren hallte noch das Krachen der Musketen nach.

»Angriff!«

Bajonette stachen durch den Rauch, Degen in den Händen der Offiziere, und Sharpe stürmte mit den Männern durch den wallenden Rauch und sah, dass die Franzosen flüchteten, wie er es vorausgesehen hatte. Die richtige Zeitabstimmung war alles. Dies hatte er in Gedanken immer wieder durchdacht in den einsamen Stunden, und er hatte davon geträumt, als der Regen auf das Kopfsteinpflaster des Burghofs geprasselt war.

»Halt! Ausrichten!«

Ein verwundeter Franzose schrie und kroch auf die Füsiliere zu. Die Straßenkreuzung war von Toten übersät, die in der einzelnen Musketensalve gefallen waren, die auf so kurze Distanz abgefeuert worden war, dass kaum ein Schuss hatte danebengehen können. Das Bataillon zog sich

führungslos und furchtsam zum Dorf zurück. Sharpe blieb bei dem gefallenen Colonel stehen. Das Pferd des Mannes war durchgegangen und durchs Tal galoppiert.

Sharpe lauschte immer noch auf das Hornsignal, das vor der französischen Kavallerie warnen würde. Er befahl den Männern, zu laden. Das war nicht einfach, denn die langen Bajonette ritzten ihnen die kalten Knöchel auf, als sie die Kugeln in den Lauf rammten, aber er brauchte noch eine Salve von ihnen.

Gilliland! Wo zur Hölle war Gilliland?

Der französische Offizier beim Wachtturm sah sie zuerst. Lanzenreiter! Die Briten hatten keine Lanzenreiter! Doch da waren welche, jagten von Süden wie die Teufel heran durch das schmale Gelände, das Burg und Wachtturm voneinander trennte. Ihre Formation wirkte zerrissen und unprofessionell, aber das lag vielleicht daran, dass die Pferde den Dornbüschen ausweichen mussten. Dann sah das französische Bataillon die Lanzenreiter, und die Offiziere und Sergents, die noch lebten, schrien Befehle. »Zum Karree formieren!« Sie wussten, was die Lanzenreiter mit verstreuter Infanterie machten, wussten, dass sie mit den langen Klingen abgeschlachtet werden würden, und die französischen Führer trieben ihre Männer an und bildeten das Karree, während die Reiter heranpreschten.

»Vorwärts!«, schrie Sharpe, dessen Säbel noch nicht von Blut befleckt war. Die beiden Glieder traten und stolperten über die Leichen der Franzosen hinweg, vorbei an den Verwundeten, die um Hilfe schrien, und Sharpe freute sich, denn nur noch Sekunden trennten ihn von seinem ersten Erfolg an diesem Tag.

»Links! Links! Links!«, schrie der Captain der Füsiliere, der die Lanzenreiter führte, schwenkte zur Burg hin ab und gestikulierte mit seinem Degen. Nicht in seinen wildesten Träumen hätte Sharpe die ungeübte Raketen-Truppe in

den Kampf getrieben. Die Männer wären gestorben wie die Fliegen. Aber sie hatten ihre Aufgabe gut erledigt. Sie hatten das Bataillon gezwungen, sich zu einem Karree zu formieren, zu einem soliden Ziel für eine weitere Musketensalve, und als die Reiter abschwenkten, durch den Bach jagten, dass das Wasser aufspritzte, und zum Burgtor ritten, ließ Sharpe die Schützenlinie wieder halten und die Waffen anlegen.

Die Franzosen wussten, was kam. Einige schrien auf, flehten um Schonung, und einige kauerten sich hin, als erwarteten sie einen Hagelsturm. Und dann stieß Sharpe den großen Säbel hinab.

»Feuer!«

Die Salve donnerte aus den Musketen des halben Bataillons, und die Kugeln schlugen in die Masse des Feindes.

»Attacke!«

Ein Hornsignal ertönte vom Burgfried. »Der Feind ist Kavallerie!«

»Zurück! Zurück! Zurück!«

Die Männer machten kehrt und rannten, wie es ihnen befohlen worden war. Sie flüchteten panikartig zur Ostmauer der Burg, fort von der Bedrohung der französischen Kavallerie, die vom Dorf nahte. An den Trümmern der eingestürzten Ostmauer hielten sie an, machten kehrt und bildeten eine Schützenlinie, mit der sie jeden Reiterangriff stoppen würden. Dann jubelten sie. Sie hatten es geschafft! Sie hatten ein französisches Bataillon vernichtend geschlagen, die Leichen im Tal waren der Beweis.

Sharpe ging zur Burg. Er sah, dass die deutschen Lanzenreiter der Franzosen weit entfernt, nicht formiert und keine Bedrohung waren. Er schaute zum Kloster und sah die riesige Gestalt von Patrick Harper, der auf dem

Dach stand. Leichen mit blauen Uniformröcken zeigten auf der Straße zum Kloster an, wo die französische Kompanie zurückgetrieben worden war. Sharpe winkte Harper zu, und der irische Hüne hob als Erwiderung die Hand. Sharpe lachte.

Er kletterte über die Steintrümmer der Ostmauer, die noch immer von der Explosion gezeichnet waren, die erst gestern stattgefunden hatte, und schaute zu den Füsilieren. »Wer sagte, dass es nicht zu schaffen ist?«

Einige lachten, andere grinsten. Hinter ihnen stiegen die Artilleristen dankbar von den Pferden und führten sie in den Innenhof. Sie lärmten aufgeregt wie Männer, die soeben eine Schlacht im Tal des Todes überlebt hatten, und Sharpe sah, dass Gilliland aufgeregt mit dem Captain der Füsiliere sprach, der sie in die Sicherheit der Burg geführt hatte. Sharpe hielt die Hände als Trichter vor den Mund und rief: »Captain Gilliland!«

»Sir?«

»Halten Sie Ihre Männer bereit!«

»Jawohl, Sir!«

Sharpe schob seinen Säbel in die Scheide und wandte sich an die Füsiliere. »Werden wir verlieren?«

»Nein!« Sie schrien es im Chor ins Tal hinaus.

»Werden wir siegen?«

»Ja! Ja! Ja!«

Pierre, der Adjutant, der totenbleich und einsam auf dem Hügel mit dem Wachtturm stand, hörte den dreifachen Ruf und starrte ins Tal. Die Überlebenden des Bataillons zogen sich zum Dorf zurück, angetrieben von den Schützen, die immer noch von der Burg und vom Kloster aus feuerten. Sie ließen das Tor Gottes hinter sich, bei dem die Toten und Verwundeten zurückblieben.

Der Adjutant zog seine Uhr aus der Tasche, klappte den Deckel auf und notierte die Zeit. Drei Minuten nach neun!

Sieben Minuten Kampf, der von einem Profi geplant worden war, sieben Minuten, in denen ein französisches Bataillon fast zweihundert Tote und Verwundete verloren hatte. Ein zweites Bataillon marschierte vor dem Dorf auf und öffnete die Reihen, um die Überlebenden hindurchzulassen, und die deutschen Lanzenreiter formierten sich am Fuß des Hügels zu Schwadronen.

»Hallo! Hallo!«

Der Adjutant brauchte ein paar Sekunden, bis ihm klar wurde, dass der Ruf ihm galt. Der Colonel der deutschen Lanzenreiter versuchte es abermals. »He, Mann!«

»Sir?«

»Was ist dort oben?«

»Nichts, Sir, Nichts!«

Einige Männer des besiegten Bataillons kehrten zu ihren Verwundeten zurück, doch sie wurden von Kugeln der Schützen zurückgetrieben. Sie protestierten, hielten die Arme hoch, um zu zeigen, dass sie unbewaffnet waren, aber die Schützen feuerten weiter. Die Franzosen zogen sich zum Dorf zurück.

Dubreton ritt zu den Lanzenreitern, hörte die Antwort des Adjutanten und schüttelte den Kopf. »Es ist eine Falle.« Natürlich war es eine Falle. Dubreton hatte beobachtet, wie Sharpe das halbe Bataillon ins Tal geführt hatte. Er hatte Sharpe wegen seiner Fähigkeit gehasst und zugleich seine Leistung bewundert, und kein Soldat, der ein Bataillon des Kaisers in so kurzer Zeit vernichtend schlagen konnte, würde diesen Hügel unbewacht lassen.

Der deutsche Colonel wies auf den Adjutanten. »Er ist dort, nicht wahr?«

»Die Briten sind auch dort.« Dubreton suchte das Gewirr der Dornbüsche ab. »Rufen Sie ihn herunter.«

Der Deutsche schüttelte den Kopf. »Soll ich den Hügel verlieren? Vielleicht haben sie nicht genug Männer, um ihn

zu verteidigen.«

»Auch wenn Sharpe nur die Hälfte Männer hätte, würde er den Wachtturm verteidigen.«

Der Deutsche drehte sich im Sattel um und sprach mit einem Lieutenant. Dann wandte er sich wieder Dubreton zu und grinste. »Ein Dutzend Männer, ja? Sie werden das Terrain besser erkunden als dieser Künstler.«

»Sie werden sie verlieren.«

»Dann räche ich sie. Abmarsch!«

Der Lieutenant gab seinen Leuten den Befehl und führte sie auf einen der gewundenen Pfade, die zwischen den Dornbüschen hinaufführten. Die Männer hielten die Lanzen hoch, sodass die rotweißen Wimpel einen leuchtenden Kontrast zu den dunklen Dornbüschen bildeten. Dubreton beobachtete den langsamen Aufstieg des Trupps, und er bangte um die Männer. Eine Kompanie Voltigeure kam vom Dorf her, französische Plänkler, die zur Verstärkung der Lanzenreiter geschickt wurden. Dubreton fragte sich, ob Sharpe nicht doch nur die beiden großen Gebäude oben auf dem Pass verteidigen ließ. Vielleicht hatte der deutsche Colonel recht. Vielleicht hatte Sharpe nicht genügend Männer, um das gesamte Terrain zu halten. Der Wachtturm war sehr weit von der Burg entfernt, weiter noch als das Dorf vom Burgtor.

Die Voltigeure mit leuchtend roten Epauletten auf ihren blauen Uniformen verschwanden zwischen den Dornbüschen. Sie hatten die Bajonette auf ihre Musketen aufgepflanzt. Sechzig Männer nahmen ein halbes Dutzend Pfade. Dubreton beobachtete den Aufstieg. Der Lieutenant war jetzt fast oben. »Wir hätten dort ein Bataillon einsetzen sollen.«

Der deutsche Colonel spuckte aus, nicht wegen Dubretons Worten, sondern wegen der Schützen, die verhinderten,

dass die Franzosen ihre Verwundeten holten. »Diese Bastarde!«

»Sie wollen uns zwingen, mit einer weißen Fahne zu kommen. Sharpe will Zeit gewinnen.« Dubreton schüttelte den Kopf. Sharpe war ein harter Feind.

Der Lieutenant der Lanzenreiter ritt aus den letzten Dornbüschen heraus und grinste den Adjutanten an. »Sie haben den Hügel eingenommen, Sir!« Er sprach gebrochen Französisch.

Pierre zuckte mit den Schultern. »Sie sind fort!«

»Vergewissern wir uns, Sir.«

Die Lanzenreiter verteilten sich, die Lanzen gesenkt, aber dies war auch kein Ort für einen atemberaubenden Kavallerieangriff, bei dem der Hufschlag trommelte und die funkelnden Klingen auf den Feind zustießen. Dies war ein beengter, unebener Hügel, überwuchert von Dornbüschen, und die Pferde gingen im Schritt, während die Reiter in das dichte, dunkle Dornendickicht spähten.

Frederickson beobachtete sie. Jammerschade, dachte er. Er hatte auf mindestens eine Kompanie gehofft, nicht auf so wenige Männer, aber er sagte sich, dass man nehmen musste, was das Schicksal einem gab. »Feuer!«

Nur die Schützen feuerten. Ihre Zahl war fast siebenmal so groß wie die der Lanzenreiter. Pferde stürzten mit schrillem Wiehern, Lanzenreiter fielen, und Frederickson erhob sich aus den Dornbüschen. »Vorwärts!«

Ein Lanzenreiter lebte noch wie durch ein Wunder. Er stand mit vorgestreckter Lanze da und schüttelte den Kopf, als Frederickson ihn auf Deutsch anschrie. Dann riefen ihn weitere Stimmen auf Deutsch an, Schützen, doch der Lanzenreiter weigerte sich immer noch stur, sich zu ergeben. Er griff mit der Lanze an. Er machte einen Ausfall auf Frederickson zu. Frederickson schlug die Lanze mit dem Säbel zur Seite. Sergeant Rossner versetzte dem

Lanzenreiter einen Tritt, dass er zu Boden stürzte. Dann setzte sich Rossner auf die Brust des Mannes und schrie ihn ärgerlich auf Deutsch an.

»Weiter!« Frederickson hetzte den Hügel hinauf, winkte seine Männer nach links und rechts und hörte die Flüche und Rufe, als sie sich aus den Dornbüschen erhoben. »Plänkler voraus!« Eine Musketenkugel schlug sich am Turm platt. »Tötet die Bastarde!« Frederickson war nicht beunruhigt wegen einer Kompanie französischer Plänkler. Er hatte sein Soldatenleben lang gegen Voltigeure gekämpft wie seine Männer, und er überließ es den Lieutenants, sie zurückzuschlagen, während er zum Geschütz ging, das nach Norden gerichtet war, und den Nagel aus dem Zündloch zog. Ein Skizzenblock war unter die Kanone gefallen. Frederickson bückte sich, hob ihn auf und wischte Schlamm von der offenen Seite ab, und dann sah er die Skizze vom Bogentor des Wachtturms.

»Captain?« Ein grinsender Füsilier kam um den Turm herum und drückte dem Adjutanten das Bajonett in den Rücken. Der Franzose blickte entsetzt drein. Er war bei den ersten Schüssen auf dem Hügel davongerannt und in der Geschützstellung in Deckung gegangen, und dann hatte es auf einmal auf dem Hügel von britischen Soldaten gewimmelt. Jetzt stand er dem Furcht einflößendsten Mann gegenüber, den er je gesehen hatte. Ein Mann mit nur einem Auge, einer leeren Augenhöhle und fehlenden Schneidezähnen, der ihn wölfisch angrinste.

»Dein Block?«, fragte Frederickson und hielt den Skizzenblock hoch.

»Oui, Monsieur.«

Der schrecklich aussehende Schütze warf einen Blick auf die Skizze, sah wieder den Franzosen an und sprach diesmal auf Französisch. »Warst du in Leca do Balio?«

»Non, Monsieur.«

»Da gibt es einen sehr ähnlichen Torbogen. Der würde dir gefallen. Und einige prächtige Spitzbogenfenster am Hauptschiff der Kirche. Und unten ebenfalls. Es ist eine Templerkirche, was vielleicht den ausländischen Einfluss erklärt.« Frederickson hätte jedoch seinen Atem sparen können. Der Adjutant war ohnmächtig geworden. Der Füsilier grinste Frederickson an. »Soll ich ihn töten, Sir?«

»Guter Gott, nein!« Frederickson sagte es schmerzlich berührt. »Ich möchte mit ihm reden!«

Gewehre krachten auf dem Turm, und die Schüsse stifteten Verwirrung unter den Lanzenreitern. Der deutsche Colonel fluchte. Sein rechter Oberschenkel war blutig. Mit verzerrtem Gesicht presste er eine Hand auf die Wunde, blickte zum Hügel hinauf und fluchte abermals.

Die Voltigeure wichen zurück durch die Dornbüsche, verfolgt von Kugeln, die ringsum einschlugen. Der Capitaine der Voltigeure sah weitere Rotröcke auftauchen, die mit Seitengewehren bewaffnet waren. »Zurück! Zurück!«

Dubreton galoppierte zum Dorf zurück. Alles, was sie getan hatten, jede Aktion hatte Sharpe vorausgesehen. Jede! Sie hatten ihm in die Hände gespielt, und nun waren sie gezwungen, das Nächste zu tun, was Sharpe genau geplant hatte. Sie waren gezwungen, um einen Waffenstillstand zu bitten, um ihre Verwundeten zu bergen. Sharpe wollte Zeit gewinnen, und sie würden sie ihm auf dem Silbertablett servieren.

»Colonel!« Das war die Stimme des Générals. Hinter dem Général spießte ein Adjutant bereits ein weißes Tischtuch aus dem Gasthaus auf einen Degen.

»Jawohl, Général. Ich weiß.«

Der Adjutant breitete unglücklich das weiße Tuch aus, und Dubreton konnte Weinflecke vom vergangenen Abend darauf sehen. Das schien so lange her zu sein, doch seine

Gäste beim gestrigen Abendessen hatten bereits den Stolz der Franzosen mit Blut besudelt. Beim nächsten Mal würde es nicht so leicht für sie sein.

Dubreton machte kehrt und trieb sein Pferd an dem neuen Bataillon vorbei, und der Adjutant folgte ihm.

Die Schüsse verstummten am Tor Gottes, die Brise trug den Pulverrauch nach Westen davon, und Sharpe trat auf das Weideland hinaus, das mit Toten übersät war, und wartete auf seinen Feind.

KAPITEL 21

»Major Sharpe.«

»Sir.« Sharpe salutierte.

»Ich hätte es wissen sollen, nicht wahr?« Dubreton neigte sich im Sattel vor. »Starb Sir Augustus in der Nacht?«

»Er stellte fest, dass er woanders etwas zu erledigen hatte.«

Dubreton seufzte. Er richtete sich auf und schaute zu den Verwundeten. »Das nächste Mal wird es nicht so leicht sein, Major.«

»Stimmt.«

Der französische Colonel lächelte Sharpe gequält an. »Es nutzt nichts, Ihnen zu sagen, dass dies sinnlos ist, oder? Nein, das nutzt nichts.« Er wurde förmlicher. »Wir möchten unsere Verwundeten bergen.«

»Bitte, tun Sie das.«

»Darf ich fragen, wer auf die Trupps feuerte, die vorgeschickt wurden, um genau das zu tun?«

»Haben wir jemanden getroffen?«

»Dennoch möchte ich unseren Protest zum Ausdruck bringen.«

Sharpe nickte. »Sir.«

Dubreton seufzte. »Ich bin ermächtigt, Ihnen einen Waffenstillstand für die Zeit anzubieten, die es dauert, bis die Verwundeten und Gefallenen geborgen sind.« Er schaute über Sharpes Kopf hinweg und furchte die Stirn. Füsiliere gruben an den Gräbern, die am Vortag ausgehoben worden waren.

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nein, Colonel.« Die Franzosen konnten Protzen bringen und ihre Verwundeten binnen einer halben Stunde fortschaffen. »Jeder Waffenstillstand muss bis zum Mittag dauern.«

Dubreton blickte zu den Verwundeten. Diejenigen, die bei Bewusstsein waren, riefen um Hilfe, denn sie wussten, weshalb er gekommen war, und einige krochen stumm auf ihn zu, was noch schrecklicher war. Andere lagen in ihrem Blut und schrien nur. Manche waren still, ihr Leben war zerstört, und sie würden in Frankreich Krüppel sein. Einige würden überleben und wieder kämpfen, und ein paar von ihnen humpelten über die Straße in Richtung Dorf. Der Colonel schaute wieder Sharpe an. »Ich muss Ihnen offiziell mitteilen, dass unser Waffenstillstand nur so lange dauern wird, bis unsere Männer geborgen wurden.«

»Dann muss ich Ihnen offiziell mitteilen, dass Sie nicht mehr als zehn Mann zu ihrer Hilfe schicken. Auf jeden darüber hinaus wird geschossen werden, und meine Schützen werden den Befehl zum Töten erhalten.«

Dubreton nickte. Er hatte wie Sharpe gewusst, wie diese Verhandlung ablaufen würde. »Elf Uhr, Major?«

Sharpe zögerte und nickte dann. »Elf Uhr, Colonel.«

Dubreton zeigte die Andeutung eines Lächelns. »Danke, Major.« Er wies zum Dorf. »Darf ich?«

»Bitte.«

Dubreton winkte heftig, und die ersten Männer rannten aus den Gliedern des wartenden Bataillons. Einige schafften Tragen heran, und dann gab es ein größeres Durcheinander in den Gliedern, denn zwei der merkwürdigen französischen Ambulanzen fuhren über die Straße. Es waren kleine bedeckte Wagen, die für den Komfort der Verwundeten gefedert waren, und die britischen Soldaten beneideten die Franzosen darum. Mehr Männer überlebten eine Amputation, wenn das Körperglied

binnen Minuten nach der Verwundung auf dem Schlachtfeld entfernt wurde. Die Franzosen hatten die schnellen Ambulanzen entwickelt, um die Verwundeten sofort zu den wartenden Ärzten zu bringen.

Sharpe blickte zu Dubreton auf. »Sie hatten sie sehr nahe zur Hand, wenn man bedenkt, dass Sie nicht mit einem Kampf rechneten.«

Dubreton zuckte mit den Schultern. »Sie brachten gestern Abend das Essen und den Wein, Major.«

Sharpe bereute seine Worte. Bei der letzten Begegnung mit Dubreton hatte er von dem Franzosen ein Geschenk erhalten, und jetzt waren sie Feinde auf einem Schlachtfeld.

Der Colonel schaute zu den britischen Pionieren, die lockeres Erdreich von den Gräbern schaufelten. »Ich gehe davon aus, Major, dass wir keine militärischen Arbeiten während der Dauer des Waffenstillstands verrichten, oder?«

Sharpe nickte. »Einverstanden.«

»Ich darf also annehmen, dass dies kein Verteidigungsgraben werden soll?«

»Ein Grab, Sir. Wir haben ebenfalls Männer verloren.« Die Lüge kam ihm glatt über die Lippen. Drei Füsiliere waren gefallen und acht waren verwundet, doch das Grab wurde nicht für die Toten vergrößert.

Sharpe wandte sich zur Burg und winkte wie zuvor Dubreton, und die Posten ließen den französischen Capitaine frei. Er ritt auf das Feld, trabte auf Dubreton zu und schaute entsetzt auf das Blutbad, das über sein Bataillon hereingebrochen war. Hinter ihm rollten Füsiliere den Ochsenkarren vor den überwölbten Torweg und blockierten ihn.

Sharpe winkte dem Capitaine zu und sprach mit Dubreton. »Capitaine Desaix hatte das Pech, sich im

Burghof aufzuhalten, als der Kampf begann. Er hat mir sein Ehrenwort gegeben und sich verpflichtet, keine Waffen gegen Seine Britannische Majestät oder deren Verbündete zu richten, bis er gegen einen Offizier im gleichen Rang ausgetauscht ist. Bis dahin untersteht er Ihrem Kommando.« Es waren gespreizte Worte, aber eine notwendige Formalität, und Dubreton nickte.

»So soll es sein.« Er sprach auf Französisch mit dem Capitaine, nickte zum Dorf hin, und der junge Mann gab seinem Pferd die Sporen und ritt davon. Dubreton wandte sich wieder an Sharpe. »Er hatte Glück.«

»Ja.«

»Ich hoffe, das Glück bleibt Ihnen treu, Major.« Dubreton nahm seine Zügel auf. »Bis zum nächsten Mal.«

Er zog das Pferd herum, drückte ihm die Sporen in die Flanken und ritt davon. Sharpe schaute ihm nach. Noch etwas über anderthalb Stunden, und der Kampf würde von Neuem beginnen.

Sharpe hielt bei den Pionieren an, die Erdreich aus den Gräbern schaufelten. Ein Sergeant schaute zu ihm auf. »Verdammt grausig, Sir. Was machen wir mit ihnen?«

Die Leichen waren jetzt unbedeckt, nackt und bleich und mit Erde behaftet, und ihre Verwundungen wirkten irgendwie unwirklich.

»Sie waren nicht tief begraben, oder?«

»Nein.« Der Sergeant der Pioniere schniefte. Die Leichen waren gerade ein Fuß tief unter der Erde gewesen, kein Schutz gegen die Aasfresser, die das Erdreich weggescharrt und das tote Fleisch zerrissen hätten.

Sharpe nickte zum südlichsten Teil des Grabens, der dem mit Dornbüschen bedeckten Hügelhang am nächsten war. »Bringt sie dort rauf. Grabt tief. Ich will den Großteil dieses Grabens frei haben.«

»Jawohl, Sir.«

»Und beeilt euch.«

Der Sergeant kratzte sich an der Wange. »Wir könnten einige Hilfe brauchen, Sir.«

Sharpe wusste, dass die Zahl der Männer ausreichte. »Wenn der Graben nicht in anderthalb Stunden fertig ist, dann lasse ich Sie hier, dem Angriff ausgesetzt.«

»Jawohl, Sir.« Die formelle Höflichkeit konnte kaum den Hass des Sergeants verbergen. Als Sharpe weiterging, hörte er, dass der Mann ausspuckte, aber dann folgten Befehle an die Pioniere, schneller zu arbeiten, und Sharpe ließ es dem Sergeant durchgehen. Es war eine grausige Arbeit, aber die Pioniere eines Bataillons bekamen oft die grauenvollsten Jobs und den wenigsten Dank. Diesmal würde ihre Arbeit wenigstens nicht vergeblich sein. Sharpe würde den Graben brauchen, um seine Toten darin zu begraben, wenn diese Sache erledigt sein würde.

Er stieg in den Burgfried hinauf und ließ sich mit seinem Fernrohr und einer Tasse Tee oben auf der Mauer nieder. Er sah, dass Fredericksons Männer Dornbüsche vom Hang gegenüber dem Dorf schleiften. Einige Männer schlugen Dornbüsche mit Bajonetten ab, andere zogen sie weg, sodass eine breite Schneise auf dem Hügelhang entstand. Die Büsche wurden zum südlichen Hang gebracht, der noch ungeschützt war, und Sharpe fragte sich, wer sich diese List ausgedacht und die Befehle gegeben hatte. Das würde er zweifellos bald herausfinden. Er rechnete damit, dass der Wachtturm das nächste Angriffsziel der Franzosen sein würde, und er nahm an, dass der Turm am Nachmittag fallen würde. In Gedanken übte er den Plan für die Evakuierung der Garnison. Genau genommen verstieß alles, was Frederickson auf dem Hügel tat, gegen die Bestimmungen des Waffenstillstands, aber die Franzosen nahmen es ebenfalls nicht sehr genau. Durch das Fernrohr sah Sharpe, dass die Artillerie ins Dorf kam. Zwölfpfünder,

die Könige des Schlachtfelds, die in den nächsten Stunden Leid und Tod bringen würden.

An diesem Morgen wünschte sich Sharpe Gesellschaft, aber er wollte mit keinem Soldaten sprechen. Er hätte gern mit Teresa geredet, aber selbst sie hätte ihm kaum seine Furcht vor einer Niederlage nehmen können. Normaler Menschenverstand sagte, dass ein Angreifer einen Vorteil von drei zu eins brauchte, um eine gut gelegene Verteidigungsanlage einzunehmen, und Sharpes Verteidigung war so gut, wie er sie nur hatte errichten können. Es mangelte ihm jedoch an Artillerie, um gegen die französischen Geschütze bestehen zu können, und die Franzosen konnten weitaus mehr als drei Angreifer gegen jeden Verteidiger aufbieten. Da waren natürlich die Raketen, doch sie würden gegen die Artillerie nutzlos sein. Mit ihnen hatte Sharpe andere Pläne.

Sinnlose Pläne, dachte er, so nutzlos wie der Stolz und das Pflichtgefühl, die ihn getrieben hatten, am Tor Gottes zu bleiben, wo er nicht siegen konnte. Er konnte den Marsch der Franzosen verzögern, und jede gewonnene Stunde war eine Art Sieg, aber die Zeit würde mit einem hohen Preis erkauft werden – mit dem Leben von Männern.

Sharpe kniete sich wieder hinter die Brüstung und spähte durch das Fernrohr. Er sah acht Helme von Schützen aufgereiht auf den Zinnen des Wachtturms. Acht Bataillone französischer Infanterie waren in Sicht! Acht! Man konnte auch viertausend Mann sagen, und es klang nicht besser. Er lachte grimmig vor sich hin. Man hatte ihn zum Major gemacht, und seine erste große Leistung würde darin bestehen, ein Bataillon zu verlieren. Was hatte Harry Price auf dem Marsch von Frenada hierher gesagt? Dass Männer nicht lange lebten, wenn sie für Major Richard Sharpe kämpften. Das war ein bitterer Nachruf, und Sharpe schüttelte den Kopf, als könne er dadurch seine pessimistischen Gedanken verbannen.

»Sir?« Eine quäkende Stimme. »Sir?«

Der Hornist kam langsam auf ihn zu. Er trug Sharpes Gewehr über der schmalen Schulter und hielt einen Teller. »Die Küche schickt das, Sir. Für Sie.«

Brot, kalter Braten und Kekse. »Hast du schon gegessen, Junge?«

Der Junge zögerte. Sharpe grinste.

»Bedien dich. Wie alt bist du?«

»Vierzehn, Sir.«

»Woher hast du das Gewehr?«

»Ein Soldat legte es gestern Abend in Ihr Quartier, Sir. Ich habe mich darum gekümmert. Es macht doch nichts aus, Sir?«

»Nein. Möchtest du Schütze sein?«

»Ja, Sir«, sagte der Junge eifrig. »Captain Cross sagt, noch zwei Jahre, und dann kann ich ins Glied treten.«

»Vielleicht wird dann der Krieg vorüber sein.«

»Nein.« Der Junge schüttelte entschieden den Kopf. »Das kann nicht sein, Sir.«

Vielleicht hatte er recht. Es gab so lange Krieg zwischen Britannien und Frankreich, wie dieser Junge lebte. Er war der Sohn eines Schützen, wuchs im Regiment auf und kannte kein anderes Leben. Mit zwanzig würde er Sergeant sein – wenn er überlebte –, und wenn der Krieg zu Ende war, würde er zu den alten Soldaten zählen, die niemand mehr haben wollte.

Sharpe wandte den Blick von ihm ab und schaute über die Brüstung zu den Reitern, die wieder am Ende der Dorfstraße aufgetaucht waren. Ein General, kein Geringerer, trat zum Kampf gegen Sharpe an.

Der Général trommelte mit den Fingern auf der ledernen Schreibbox an seinem Sattel. Verdammter Sharpe! Verdammter Pass! Verdammter Morgen! Der Général

schaute zu seinem Adjutanten, der Zahlen aufschrieb. »Nun?«

Der Capitaine war nervös. »Wir nehmen an, dass sich das halbe Bataillon in der Burg befindet, Général, vielleicht etwas mehr. Wir haben eine Kompanie auf dem Hügel und einige Rotröcke im Kloster gesehen.«

»Verdammte Schützen?«

»Gewiss ist eine Kompanie auf dem Hügel. Aber sie haben auch ein paar in der Burg, und wir sahen ein halbes Dutzend im Kloster.«

»Sie meinen, da sind mehr als eine Kompanie?«

Der Capitaine nickte unglücklich. »Es hat den Anschein.«

Der Général sah Ducos an, dessen Augen ohne den Schutz der Brille tränten. »Nun?«

»Sie haben zwei Kompanien. Eine auf dem Hügel, die andere in zwei Hälften geteilt.« Dem Général missfiel Ducos' formlose Ungezwungenheit. »Schützen sind Bastarde, Commandant. Mir gefällt nicht, wie sie sich dort drüben einnisten. Und wo sind diese Lanzenreiter?«

Ducos zuckte mit den Schultern. »Ich habe sie nicht gesehen.« Sein Tonfall deutete an, dass sie nicht existieren konnten, wenn er sie nicht gesehen hatte.

»Aber ich habe sie gesehen! Gottverdammt, ich habe sie gesehen! Alexandre?«

Dubreton schüttelte den Kopf. »Die Engländer haben keine Lanzenreiter, und wenn sie welche hätten, dann würden sie Kavallerieumhänge tragen, keine Infanteriemäntel. Und heute Morgen griffen sie nicht an, wie Sie sich erinnern werden.«

»Also?«

Dubreton verlagerte sein Gewicht im Sattel, und das Leder knarrte. »Nun, ich weiß, dass La Aguja hier ist, und ich halte es für unwahrscheinlich, dass sie allein durch die Gegend reitet. Ich nehme an, es sind Partisanen, denen die

Engländer Mäntel der Armee gegeben haben.« Er zuckte mit den Schultern. »Sie geben ihnen auch alles andere.«

Der Général schaute zur anderen Seite. »Ducos?«

»Das ergibt keinen Sinn.« Es klang widerwillig.

»Rechnen wir also fünfzig Partisanen hinzu. Und nun sagen Sie mir, wie viele britische Soldaten dort sind und wo.« Der Général schaute den Adjutanten an.

Der Capitaine trug nicht gern Verantwortung. Er wirkte bedrückt. »Sechzig Schützen und hundert Rotröcke auf dem Hügel, Général. Dreißig und dreihundert in der Burg, und dreißig Schützen und hundert Rotröcke im Kloster.«

Der Général stieß einen Grunzlaut aus. »Dubreton?«

»Ich stimme zu, Général. Vielleicht ein paar weniger im Kloster.«

»Geschütze?«

Dubreton gab die Antwort. »Unsere Gefangenen sind sich dessen sicher. Eine Kanone im Kloster, die nicht transportiert werden kann. Eine bei der zum Teil eingestürzten Mauer, die keine Gefahr ist, bis wir den Burghof erreichen, und zwei Kanonen auf dem Hügel.«

»Und sie haben Kanoniere dabei?«

»Jawohl, Général.«

Der Général schwieg eine Weile. All das kostete Zeit, wertvolle Zeit. Er wollte am Nachmittag am Fluss sein, ihn am Abend durchquert haben und morgen bei Einbruch der Dunkelheit in Vila Nova eintreffen. Das war optimistisch, das wusste er, und er hatte sich einen weiteren Tag zugebilligt. Wenn ihn jedoch dieser verdammte Sharpe heute den ganzen Tag über aufhielt, dann würde die Operation gefährdet sein. Er spielte mit einem Gedanken. »Was wäre, wenn wir sie einfach ignorieren? Diese verdammte Burg mit Voltigeuren umzingeln und einfach an ihnen vorbeimarschieren? Na?«

Es war ein verlockender Gedanke. Wenn die drei Bataillone, die das Tor Gottes mit einer Garnison belegen sollten, hier blieben und die Belagerung fortsetzten, konnte der Rest der Streitmacht in Portugal einmarschieren. Aber alle Offiziere wussten, was geschehen konnte. Wenn die Burg nicht von den drei Bataillonen eingenommen wurde, war der Rückzug des Générals blockiert. Es gab auch noch einen anderen Punkt, der dagegen sprach. Dubreton sprach ihn aus.

»Der Pass ist zu schmal. Diese verdammten Schützen werden jedes Pferd abschießen, das hindurchgeht.« Vor seinem geistigen Auge sah er schreckliche Bilder. Ein Chaos mitten auf dem Pass. Ein Durcheinander von toten und verletzten Pferden, umgestürzte Geschütze, die den Weg blockierten, sodass die Männer zur Zielscheibe der gnadenlosen Grünröcke wurden.

Der Général schaute zum Wachtturm. »Wie lange wird es dauern, den Turm einzunehmen?«

»Mit wie vielen Bataillonen, Général?«, fragte Dubreton.

»Mit zwei Bataillonen.«

Dubreton blickte zu den Dornbüschen, den steil ansteigenden Hügel hinauf, und er stellte sich vor, dass die Soldaten ins Gewehrfeuer des Feindes hinaufstiegen. »Zwei Stunden, Général.«

»Nur zwei Stunden?«

»Wir werden den Männern Orden versprechen.«

Der Général lachte humorlos. »Wir können den Turm also bis ein Uhr einnehmen. Eine weitere Stunde, um dort Geschütze in Stellung zu bringen.« Er schüttelte den Kopf. »Wir könnten unsere Geschütze genauso gut hier aufstellen! Sie können diese Bastarde zu Hackfleisch machen.«

»Weshalb sollen wir überhaupt den Turm einnehmen?«, fragte Ducos. »Warum nehmen wir nicht einfach die Burg

ein?« Keiner antwortete, und er fuhr fort: »Wir verlieren nur Zeit! Colonel Dubreton hat ihnen bereits Zeit bis elf Uhr geschenkt! Wie viele Männer würden Sie beim Angriff auf den Turm verlieren, Colonel?«

»Fünfzig.«

»Und dann muss die Burg immer noch eingenommen werden. Verlieren Sie die Männer stattdessen dort.« Ducos nahm die Burg nur als verschwommenen Fleck wahr, doch er wies mit einer wegwerfenden Geste hin. »Ein Angriff *en masse!* Geben Sie den ersten fünf Gliedern Orden und greifen Sie an!«

En masse. Das war die französische Angriffsweise, die Methode, die den Armeen des Kaiserreichs in ganz Europa den Sieg gebracht hatte. Es war die Angriffsweise des Kaisers, der Einsatz der Masse. Es war die Methode, die Masse wie ein Geschoss aus Menschen gegen die Verteidiger der Burg zu werfen, sie mit Zielen zu überfluten, sie mit den vielen Trommlern in der Mitte der Kolonne in Schrecken zu versetzen und über die Toten hinweg zum Sieg zu stürmen. Die Burg konnte am Mittag eingenommen sein, und der Général wusste, dass das Kloster keine so große Bedrohung war, denn es war weniger stark besetzt und ungeschützter gegen den Beschuss der Zwölfpfünder. Die Burg einnehmen, das Geschütz im Kloster ausschalten, und dann konnten die Truppen um vierzehn Uhr in den Pass marschieren und die Besatzung des Wachtturms vergessen, ignorieren, mit der Verachtung behandeln, die sie verdienten. *En masse*.

Er versuchte, die Verluste einzuschätzen. Sie würden stark in den ersten Gliedern sein, vielleicht hundert Tote, aber das war ein geringer Preis für die Zeit, die er brauchte. Er konnte es sich nicht erlauben, die doppelte Zahl Soldaten zu verlieren, ohne dass es ins Gewicht fiel. Die Angriffsweise des Kaisers, und dieser elende Ducos würde seinen Bericht schreiben, und es würde sich gut

machen, wenn darin stand, dass der Sieg mit der Angriffsweise des Kaisers errungen wurde!

»Alle Bataillone im Dorf.« Er dachte laut. »Fünfzig Mann in jedem Glied. Wie viele Glieder?«

»Achtzig«, sagte der Adjutant. Ein großes Rechteck von achttausend Männern, die Trommler in der Mitte, und achtzig Glieder, die unaufhaltsam vorstießen.

Dubreton hatte sich eine Zigarre angezündet. Er blies einen Rauchring und sagte: »Mir gefällt das nicht.«

Der Général wurde unsicher. Ihm gefiel der Gedanke, und er wollte ihn sich nicht ausreden lassen, aber er sah Dubreton widerstrebend an und hörte ihm zu. »Warum nicht?«

»Zwei Gründe sprechen meiner Meinung nach dagegen, Général. Erstens haben sie einen Graben vor der Burgmauer angelegt. Der könnte ein Hindernis sein. Zweitens macht mir der Burghof Sorgen. Wenn wir dort reingehen, könnte jeder Ausgang blockiert sein. Wir würden in eine Sackgasse geraten und von Schützen von drei Seiten aus beschossen werden.«

Ducos hielt ein kleines Fernglas ans rechte Auge. »Der Graben erstreckt sich nicht über die ganze Breite der Mauer.«

»Stimmt.«

»Wie breit ist er?«

Dubreton zuckte mit den Schultern. »Er ist schmal. Man könnte ihn mit einiger Anstrengung überspringen, aber …«

»Aber?«, warf der General ein.

»In einer Kolonne sieht man nicht die Hindernisse, die vor einem sind. Das erste Glied wird noch über das Hindernis hinwegspringen, doch die Glieder dahinter stolpern und stürzen.«

»Dann warnen Sie die Männer! Und halten Sie die Kolonne rechts! So werden die meisten Männer am Graben

vorbeimarschieren!«

»Jawohl, Général.«

Der Général blies in die Hände und grinste. »Und der Burghof? Den füllen wir mit Musketen! Jeder verdammte Schütze, der seinen Kopf zeigt, wird getötet! Wie viele Männer vermuten wir dort?«

»Dreihundertdreißig, Général«, sagte der Adjutant.

»Wir haben Angst vor dreihundert Mann? Gegen achttausend?« Der Général lachte wiehernd. »Einen Orden für den ersten Mann im Burgfried. Sind Sie damit zufrieden, Dubreton?«

»Ich habe bereits einen, Général.«

»Sie marschieren nicht mit, Alexandre. Ich brauche Sie.« Der Général grinste ihn an. »Gut! Wir ignorieren den Wachtturm. Sollen sie sich für wichtig halten. Sie werden eines Besseren belehrt. Wir greifen *en masse* an, *Messieurs*, und wir schicken jeden Voltigeur vor, um die Grashüpfer beschäftigt zu halten!« Er war wieder gut gelaunt. »Wir werden sie lähmen, *Messieurs!* Wir machen es auf die Art von Bonaparte!«

Der Wind von Osten wurde kälter und blies den Verteidigern der Burg ins Gesicht. Die kleinen überfluteten Stellen beim Bachufer begannen zuzufrieren. Hinter dem Dorf nahmen die französischen Bataillone ihre Befehle entgegen, mit denen sie auf die Art und Weise des Kaisers zum Tor Gottes geschickt wurden.

KAPITEL 22

»In Britannien, ja?«

Der gefangen genommene Adjutant nickte. Dieser grässlich aussehende Captain der Schützen war eigentlich überhaupt nicht so böse, und mit der Augenklappe und den falschen Zähnen sah er nicht mehr ganz so Furcht erregend aus. Der Adjutant nahm den Bleistift und zeichnete ein Wildschwein als Statue. »Die Statuen sind alle im Westen. Und Sie sagen, es gibt die gleichen Dinger in Portugal?«

Frederickson nickte. »In Braganza, genau die gleichen. Und in Irland.«

»So können also die Kelten hier gewesen sein?«

Frederickson zuckte mit den breiten Schultern. »Oder sie sind von hier gekommen.« Er tippte auf die Zeichnung der Wildschweinstatue. »Ich hörte, es sollen Symbole des Königtums sein.«

Pierre zuckte mit den Schultern. »Es heißt, in Britannien sollen es Altäre sein. Einer hat sogar eine Nische, in die man einen Becher Blut stellen kann.«

»Ah!« Frederickson schielte hin, als der Franzose die Nische einzeichnete. Es war ein interessanter Morgen gewesen. Der Franzose hatte mit Frederickson darin übereingestimmt, dass die Architektur von Salamanca unglaublich, aber übertrieben in Feinheiten ausgearbeitet war. Vor lauter Einzelheiten ging die große Linie verloren, fand Frederickson, und der Franzose war erfreut gewesen, einen anderen Ketzer zu finden, der diese Ansicht mit ihm teilte. In Wirklichkeit konnten beide Männer solche modernen Arbeiten nicht ausstehen, sie zogen die solide

Einfachheit der Architektur des zehnten und elften Jahrhunderts vor. Frederickson hatte aus der Erinnerung die portugiesische Burg von Montemoro Velho gezeichnet, und Pierre hatte ihm interessiert Fragen gestellt. Jetzt hatten sie tiefer in der Geschichte gekramt und über die sonderbaren Leute geplaudert, von denen die steinernen Wildschweine stammten. Sie wurden unterbrochen, als ein Sergeant der Schützen zu ihnen kam. »Sir?«

Frederickson blickte von der Zeichnung auf. »Tom?«

»Zwei Froschfresser-Offiziere im Süden, Sir. Schnüffeln herum. Taylor sagt, sie sind in Schussweite.«

Frederickson blickte Pierre an. »Wie spät ist es?«

Pierre zog seine Uhr aus der Tasche und schaute nach. »Eine Minute vor elf.«

»Sag Taylor, er soll in einer Minute feuern und einen der Bastarde töten.«

»Jawohl, Sir.«

Frederickson wandte sich wieder an den Franzosen. »Hast du den steinernen Stier an der Brücke von Salamanca gesehen?«

»Ah, der ist faszinierend.«

Der Sergeant grinste und ließ sie allein. In einer Minute würde der liebe Bill wieder der Alte sein, Englisch reden anstatt verdammtes Französisch, und die Froschfresser töten. Der Sergeant kehrte zurück zwischen die Dornbüsche und überlegte, welcher andere Schütze mit Taylor schießen sollte und die beste Chance haben würde, den zweiten französischen Offizier zu töten. Der liebe Bill gab jedem eine Extraration Rum, der beweisen konnte, dass er einen feindlichen Offizier getötet hatte.

Sharpe stand auf den Trümmern der Ostmauer. Am Fuß der Trümmer verlief jetzt der flache Graben. Er war keine drei Fuß tief und ziemlich schmal, aber der aufgeschüttete

Erdaushub vergrößerte die tatsächliche Tiefe um ein Drittel. Es würde reichen.

»Wie spät ist es?«

»Elf Uhr, Sir.« Captain Brooker war nervös.

Sharpe blickte zu den Männern, die hinter dem Pförtnerhaus verborgen waren. Die Artilleristen waren so nervös wie Brooker, und ihre gebündelten Raketen wirkten wie Bauernspieße auf einem Jahrmarkt. Sie verbargen auf Sharpes Befehl hin ihre blauen Uniformen unter Mänteln der Füsiliere, und sie waren ein bunt gemischter Haufen. Sharpe grinste Gilliland zu und hob die Stimme. »Seien Sie nicht zu ungeduldig! Ich nehme an, sie greifen erst den Wachtturm an!«

Zwei Gewehrschüsse fielen in der Ferne. Sharpe hielt vergeblich nach verräterischem Rauch Ausschau. »Das muss auf dem südlichen Hang sein.«

»Sieht aus, als hätten Sie recht, Sir.«

»Ja.« Sharpe klang beunruhigt.

»Soll ich gehen?« Brooker war erpicht darauf, von den Trümmern fort zu kommen, wo er ungeschützt war. Er würde eine Kompanie Füsiliere ins Tal führen, das Burg und Wachtturm trennte, eine Kompanie, die durch Captain Cross und zwanzig Schützen verstärkt war. Sie würden Fredericksons Rückzug decken, wenn es auf dem Hügel von französischer Infanterie wimmeln würde.

»Warten Sie einen Moment.« Es war kein weiterer Schuss vom Hügel mit dem Wachtturm gefallen. Sharpe spähte wieder zum Dorf. »Aha!«

Das französische Bataillon vor dem Dorf marschierte südwärts, auf den Wachtturm zu, und Sharpe sah die Männer der hinteren Kompanien durch den Bach waten. Also der Wachtturm! Sharpe hatte mit dem Gedanken gespielt, die Franzosen würden in Eile sein und vielleicht gleich Burg und Kloster angreifen, aber Zeit war allem

Anschein nach nicht ihre Hauptsorge. Sie würden diese Sache richtig machen. Er sah das eine Bataillon südwärts ziehen und schloss aus den Schüssen, dass sich ein weiteres außer Sicht jenseits des Hügels befand. Bald würde Frederickson alle Hände voll zu tun haben. Sharpe grinste Brooker an. »Los! Gute Jagd!«

Brooker und Cross würden die Burg durch das große Loch in der Südseite des Burgfrieds verlassen, durch das so viele von Pot-au-feus Anhängern vorübergehend entkommen waren. Sharpe dachte zufrieden daran, dass Hakeswill gefesselt im Kerker lag, und dann fragte er sich, was mit diesen Gefangenen geschehen würde, wenn die Franzosen in die Burg einfielen. Er hatte zwei Tage lang durchhalten wollen, und fast ein Viertel dieser Zeit war vorüber, doch er wusste, dass er noch von den Veteranen auf die Probe gestellt werden würde, die sich jenseits des Dorfs massierten.

»Sir?« Der Hornist, der immer noch Sharpes Gewehr trug, wies zum Wachtturm.

»Was ist?«

»Ich kann ihn jetzt nicht sehen, Sir, aber da rennt ein Mann auf uns zu. Er rennt wie der Teufel. Ein Schütze, Sir.«

Was konnte schiefgegangen sein? Vom Hügel aus wurde nicht gefeuert, kein Rauch verwehte in der Brise, die eisigkalt geworden war. Sharpe hatte irgendwann in der Nacht seine Handschuhe ausgezogen und vergessen, wo er sie abgelegt hatte. Er blies auf seine Hände und schaute zu den Wolken. Sie hingen tief und dunkel über der Spitze des Wachtturms und verhießen Schnee, der den Pass schwer passierbar machen würde. Entsatztruppen würden nur langsam vorankommen.

»Da ist er, Sir!« Der Hornist wies hin.

Ein Schütze war aus den Dornbüschen aufgetaucht, wo der Bach ins Tal floss. Er blickte nach rechts zu den

Franzosen, sah, dass ihm keine Gefahr drohte, und rannte auf die Burg zu. Wer immer es war, er war äußerst flink. Er rannte mit Gewehr und Patronentaschen, sprang über den Graben hinweg und lief zu Sharpe. Der Mann war außer Atem und konnte nicht sprechen. Er hielt Sharpe einfach einen gefalteten Zettel hin. Sein Atem bildete weiße Wölkchen vor seinem Gesicht. Er schaffte es nur, ein Wort zu keuchen.

»Sir!«

Da war die sonderbare Zeichnung eines Wildschweins auf dem Blatt, auf die sich Sharpe keinen Reim machen konnte. Über der Zeichnung war mit Bleistift eine Botschaft gekritzelt. »Erinnern Sie sich an den F. Gegenangriff von Salamanca? Ich kann es sehen. Hinter dem Dorf. Zehn Guineas, dass der Angriff Ihnen gilt. Plänkler alle im Westen. 8 Bataillone. Dachte, Sie haben *mir* einen Kampf versprochen! 2 F. Offiziere kamen zu nahe. Peng peng. L. B.« Sharpe lachte. Lieber Bill.

Acht Bataillone? O Gott! Und er hatte soeben die Hälfte seiner Schützen und ein Fünftel seiner Musketen in die Dornbüsche geschickt. Angenommen, die Franzosen griffen beide Stellungen an? Angenommen, sie schnitten Frederickson von der Burg ab? Sharpe wandte sich um. »Ensign!«

»Sir?«

»Meinen Gruß an Mister Brooker, und er soll so schnell wie möglich zurückkehren! Captain Cross ebenfalls.«

Der Ensign rannte los.

»O Gott!«, stieß der Hornist hervor und starrte zum Dorf.

Das Bataillon, das südwärts marschiert war, hatte Platz für die Truppen geschaffen, die die Burg angreifen würden. Die Truppen strömten ins Tal, geführt von berittenen Offizieren, und das östliche Ende des Weidelands war dunkel von Soldaten.

»O Gott!«, sagte Sharpe im gleichen Tonfall wie der Hornist zuvor.

»Sir?« Der Hornist war verwirrt.

Sharpe lächelte und schüttelte ungläubig den Kopf. »Schafe für den Schlachter, Junge. O Gott, o Gott, o Gott!« Er wandte sich um. »Captain Gilliland!«

»Sir?« Gilliland tauchte aus dem Schatten des Pförtnerturms auf und trat in die kalte Brise.

»Sehen Sie das, Captain?«

Gilliland schaute zum Dorf, und seine Miene spiegelte Unglauben und Betroffenheit wider. »Sir?«

»Hier beginnt die erste Lektion, Captain.« Gilliland verstand nicht, weshalb Sharpe so vergnügt war. »Sie werden eine französische Kolonne sehen, Gilliland. Es ist das größte verdammte Ziel auf der Welt, und Sie werden es in Stücke schießen. Haben Sie gehört, Mann?« Sharpe grinste vor Freude, und die Kälte war vergessen. »Wir werden sie töten! Treffen Sie Ihre Vorbereitungen!«

Dem Himmel sei Dank für den Prince of Wales!, dachte Sharpe. Dem Himmel sei Dank für den fetten Prinny und seinen wahnsinnigen Vater und für Colonel Congreve und für einen französischen General, der tat, was jeder andere Soldat an seiner Stelle tun würde. Sharpe grinste den Hornisten an. »Du hast Glück, dass du hier bist, Junge! Du hast Glück, dies zu sehen!«

»Wirklich, Sir?«

Sharpe stand auf den Trümmern der Westmauer, und der Wind zerzauste sein Haar. Es kam ihm in den Sinn, dass die Franzosen vielleicht planten, durch die Lücke zwischen Burg und Kloster zu stoßen, aber damit konnte er fertig werden. Die Raketen konnten so leicht nach Norden ausgerichtet werden wie nach Osten.

Er schaute zu den Franzosen vor dem Dorf und sah, dass die Spitze der Kolonne nach rechts von der Straße

ausgerichtet war, auf ihn zu. Dann warf er einen Blick zum Wachtturm. Diese wachsende Masse würde ein verlockendes Ziel für Fredericksons Geschütz sein, aber Sharpe hatte befohlen, dass es nur zur Verteidigung des Hügels eingesetzt wurde. Frederickson würde sich gedulden müssen.

Sharpe hielt Ausschau nach dem anderen Ensign, der als sein Kurier fungierte. Er entdeckte ihn und befahl drei Kompanien Füsiliere mit allen übrigen Schützen in den Burghof. Das einzige Problem waren jetzt die französischen Plänkler, ein regelrechter Schwarm von ihnen, der vom Graben ferngehalten werden musste.

Sharpe ging zu dem kümmerlichen Graben.

Dreißig Yards des Grabens waren brauchbar, und auf diesem Stück gruben Gillilands Männer fünfzehn Kerben in den Erdwall. Sharpe duckte sich dahinter und schaute sich an, wohin die Raketen gehen würden, wenn sie in gerader Linie flogen. Er korrigierte noch ein wenig den Winkel, bis er sah, dass die Raketen die Kolonne der Angreifer fünfzig Yards entfernt teilen würden. Er nickte zufrieden. »Perfekt!«

Die Männer der Raketen-Truppe waren nervös und aufgeregt, aber Sharpe grinste sie an, scherzte mit ihnen, malte aus, welchen Sieg sie erringen würden, und seine gute Stimmung übertrug sich auf sie. Sharpe klopfte Gilliland auf die Schulter. »Setzen Sie immer ein paar Raketen gleichzeitig ein!« Er hatte die Männer der Raketen-Truppe mit Infanteriemänteln ausgestattet, und die Raketen würden bis zum letzten Moment versteckt sein.

Die Schützen waren jetzt im Burghof und starrten auf die gewaltige Masse des Feindes. Sharpe rief sie zu sich. Er befahl ihnen, sich vor dem Graben hinzulegen. Ihre Aufgabe war es, die Voltigeure von den Raketen fernzuhalten. Die drei Kompanien Füsiliere bildeten eine Schützenlinie auf den Mauertrümmern. Einige der Männer

würden durch die französischen Plänkler getötet werden, aber ihre Salven würden zuvor das Terrain vor den Schützen räumen.

Die Raketenstellungen wurden von je zwei Artilleristen bedient. Andere warteten in Reserve. Ein Mann legte die Raketen auf die Metallgabel, der andere Mann zündete die Lunte an, und beide duckten sich dann in den Graben, wenn die Treibladung brannte. Sie würden die Raketen abschießen, so schnell sie konnten. Rakete um Rakete, von jeder Stellung aus maximal fünf pro Minute, insgesamt über siebzig Raketen pro Minute, auf ein Ziel, das sich noch beim Dorf formierte.

Cross war wieder im Burghof. Er atmete schwer und sah besorgt aus. Sharpe befahl fünf seiner Schützen auf den Pförtnerturm, schickte den Rest vor den Graben und ergänzte die Linie der Füsiliere auf den Mauertrümmern durch Brookers Kompanie. Die Männer hatten Angst, was nur zu verstehen war, denn eine Doppellinie von vier Kompanien stand einer französischen Kolonne entgegen, dem Instrument, das Königreiche erobert hatte, und ihre einzige Hilfe waren die Raketen, die im Graben lagen und die sie bisher verächtlich als Spielzeug abgetan hatten.

»Laden!« Sharpe beobachtete es.

»Auf Feuerbefehl wird zugleich geschossen! Ihre Aufgabe ist es, die Plänkler vom Graben fernzuhalten! Captain Brooker!«

»Sir?« Brookers Kompanie war dem Pförtnerturm am nächsten.

»Halten Sie die offene Flanke des Grabens im Auge! Wenn die Plänkler in den Graben gelangen, ist das unser aller Tod. Lassen Sie es also nicht zu! Und machen Sie sich keine Sorge wegen der Kolonne. Die ist bereits tot!« Er grinste die Männer an. »Sie tun dies für Colonel Kinney! Lasst ihn sehen, wie diese Bastarde zur Hölle fahren!«

Und dann ertönten die ernsten Trommeln, die Trommeln, die Kolonnen nach Madrid und Moskau getrieben hatten, die Paris mit erbeuteten Fahnen überhäuft hatten, die Trommeln, die den *pas de charge*, den Sturmangriff, trommelten, den Rhythmus, der alle französischen Angriffe begleitet hatte und der nur mit Sieg oder Niederlage endete. Bum-Bum, Bum-Bum, Bummabum, Bummabum, Bum-Bum.

Und diesmal trommelten sie für Sharpe, nur für Richard Sharpe, ein Gruß des Kaisers für einen Mann aus einem Londoner Waisenhaus. Sharpe wandte sich ihnen zu, blickte ihnen entgegen und sah, dass sich die Kolonne in Bewegung setzte, und er lachte, weil ihn Stolz übermannte, weil das Trommeln ihm allein galt.

KAPITEL 23

Der Général zappelte vor Unruhe. Er hatte das Gefühl, dass er irgendeine Geste machen sollte, vielleicht an der Spitze seiner Männer reiten oder sie an sich vorbeimarschieren lassen und salutieren sollte, aber er verbannte den Gedanken. Das Trommeln und die erhobenen Fahnen riefen Gefühle wach, die kaum angemessen für den bemitleidenswerten Feind waren, der von diesem massiven Angriff vernichtet werden würde. Ein Vorschlaghammer, um eine Nuss zu knacken! Er lächelte in dem Wissen, dass es so sein würde, aber wenn der Vorschlaghammer die Arbeit schnell erledigte, dann war es seinen Einsatz wert.

Zeit. Immer der verdammte Zeitdruck! Er hatte nach der Uhrzeit gefragt, als die ersten Plänkler in offenes Terrain vorgerückt waren. Viertel vor zwölf. Eine Dreiviertelstunde, um die Kolonne zu formieren, was nicht schlecht war, aber es waren trotzdem fünfundvierzig verlorene Minuten. Nun, zur Mittagsstunde würde dieser dreiste Feind erledigt sein, und dann konnte er die Lanzenreiter in den Pass schicken, dann die Bataillone und schließlich die schwerfälligen Versorgungswagen mit Proviant und Munition für diese Operation mitten im Winter.

Ein Colonel der Artillerie zügelte sein Pferd neben dem Général. Der Mann war schweigsam und mürrisch. Er wollte die Kraft seiner Geschütze gegen die Verteidiger der Burg einsetzen, doch der Général ließ es nicht zu. Er hatte den Vorschlag höhnisch abgetan. Ein Bombardement des Feindes hielt er für Zeitverschwendung. Die Briten hatten guten Schutz hinter den dicken Mauern, und es würde Stunden dauern, bis die Mauern in Trümmer geschossen sein würden. Nein, die Infanterie würde die Aufgabe

schnell erledigen. Sie würden ein paar Männer in den ersten Gliedern verlieren und dann über die Trümmer der Ostmauer hinwegstürmen und den Weg nach Portugal öffnen.

Auf dem Wachtturm nahm Pierre, der Adjutant, einen Schluck aus Captain Fredericksons Feldflasche an und nickte zum Tal hin. »Ich glaube, Sie werden verlieren.«

Frederickson grinste. »Würden Sie darauf wetten?«

Ein Lächeln und ein Achselzucken des Franzosen. »Ich wette nie.«

Frederickson blickte zur Turmspitze. »Irgendwas für uns?«, rief er laut.

»Nein, Sir!«

Er schaute wieder ins Tal. Die Plänkler bewegten sich in lockerer Formation vor der riesigen Kolonne, Hunderte verdammte Voltigeure, und Frederickson gefiel der Anblick kein bisschen. Sie würden das anfällige Schanzwerk bedrohen, in dem Sharpe die Raketen versteckt hatte, wie er wusste. Er hatte beobachtet, wie die Männer der Raketen-Truppe die sonderbaren Waffen zum Graben getragen hatten und alles für den Abschuss vorbereitet worden war. Jetzt sah er die schwache Linie der Schützen, die gegen die Voltigeure kämpfen musste. Sie würden es schwer haben. »Lieutenant Wise!«

»Sir?«

Frederickson schickte die Hälfte seiner Schützen, vierzig Mann, westwärts. Der Lieutenant sollte sie bis fast auf gleiche Höhe mit dem Graben führen und vom Rand der Dornbüsche aus auf die Vorhut der Voltigeure schießen. Frederickson rief ihnen nach: »Und tötet ihre verdammten Offiziere!«

In der Burg gab Sharpe seinen Schützen die gleichen Befehle, besonders den Scharfschützen auf dem Pförtnerturm. »Schießt auf die Offiziere!«

Captain Gilliland, der versuchte, seine Nervosität unter Kontrolle zu bekommen, stand neben Sharpe am nördlichen Ende der Trümmer. »Wir könnten jetzt feuern, Sir.«

»Nein, nein, nein.« Die Kolonne war noch mehr als dreihundert Yards entfernt, die Geräusche des Marschs und das Trommeln erfüllten das Tal, und Sharpe hatte kein Vertrauen in die Treffsicherheit der Raketen. Auf diese Distanz würden mindestens drei Viertel der Raketen danebengehen, vermutlich mehr, und er würde warten. Er würde warten, bis die Raketen den Feind nicht mehr verfehlen konnten.

Bei Gott! Die Voltigeure beunruhigten ihn. Sie allein waren seinen Verteidigern zahlenmäßig überlegen! Er würde warten, aber unterdessen würden die Voltigeure weiter vorrücken. Plötzlich krachte ein Gewehr vom Pförtnerturm, und der Schuss provozierte die Franzosen zu einer Salve. Die Entfernung war noch zu groß, doch Sharpe sah die Furcht auf den Gesichtern der Füsiliere an der Ostmauer.

Kein Wunder. Sie hatten allen Grund zur Angst. Die Kolonne marschierte genau auf die Burg zu, eine massive Masse von Männern, die von Trommlern angetrieben wurde, ein gigantischer Block von dreißig Yards Breite und achtzig Yards Tiefe, und für die Beobachter auf dem Hügel sah es aus, als hätte sie eine breite Schneise Weideland platt getrampelt, als wäre eine schwere Walze durch das Tal gerollt.

Die Schützen feuerten jetzt, zielten auf die Offiziere, doch die Voltigeure näherten sich unaufhaltsam. Sie kämpften paarweise, ein Mann kniete sich hin und feuerte, der andere lud seine Waffe, und die Schützen waren zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen. Die Grünröcke mussten flach am Boden liegen, um den Salven der Füsiliere zu entgehen, und ein Gewehr war im Liegen schwierig zu laden. Sharpe sah, dass die Männer die Kolben

auf dem Rücken liegend gegen die Füße stützten, die Ladestöcke hinabstießen, sich wieder auf den Bauch rollten, zielten und feuerten.

Die ersten Füsiliere wurden von Musketenkugeln der Voltigeure getroffen. Ein Mann schrie auf, als sein Wangenknochen zerschmettert wurde, ein anderer fiel stumm zurück und blieb auf den Trümmern liegen. Die Sergeants begannen die Lücken zu schließen. Es wimmelte von französischen Plänklern. Musketen blitzten und krachten unablässig, und Rauch hing wie Wolken über dem Boden.

»Füsiliere vorrücken zum Graben!«, schrie Sharpe. Bewegung war besser, als reglos zu leiden, und sie würde die Männer zwanzig Yards näher an den Feind heranbringen und ihre Chancen vergrößern, mit den Musketen diese verdammten Voltigeure zurückzuschlagen.

Die Offiziere gaben die Befehle. Sie konnten auf den Mauertrümmern natürlich nicht geordnet marschieren, aber sie kletterten über die Steine hinweg. Sharpe schrie sie an, die Flanken ordentlich auszurichten, hielt sie mit seinen Befehlen beschäftigt, und dann schaute er nach links und sah, dass die ersten Voltigeure nur noch vierzig Yards vom Graben entfernt waren. »Captain Brooker?«

»Sir?«

»Feuer eröffnen!«

Der Captain gab den Befehl, und sein Degen schwang hinab.

Dem Himmel sei Dank für all die Stunden der Ausbildung und dafür, dass die britische Armee als einzige Armee ihre Infanterie mit echter Munition ausbildet, dachte Sharpe. Die erste Salve schmetterte vier französische Plänkler zurück und erschreckte die anderen, und dann taten die Füsiliere, was einem Soldaten in Fleisch und Blut überging. Feuern, laden, feuern, laden, feuern, viermal pro Minute.

Sie ignorierten den Feind, sahen nichts jenseits des Rauchs, der über dem Graben wallte, und warteten auf den Feuerbefehl des Offiziers. Da gab es kein Ziel, nur eine Rauchwolke, die wer weiß welche Schrecken verbarg und die manchmal von einer Kugel des Feindes zerrissen wurde. Dann feuerte der nächste Zug in der Linie. Der Musketenkolben ruckte gegen die Schulter, Pulver aus der Pfanne stach ins Gesicht, und die Dreiviertelzoll-Bleikugel schmetterte durch den Rauch.

Und Männer fielen. Einige rappelten sich auf, pressten die Zähne zusammen und feuerten unter Schmerzen weiter, während andere blutend zurückkrochen und mit ihren Verwundungen starben. Sharpe schrie den Sergeants zu, dass den Verwundeten nicht geholfen werden durfte. Männer nutzten den Vorwand, Verwundeten zu helfen, um der Schlacht zu entkommen. Sharpe schrie gegen die Salven der Züge und das Trommeln an: »Jeder, der die Linie verlässt, wird erschossen!«

Sie hörten es, und die Verwundeten mussten ohne Hilfe verbluten. Die Musketen stießen Flammen und Rauch aus, und die Salven der Züge waren wie rötliche Blitze entlang des halben Bataillons.

Es wirkte auch. Siebenhundert Musketenkugeln pro Minute verwandelten das Terrain vor dem Graben in eine Stätte des Grauens. Die Voltigeure teilten sich nach links und rechts. Sharpe war nach vorn gerückt, zur Seite der Musketensalven. Er sah durch den Rauch die Franzosen von links kommen, und er gab Captain Brooker den Befehl, die linken Reihen zehn Schritte zurückzuziehen.

Und die rechte Seite? Was zum Teufel konnte er auf der rechten Seite machen? Es gab nicht genug Männer, um die Lücke in der eingestürzten Mauer auszufüllen. Er schrie den Schützen zu: »Passt rechts auf!«

Brookers Kompanie feuerte jetzt auf die nahende Kolonne, aber sie konnte die Voltigeure nicht zurücktreiben. Sharpe

sah, dass die Franzosen vorwärts stürmten, sich hinknieten und feuerten. Eine Kugel prallte von der Stahlfassung der Säbelscheide ab, und der Säbel ruckte. Dann hörte er die Schüsse der Schützen auf dem Pförtnerturm. Der Franzose, der auf ihn geschossen hatte, ruderte wie Halt suchend mit einem Arm, und dann brach er zusammen und blieb reglos am Boden liegen.

Und die Kolonne kam. Sie hatte es nicht weit vom Dorf aus, höchstens einen Drei-Minuten-Marsch, und das Trommeln war jetzt lauter, das Trommeln, das die französische Musik der Eroberung war. Sharpe rannte nach rechts, als Brookers Männer die Musketen luden, denn er machte sich Sorgen um die rechte Flanke.

Mündungsfeuer stachen aus den Dornbüschen, und Rauch wallte. Die Franzosen schrien alarmiert und wichen zurück.

Sharpe lächelte. Frederickson hatte Hilfe geschickt. Sharpe wusste, dass er die Hilfe hätte anfordern sollen, aber jetzt machte es nichts mehr aus, dass er das vergessen hatte. Die Schützen trieben die Franzosen zurück. Ein berittener Offizier der Voltigeure trieb sein Pferd mit den Sporen an und befahl seinen Männern, mit Bajonetten in die Dornbüsche vorzustoßen. Dann wurde er von vier oder fünf Kugeln getroffen. Er stürzte rücklings vom Pferd, und sein Uniformrock war mit Blut getränkt. Das Pferd wieherte schrill, drehte sich und galoppierte in Panik an der Burgmauer vorbei in die Schusslinie der Füsiliere. Es wurde von einer Musketensalve getroffen.

Zur Linken war die Luft von Kampflärm erfüllt, vom Krachen der Musketen, Rufen, Schmerzensschreien, dem Schaben von Ladestöcken, dem Klicken von Steinschlössern und vom Trommeln, dem ständigen Trommeln. Die Voltigeure forderten ihren Tribut von den Füsilieren, deren Reihen sich lichteten. Die Salven der Züge wurden ersetzt durch das Feuer einzelner Männer und Gruppen, die so schnell schossen, wie sie konnten. Die Männer luden,

feuerten, luden, die Gesichter vom Pulverrauch geschwärzt, und ihre Todesfurcht wurde nur beherrscht vom Drill, der sie immer wieder gequält hatte, bis er in Fleisch und Blut übergegangen war.

Ein Ensign kroch von Brookers Kompanie fort und erbrach Blut. Seine Augen schauten Sharpe ein letztes Mal wie anklagend an, und dann sank er zusammen und zuckte nur noch einmal, als die Kugel eines Franzosen in seinen Leichnam schlug.

Sharpe kletterte zurück über die Trümmer. Er sah, dass Voltigeure nahe beim Graben waren, so nahe, an einigen Stellen nur zwanzig Yards entfernt, und er nahm im wallenden Rauch auch die reglosen Gestalten zweier Schützen wahr. Die Kolonne war nahe und marschierte immer noch im Rhythmus der Trommeln. Er sah die geöffneten Münder der Franzosen und wusste, dass sie *»Vive L'Empereur!«* schrien.

Gilliland zupfte an Sharpes Ärmel. »Jetzt?«

»Nein! Warten Sie noch!«

Warten, während die Voltigeure kühner wurden. Sie rannten ein, zwei Schritte, knieten sich hin und feuerten. Ein weiterer Füsilier schrie auf und wurde zurückgestoßen. Und immer noch wurde geladen und gefeuert. Männer fluchten, als Steinschlösser brachen, und die Sergeants brachten ihnen die Musketen von Gefallenen, und die Überlebenden feuerten weiter.

Die Voltigeure schlossen sich der Kolonne an. Sie war jetzt nahe. Fast war es an der Zeit, dass Sharpe die Raketen abschießen lassen musste. Die Voltigeure wurden durch Hornsignale zurückgerufen, um die Glieder aufzufüllen. Die Trommler ließen die Stöcke wirbeln, als könnten sie allein die Kolonne mit vernichtender Wut in die Burg treiben.

Ein französischer Colonel starb vor der Kolonne. Auf dem Pförtnerturm grinste einer von Cross' Männern. »Vier.« Er

begann wieder zu laden.

Vor dem Kloster ließ Patrick Harper seine siebzehn Schützen ins Tal schießen. Auf diese Distanz konnten sie die Kolonne nicht verfehlen, aber es gab keine Hoffnung, sie zu stoppen.

Der Général trommelte den Rhythmus der Trommelwirbel auf seine Schreibtasche am Sattel. Dann schaute er zu Dubreton, als die Spitze der Kolonne vom Musketenrauch verschluckt zu werden schien. »Gute Übung für die Männer, nicht wahr, Alexandre?«

Auf dem Wachtturm standen Frederickson und der gefangen genommene Adjutant beisammen und beobachteten den Kampf. Frederickson kratzte sich unter der Augenklappe. »Jetzt! Jetzt!«

Sharpe hielt die Hände als Trichter vor den Mund und schrie: »Schützen zurück!«

Er sah die Kolonne jetzt so deutlich wie seine eigenen Männer. Er sah die jungen Soldaten im ersten Glied, die sich einen Schnurrbart wachsen lassen wollten, wie er bei der französischen Infanterie beliebt war, und er sah, dass sie die Musketen zur Salve anlegten, nach der sie die Bajonette einsetzen würden.

»Raketen-Truppe!« Sharpe wartete. Fünfzig Yards. Die Raketen konnten nicht danebengehen. Sie waren nie an Land gegen den Feind eingesetzt worden. Eines zerstörte eine Kolonne schneller als alle anderen Waffen: Artillerie. Und jetzt war es so weit. Sharpe sah, dass die Franzosen im ersten Glied die Musketen zur Salve anlegten, und schrie: »Feuer!«

Die ersten Raketen lagen bereits abschussbereit. Luntenstöcke wurden an Zündschnüre gehalten. Ein, zwei Sekunden geschah nichts. Die französische Salve krachte. Fünfzig Musketenkugeln pfiffen durch die Luft, doch Sharpe nahm es gar nicht wahr. Er hörte die ersten

Triumphschreie der Franzosen, und dann wurden die Siegesschreie übertönt vom Zischen und Röhren der Raketen. Rauch, Funken und Flammen stoben aus dem Graben, und dann waren die Raketen auf dem Weg.

Wie Feuerbälle, die mit unglaublicher Schnelligkeit geschleudert wurden, wie der Albtraum eines Soldaten, raste der Tod aus dem Graben. Die Raketen stiegen nicht in die Luft. Sie rasten vor einem Flammenschweif über den Boden, hinein in die Kolonne, von vorn und von rechts, und die Franzosen, die nach der letzten Salve zum Sturmangriff angesetzt hatten, sahen plötzlich gewaltigen Rauch, dichter als Nebel, und durch die Schwärze schossen lange Flammen. Die Raketen schlugen in die Kolonne, in Glied um Glied, Reihe um Reihe, und das schrille Röhren war lauter als die Trommeln. Dann explodierte der erste Raketenkopf.

»Füsiliere! Feuer! Feuer! Feuer!« Die Füsiliere waren vor den Feuerschweifen der Raketen zurückgewichen, und sie starrten jetzt entgeistert, denn sie sahen die Waffe zum ersten Mal. Sharpe schrie sie ärgerlich an. »Feuer, ihr Bastarde! Feuer!«

Gott, er hatte die Franzosen nahe herankommen lassen! Er brauchte die Salven, um die vorderen Glieder auszuschalten, denn die Franzosen konnten immer noch siegen, wenn sie den Nerv hatten, weiter vorwärts zu stürmen.

Weitere Raketen, die zweite Salve. Einige Teams waren schneller als andere. Sie duckten sich hastig, als die Rakete Feuer ausstieß und losraste, legten die nächsten Zwölf-Pfund-Raketen in die Gabel und zündeten die Lunte an.

»Schneller! Schneller!« Gilliland sprang vor Aufregung auf und ab. »Schneller!«

Eine Rakete stieg röhrend in die Luft, zog einen Schweif von Feuer und Rauch hinter sich her, und die Franzosen im Dorf sahen es und staunten, als das sonderbare Ding in die tief hängenden Wolken stieß.

»Was zum Teufel ist das?« Der Général konnte bei der Burg nichts erkennen. Er sah nur eine riesige Rauchwolke, durch die dann und wann Flammen schossen.

»Eine Explosion?« Ducos runzelte die Stirn.

Ein Franzose taumelte durch den Rauch, verirrt und voller Furcht, das Bajonett vorgestreckt, und er sah die Männer im Graben und wusste, was seine Pflicht war. Die Schützen, die den Befehl erhalten hatten, bei der Raketen-Truppe zu bleiben, sahen den Franzosen, und zwei von ihnen feuerten. Der Franzose wurde zurückgeschleudert.

Der nördlichste Teil der Kolonne entkam den Raketen. Die Männer hörten den Lärm, die Schreie, sahen die Explosionen, die anscheinend bis zwanzig Yards tief in den Gliedern stattfanden, aber sie drängten vorwärts. Sharpe schrie Brookers Kompanie das Ziel zu. »Feuer!«

Eine kleine Salve, doch sie stoppte die Franzosen, schuf eine Barriere von Toten im Gras, und dann stürmte Gilliland an Sharpe vorbei, hämmerte mit seinen Stiefeln eine Gabel in den Boden, und ein Artillerist legte eine Rakete in die Gabel. Ein anderer Mann rieb mit dem Stahl seines Pistolengriffs und einem Feuerstein Feuer und hielt es an den Luntenstock. Sharpe trat zurück, fort von Feuer, Rauch und Funken hinter der Rakete. »Wie viele weitere Raketenwerfer haben Sie?«

»Vier!«, erwiderte Gilliland.

»Holen Sie sie!«

Die Raketen schlugen mit schrecklicher Wucht in die Masse der Franzosen, pflügten durch die Glieder, schlugen eine Flammenschneise, und dann explodierten sie und richteten weiterhin verheerendes Unheil an.

Keiner konnte in diese Rauchwolke gehen, durch die Flammen wie Lanzen stachen. Das Trommeln ging völlig im Höllenlärm unter, im Heulen und Zischen der Raketen und den donnernden Explosionen, und immer noch rasten

Raketen heran, schmetterten tiefer in die Reihen, schufen weitere Schneisen der Zerstörung. Die Franzosen sahen nur Rauch und Flammen links und rechts, waren wie taub vom Donnern der Explosionen, den Schreien sterbender Kameraden, und sie wichen zurück.

Weitere Raketen rasten auf die Kolonne zu. Eine jaulte in Kopfhöhe über die gesamte Kolonne hinweg ins offene Tal, über das niedergetrampelte Gras, drehte nach links ab und stieg in den Himmel. Der französische Stab beobachtete es in gebanntem Entsetzen. Das Röhren erfüllte das Tal, dem langen Feuerschweif folgte eine Rauchfahne, und dann explodierte der Raketenkopf nördlich des Dorfs, die Fragmente wirbelten aus dem schwarzen Rauch, und die brennende Hülle trudelte zur Erde.

Ducos beobachtete wie gebannt den Rauch der Explosion. »Colonel Congreve«, murmelte er.

»Was?«, fragte der Général.

»Congreves Raketensystem.« Ducos schob das Fernrohr zusammen.

Der Général schüttelte den Kopf und schaute wieder zur Kolonne. Der hintere Teil wirkte unbetroffen, die Glieder waren noch formiert, doch er konnte jetzt die Explosionen sehen, und die Spitze seiner riesigen Kolonne war tief in eine Wolke aus Flammen und Rauch eingehüllt. »Sie marschieren nicht mehr.«

Zwei weitere Raketen rasten im Bogen über die Kolonne hinweg, berührten den Boden, prallten ab, überschlugen sich und explodierten im Tal. Zwei andere rasten nach Norden, stiegen über dem Kloster auf, aber die meisten schlugen in die Kolonne, schmetterten eine Flammenschneise nach der anderen in das Ziel aus Menschen, explodierten in den Reihen, und die Füsiliere der Briten schossen immer noch.

»Alexandre!« Der Général gab seinem Pferd die Sporen. Er konnte nicht tatenlos zuschauen, während seine Männer starben. Er galoppierte die Straße hinunter und rief nach Dubreton. »Was zur Hölle sind Raketen?«

»Artillerie!«

Der Général fluchte. Er hörte die Raketen jetzt lauter, und er erkannte, dass die Trommeln verstummt waren. Die Schreie und Rufe in dem Inferno klangen nach Panik, und er wusste, dass jeden Augenblick die Disziplin verloren gehen und sich die Formation zu einem Mob auflösen konnte, der panisch flüchten würde. »Warum in Gottes Namen haben sie diese Raketen hierher mitgebracht?«

Dubreton sagte die schreckliche Wahrheit. »Sie wussten, dass wir in dieser Stärke kommen!«

»Weiter feuern!«, schrie Sharpe seine Männer an. »Ihr besiegt die Bastarde! Feuer! Feuer!«

Wissenschaft und Technik im Krieg. Tod, von Feuer angetrieben, und immer noch rasten die Raketen vor dem Feuerschweif dahin, schneller und schneller, prallten im Gras auf und sprangen auf den Feind zu. Einige mähten in Kniehöhe durch die Reihen, andere prallten von Männern ab und schlugen schräg durch die Masse der Franzosen, und die Franzosen rannten. Die Kolonne brach auseinander. Sie flüchteten vor den Explosionen und Flammen, vor dem grauenvollen Inferno, dem schrecklichen Tod.

»Weiter feuern!«, schrie Sharpe.

Fredericksons Männer waren jetzt aus dem Dornendickicht heraus. Sie feuerten, luden und feuerten, zielten auf jeden Offizier, der eine Gruppe von Männern unter Kontrolle zu haben schien, und die Füsiliere jagten ihre Salven in die Rauchwolke. Sie hörten Schreie, doch das Trommeln war verstummt.

Wieder ein anschwellendes Crescendo, ein unvergleichliches Geräusch, als zische und brodele und prassele ein gigantischer Wasserfall, Flammen und Funken und Rauch, und Sharpe sah die Feuerschweife mit den dunklen Punkten davor in den Rauch steigen. Das rote Glühen im Rauch hörte nicht auf, als sie einschlugen, verschwand dann jedoch außer Sicht, und Sharpe befahl, das Feuer einzustellen.

Der Befehl wurde von Offizieren und Sergeants wiederholt. »Feuer einstellen! Feuer einstellen!«

Stille. Nein, keine Stille. Eine scheinbare Stille, denn jetzt waren die Geräusche des Todes zu hören. Stöhnen, Schreie, Wimmern, Hilferufe, Flüche Sterbender.

Sharpe rief Captain Brooker.

»Sir?«

»Zwei Glieder auf die Mauertrümmer. Sie können sich um Ihre Verwundeten kümmern.«

»Sir.« Brookers Miene spiegelte Entsetzen wider. Er hatte hier nicht kämpfen wollen, hatte Sir Augustus Farthingdale für einen Mann mit Vernunft und Verstand gehalten, und er konnte immer noch nicht fassen, dass sie gekämpft und gesiegt hatten.

Sharpes Stimme klang gereizt. »Es kommt noch mehr auf uns zu, Brooker! Nun machen Sie schon!«

»Sir!«

Noch mehr! Der Rauch lichtete sich langsam, wurde von der Brise zerrissen und über die britischen Toten und Verwundeten geweht, und als sich der Rauch auflöste, sah Sharpe die Früchte seiner Arbeit. Die Brandschneisen, die sich fächerförmig vom Graben aus ausbreiteten, und dann das Blut. Es sah nicht aus wie sonst nach einer Schlacht. Es sah aus, als hätte eine gigantische Hand den Feind zu Tode gequetscht und zerschmetterte Teile von Fleisch und Blut auf dem Wintergras unter den tief hängenden Wolken

verstreut. Und dann sah er die noch erkennbaren Leichen, verstümmelt und verbrannt, und die Verwundeten, die sich in dem Blutbad bewegten wie Kreaturen, die sich von einem Leichentuch aus Blut erhoben.

Die Männer der Raketen-Truppe hatten versengte Hände und Gesichter, Brandflecken auf den Uniformen, doch sie grinsten, als sie sich im Graben erhoben, grinsten, weil sie überlebt hatten, und sie klopften sich Dreck von Mänteln und Hosen und schauten dann zum Feind.

Sharpe schaute ebenfalls hin und sah, wo die Raketen durch die Glieder und Reihen geschlagen waren. Flammen züngelten empor, wo Raketenteile brannten. Der Uniformrock eines Verwundeten fing Feuer. Der Mann konnte ihn nicht mehr vom Körper reißen. Sein Pulverbeutel explodierte, und weiterer Rauch wallte über das Gras. Das Bild des Grauens erstreckte sich bis auf den halben Weg zum Dorf. Sharpe hatte noch niemals solch ein Feld nach der Schlacht gesehen.

»Captain Gilliland?«

»Sir?«

»Ich danke Ihnen für Ihre Leistung. Sagen Sie das auch den Männern.«

»Jawohl, Sir.« Gillilands Stimme klang gedämpft wie die Sharpes. Der Offizier der Schützen starrte immer noch auf das Schlachtfeld. Er sah zwei Reiter auf halbem Weg zum Dorf, die ihn anschauten wie er sie, während jenseits von ihnen die französische Infanterie vor dem Dorf langsam zu Gliedern formiert wurde.

Sharpe schüttelte den Kopf. Fünfzehn Kanonen, die Kartätschen abfeuerten, hätten mehr Zerstörung verursacht, aber da war etwas an den Brandschneisen, den verbrannten Feinden, den vielen Verwundeten und Toten, das anders war als alles, was er je gesehen hatte. »Ich

nehme an, eines Tages werden alle Schlachtfelder so aussehen.«

»Sir?« Gilliland blickte ihn fragend an.

»Nichts, Captain Gilliland. Nichts.« Sharpe versuchte, die Beklommenheit abzuschütteln. Er wandte sich ab und sah den jungen Hornisten am Boden liegen, der immer noch sein Gewehr über der schmalen Schulter hängen hatte. Sharpe nahm ihm das Gewehr ab, und Tränen brannten in seinen Augen, denn der Junge hatte eine Musketenkugel im Kopf. Es war ein schneller Tod gewesen, und der Junge würde niemals ein Schütze sein.

Die erste Schneeflocke fiel, als Sharpe davonging. Sie fiel sanft herab, schien zu zögern und senkte sich dann auf die Stirn des Jungen. Sie schmolz, färbte sich rot und verschwand.

KAPITEL 24

Der zweite Waffenstillstand an diesem Tag würde bis sechzehn Uhr dauern. Diesmal war der Général mit Dubreton zur Verhandlung geritten, damit er Sharpe aus nächster Nähe sehen konnte. Der Général hatte dem Waffenstillstand bis sechzehn Uhr zugestimmt, weil er wusste, dass er an diesem Tag nicht mehr über den Pass marschieren konnte. Er brauchte Zeit, um neue Pläne zu entwerfen, mit denen er die Verzögerung wettmachen konnte, die ihm der große, narbige, grimmig aussehende Schütze aufgezwungen hatte. Außerdem brauchte er Zeit, um die Verwundeten vom Schlachtfeld vor der Burg wegholen zu lassen.

So viele Verwundete, so viele Tote! Sharpe hatte versucht, sie vom Pförtnerturm aus zu zählen, doch das Tal war von Leichen übersät, und so hatte er auf einem Blatt Papier nur notiert, dass mehr als ein Bataillon des Feindes vernichtet worden war. Die meisten waren verwundet. Sie wurden mit den Ambulanzwagen oder mit Tragen fortgebracht und überfüllten die Häuser von Adrados, in denen französische Ärzte fieberhaft arbeiteten.

Nordöstlich des Dorfs fanden Lanzenreiter eine Rakete, die sich in Dornbüschen verfangen hatte und nicht explodiert war. Sie brachten die Rakete nach Adrados, und als sie Commandant Ducos die Waffe übergaben, brachten sie noch eine andere Neuigkeit. Sie waren unterwegs von einer Hügelkuppe aus beschossen worden. Ein neuer Feind war in den Hügeln. Partisanen.

Im Gasthaus untersuchte Ducos die Rakete. Er sagte sich, dass es möglich sein sollte, sie wieder funktionsfähig zu machen und zu testen. Er begann den Raketenkopf

abzumessen und notierte die Daten, während oben im Gasthaus Verwundete schrien, als Ärzte verkohlten Stoff von ihrer verbrannten Haut zogen.

Im Burghof kochten die britischen Füsiliere Wasser und schütteten das heiße Wasser in ihre Musketenläufe, um sie von den Pulverresten zu reinigen. Sie füllten ihre Patronentaschen, beobachteten den Schneefall und hofften, dass die Franzosen genug hatten.

Im Kerker der Burg rieb sich Obadiah Hakeswill die Handgelenke, wo die Stricke gewesen waren, grinste die anderen Gefangenen an und versprach ihnen die Freiheit. Im schwachen Licht, weit fort von den Fackeln an der Treppe, wo die Wachen waren, schob er sich an der hinteren Wand entlang durch Kot und kalte Pfützen, bis er die finsterste Ecke erreicht hatte. Dort richtete er sich auf. Sein nackter Körper schimmerte bleich vor dem Dunkel der Wand. Er bewegte sich langsam und leise, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Er hatte sich an etwas erinnert, das jeder sonst anscheinend vergessen hatte.

Auf dem Wachtturm schrieb Frederickson etwas auf ein Blatt des Skizzenblocks und gab es dem französischen Adjutanten. »Die Adresse meines Vaters, obwohl nur Gott weiß, ob ich dort wohnen werde.«

Pierre hatte eine Visitenkarte, und er schrieb seine Adresse auf die Rückseite. »Nach dem Krieg vielleicht?«

»Glaubst du, dass er enden wird?«

Pierre zuckte mit den Schultern. »Haben wir ihn nicht alle satt?«

Frederickson hatte ihn noch nicht satt, im Gegenteil, er wünschte sich noch mehr Kämpfe, aber er hielt es für unhöflich, das zu sagen. »Also nach dem Krieg.« Er schaute zu dem gefangen genommenen deutschen Lanzenreiter, dessen Lanze mit einem schmutzig weißen Tuch verziert war. Der Lanzenreiter trug nicht gern die improvisierte

Flagge und wirkte unglücklich. Frederickson sprach auf Deutsch mit ihm. »Wenn du nicht die Parlamentärsfahne trägst, wirst du von deinen eigenen Leuten erschossen.« Er sah wieder Pierre an und sprach Französisch weiter. »Du wirst dich an den üblichen Blödsinn halten? Auf den Austausch warten und bis dahin nicht gegen uns kämpfen?«

»Ich werde mich an all den üblichen Blödsinn halten.« Pierre lächelte.

»Und nicht sagen, was du hier oben gesehen hast?«

»Natürlich werde ich schweigen. Aber ich kann nicht für ihn sprechen.« Pierre nickte zu dem Lanzenreiter hin.

»Er hat die Raketen im Turm nicht gesehen. Er kann nichts darüber sagen.« Frederickson grinste fröhlich bei der Lüge. Er wusste, dass Sergeant Rossner dem jungen Lanzenreiter die nicht existierenden Raketen, die angeblich auf dem Hügel gestapelt waren, in allen Einzelheiten beschrieben hatte. »Tut mir leid, dass du weggehst, Pierre.«

»Es ist anständig von Ihnen, mich gehen zu lassen. Viel Glück! Und besuchen Sie uns nach dem Krieg!«

Frederickson schaute ihnen nach. Dann blickte er einen seiner Sergeants an. »Ein wirklich netter Mann, dieser Pierre.«

»So scheint es, Sir.«

»Auch vernünftig. Nicht viele ziehen die alte Kathedrale Salamancas der neuen vor.«

»Tatsächlich, Sir?« Der Sergeant hatte in Salamanca keine Notiz von einer Kathedrale genommen, geschweige denn von zweien.

Frederickson wandte sich um und sah Lieutenant Wise durch die Dornbüsche heraufkommen. »Gut gemacht, Lieutenant! Irgendwelche Verluste?«

»Unteroffizier Baker verlor einen Finger, Sir.«

»Linke oder rechte Hand?«

»Linke, Sir.«

»Nun, dann kann er mit einem Gewehr schießen. Ausgezeichnet! Und wenn uns die Munition ausgeht, kann er mit Schneebällen werfen!« Frederickson grinste den Sergeant an. »Und wenn alle vier Ecken der Welt bewaffnet kommen, Sergeant, so werden wir ihnen einen Schock versetzen.«

»Eine Chance zum Kämpfen wäre fein, Sir.«

»Sie wird kommen, Sergeant, sie wird kommen!«

Nördlich des Dorfs, weit genug entfernt von den Scharfschützen auf dem Hügel mit dem Wachtturm, protzten zwei Batterien der Franzosen die Geschütze ab. Die Pferde wurden fortgeführt, die Munition wurde bei den Geschützen gestapelt, und der Schnee senkte sich auf die gewaltigen Haufen Kanonenkugeln und die Jutesäcke mit Pulver. Die Artilleristen fühlten sich stark und selbstsicher. Die Infanterie hatte versagt, und jetzt war der Général so vernünftig, die Artillerie einzusetzen. Nicht nur einfach die Artillerie, sondern die *französische* Artillerie, Napoleons eigene Waffe. Jeder Kanonier Frankreichs war stolz darauf, dass der Kaiser ein Artillerist war. Ein Sergent wischte Schnee von dem umrankten »N« auf einer Kanone und spähte über das Rohr hinweg zum Kloster. Bald, meine Schöne, dachte er, bald. Er streichelte über die Kanone, als wäre das Monster aus Messing, Eisen und Holz sein liebstes Kind.

Sharpe ging während des Waffenstillstands zum Kloster und hinterließ frische Fußabdrücke im Schnee. Er verharrte am Tor und schaute auf die französischen Geschütze, die genau auf ihn gerichtet waren. Dann ging er hinein, vorbei an der Weißbuche, die wieder geschmückt war, diesmal mit Schnee, und er konnte nicht glauben, dass er erst gestern Morgen zugeschaut hatte, als die deutschen Schützen die kahlen Zweige geschmückt hatten.

Sharpe sprach mit den Offizieren und überraschte sie mit seinen Worten. Er ließ sie seine Befehle wiederholen und sich dann von ihnen durch ihre Stellungen führen, um sich zu vergewissern, dass sie ihn verstanden hatten. Die Offiziere der Füsiliere wirkten erleichtert bei seinen Worten. »Wir werden das Kloster nicht verteidigen, Gentlemen.«

»Haben Sie etwas in petto, Sir?«, fragte Harry Price grinsend.

»Nein, Harry.«

Sharpe ging nach oben und fand Harper. »Patrick?«

»Sir?« Der irische Hüne grinste breit.

»Alles gut?«

»Klar. Wie geht's weiter?« Sharpe sagte es ihm, und der Ire nickte. »Die Jungs werden froh sein, wieder bei Ihnen zu sein, Sir.«

»Und ich werde froh sein, weil sie wieder bei mir sind. Sag ihnen das.«

»Das wissen sie. Was macht mein Freund Hakeswill?«

»Der verrottet im Kerker.«

»Das hörte ich.« Harper grinste. »Das ist gut.«

»Hast du das Geschütz vernagelt?«

»Ja, damit werden sie nicht so schnell feuern können.« Harper kratzte sich an der Schläfe. »Sie nehmen an, heute Abend, Sir?«

»Bei Einbruch der Dunkelheit?«

»In Ordnung.«

»Viel Glück.«

»Die Iren brauchen kein Glück, Sir.«

»Sie brauchen nur die Engländer loszuwerden, wie?« Sharpe lachte.

Harper grinste. »Da sieht man, wie eine Beförderung den Leuten Verstand bringt, Sir.«

Sharpe ging zurück durch das Tal. Der Schnee fiel jetzt dichter, und nur noch einige Grasbüschel waren über der weißen Schneedecke zu sehen. Er nahm an, dass die Franzosen das Kloster angreifen würden, obwohl es möglich war, dass man ihn mit dem Aufstellen der Geschütze zu täuschen versuchte, was er jedoch bezweifelte. Die Franzosen wollten das Kloster einnehmen, damit sie ihre großen Geschütze hinter dessen schützende Mauern bringen und auf die Nordmauer der Burg schießen konnten. Dann würden sie versuchen, den Wachtturm einzunehmen, damit sie in den Burghof schießen konnten, und am meisten fürchtete Sharpe die Haubitzen, die ihre Geschosse hoch in die Wolken schießen konnten, bevor sie auf die Verteidiger herabfielen. Morgen.

Der Schnee knirschte unter seinen Stiefeln, fiel auf sein Gesicht und bedeckte die alten Burgmauern mit einer weißen Schicht. Der Schnee hatte die dunklen Flecken auf dem Gras verhüllt. Sharpe fragte sich, wie lange sie sich noch halten konnten. Das Wetter konnte jeden Entsatz verzögern, und jetzt hatten sie gerade noch vierhundert Raketen. Gilliland hatte nicht mehr mitbringen können, weil er den Nachschub für die Füsiliere transportiert hatte. Irgendwie spürte Sharpe, dass die Raketen am Tor Gottes noch gebraucht werden würden. Er hatte etwas mit ihnen vor, eine Verzweiflungstat, aber sie würden ihren Zweck erfüllen wie die schnell brennenden Lunten, die er sich von Gilliland für einen anderen Zweck hatte geben lassen. Die Lunten dienten zum Zünden der Raketen. Gilliland hatte sich nur ungern davon getrennt, aber ihre Zeit würde kommen.

Oben in der Burg sägte der Arzt der Füsiliere an einem Bein. Er arbeitete schnell mit seiner kurzen Säge. Ordonnanzen hielten den Füsilier auf dem Tisch fest. Der Mann versuchte seinen Schrei zurückzuhalten und biss auf das Stück Leder zwischen seinen Zähnen wie zuvor schon

fünfzehn andere Männer. Der Arzt grunzte, während sich das Sägeblatt durch den Knochen fraß. »Fast fertig, Sohn. Guter Junge! Guter Junge!«

Im Graben, aus dem die Raketen abgeschossen worden waren, begruben Cross' deutsche Schützen ihre beiden Toten. Sie hatten den Graben tiefer ausgehoben, legten die Leichen hinein und bedeckten sie mit Steinen, damit die Aasfresser sie nicht ausscharren konnten. Dann schichteten sie Erde auf die Steine. Cross sprach ein paar traurige, unzulängliche Worte, und anschließend sangen die Männer das neue Lied, das sich die Deutschen in diesem Krieg so zu Herzen genommen hatten. »Ich hatt' einen Kameraden, einen bess'ren find'st du nicht …«

Harper hörte das Lied im Burgfried. Captain Brooker stand Sharpe gegenüber. Der Captain der Füsiliere hatte sich rasiert und seine Uniform ausgebürstet. Im Vergleich zu ihm fühlte sich Sharpe schmutzig und zerlumpt. »Was ist die Bilanz, Captain?«

»Fünfzehn Tote, Sir. Achtunddreißig Schwerverwundete.«

Sharpe nahm die Verlustmeldung entgegen und steckte sie ein. »Munition?«

»Noch viel, Sir.«

»Verpflegung?«

»Für zwei Tage, Sir.«

»Hoffen wir, dass es nicht so lange dauern wird.« Sharpe rieb sich übers Gesicht. »Wir haben also nur noch hundertachtzig Füsiliere in der Burg?«

»Hundertzweiundachtzig, Sir. Mit den Offizieren sind es natürlich noch mehr.«

»Ja.« Sharpe lächelte und versuchte Brookers Reserviertheit zu durchbrechen. »Und wir halten eine ganze Armee auf.«

»Jawohl, Sir.« Brooker sagte es bedrückt.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Captain. Sie bekommen heute Abend neunzig Füsiliere vom Kloster.«

»Meinen Sie, Sir?«

Sharpe hätte ihn fast angeschnauzt, dass er es nicht gesagt hätte, wenn er es nicht meinte, aber er verkniff sich den Tadel. Er brauchte Brookers Kooperation, nicht seine Feindschaft. »Und es sind noch fast hundertfünfzig auf dem Wachtturm-Hügel.«

»Jawohl, Sir.« Brookers Miene war kummervoll wie die eines Methodistenpredigers, der das Höllenfeuer prophezeit.

»Sie haben die Gefangenen überprüft?«

Brooker hatte es nicht getan, aber er fürchtete sich vor Sharpe. »Jawohl, Sir.«

»Gut. Ich kann diese Bastarde nicht hinter dem Rücken gebrauchen. Teilen Sie neue Männer als Wachen für heute Nacht ein.«

»Bekommen die Gefangenen Essen, Sir?«

»Nein. Lassen Sie die Kerle hungern. Wie spät ist es, Captain?«

Brooker zog eine schwere Uhr aus der Tasche. »Viertel vor vier, Sir.«

Sharpe ging zu einem großen Loch in der Mauer, wo Steine aus einer Schießscharte herausgebröckelt waren. Der Schnee fiel schräg ins Tal. Es war dunkel dort draußen. Der Himmel war fast schwarz, und die Wolken brachten eine vorzeitige Dämmerung. Unten sah Sharpe Captain Cross bei einem frischen Grab, das kleiner als die anderen waren. Ein Schütze, der einst Hornist gewesen war, setzte das Instrument des toten Jungen an die Lippen. Zuerst blies er das Hornsignal, kurz und einfach, und die Töne hallten klar durch das verschneite Tal. Dann blies er das Lied, das Sharpe für den toten Jungen gewünscht hatte. »Ich hatt' einen Kameraden.«

Als das lange, getragene Lied endete, hörte Sharpe ein Stiefelscharren an der Tür, und jemand hüstelte, um auf sich aufmerksam zu machen. Sharpe wandte sich um und sah einen Schützen.

»Ja?«

»Grüße von Captain Frederickson, Sir.« Er hielt Sharpe einen Zettel hin.

»Danke.« Sharpe entfaltete den Zettel und las. »Partisanen im Norden, Osten und Süden. Wie lautet das Losungswort für heute Nacht? Bekomme ich einen Kampf oder nicht?« Diesmal war es unterzeichnet mit »Captain William Frederickson, 5th Battalion, 60th Regiment, im Ruhestand.«

Sharpe lächelte, lieh sich von Brooker einen Bleistift und schrieb: »Parole für heute Nacht: Geduld. Losungswort: Tugend. Erwarte Ihren Kampf in der Morgendämmerung. Während der Nacht wird keine Patrouille von mir östlich des Bachs gehen. Gute Jagd. Richard Sharpe.« Er gab den Zettel dem Schützen, schaute ihm nach, als er ging, und nannte Brooker die Parole. »Und Sie sollten die Posten vor Partisanen warnen. Einige könnten vielleicht in der Nacht herkommen.«

»Jawohl, Sir.«

Und lass den Kopf nicht so hängen, du Armleuchter!, hätte Sharpe am liebsten hinzugefügt. Stattdessen sagte er: »Weitermachen, Captain Brooker.«

Minuten vergingen. Artilleristen wischten Schnee von den Zündlöchern der Geschütze, deren Rohre bald heiß werden und den Schnee schmelzen würden, der zolldick darauf lag. Jedes Rohr war über zwei Yards lang zwischen den anderthalb Yards hohen Rädern. Jede Munitionskiste hatte achtundvierzig Kanonenkugeln enthalten, und die Kästen der Geschütze selbst enthielten jeweils weitere neun Kugeln. Die Kanoniere brannten darauf, all diese

Kanonenkugeln abzufeuern und die Ostmauer des Klosters zusammenzuschießen, um eine Bresche für das Bataillon angreifender Infanterie zu schaffen. Dieses Bataillon hatte den Schluss der Kolonne gebildet und war mehr oder weniger unbeschadet von den Raketen geblieben. Es würde im allerletzten Tageslicht angreifen. Dann würden im Schutze der Dunkelheit die Geschütze zum Kloster gebracht werden. Schießscharten würden in die südliche Mauer gehackt werden, und diese Zwölfpfündermonster würden die Burg beschießen.

Um fünf Minuten vor vier wirkte das Tal verlassen. Die Füsiliere hatten sich hinter die Mauern zurückgezogen, die Schützen auf dem Hügel verbargen sich in den Schützenlöchern, die sie unterhalb der Dornbüsche ausgehoben hatten, und die Franzosen waren vom Dorf verdeckt.

Sharpe stieg auf den Pförtnerturm, stampfte mit den Füßen im kalten Schnee auf und sprach mit den Schützen, die hier oben postiert waren. »Es muss bald so weit sein.«

Der Colonel der französischen Artilleristen schaute auf seine Uhr. Zwei Minuten vor vier. »Die Syphilis für diese Bastarde. Feuer!«

Acht Geschütze ruckten und donnerten. Die Besatzungen waren sofort bei der Arbeit, richteten die Kanonen mit Handspaken und Stricken wieder aus, andere rammten die Wischer in die zischenden Rohre und weitere standen mit der nächsten Ladung bereit.

Die ersten Kanonenkugeln prallten etwa hundert Yards vor dem Kloster auf, stiegen wieder hoch und knallten gegen die Wand. Wenn die Rohre heißer wurden, würden die Kugeln näher beim Kloster aufschlagen und schließlich gar nicht mehr aufprallen, sondern gleich in die Wand einschlagen.

»Feuer!«

Die Geschütze waren vom Pförtnerturm aus nicht zu sehen, aber die langen Mündungsflammen warfen rote Blitze auf den Schnee, und Sharpe beobachtete jede Salve, die rosarot auf dem Weiß erblühte. Sie waren gut. Die Geschütze donnerten schneller. Die gut ausgebildeten Artilleristen fanden ihren Rhythmus, und jeder Mann des eingespielten Teams war stolz darauf, seine Sache gut zu machen. Immer wieder zuckte es rosarot über den Schnee, die Kanonenkugeln krachten gegen das Kloster, und dessen Mauer, die nicht zur Verteidigung erbaut worden war, bekam Risse und bröckelte.

»Feuer!«

Der Rauch trieb zum Kloster hin, langsam mit dem fallenden Schnee, und nun zischten die Flocken, als sie auf heiße Rohre fielen. Wieder donnerten die Kanonen, und dann war das Tor des Klosters bereits verschwunden.

»Feuer!«

Jede Salve färbte die vom Wind verwehten Rauchwolken rot, sodass der Himmel grauschwarz, das Tal weiß und der nördliche Rand rot waren.

»Feuer!«

Das Donnern hallte von den Hügeln wider. Schnee rieselte von den Dachkanten der Häuser im Dorf, und Gläser klirrten in der Küche des Gasthauses.

»Feuer!«

Ein Teil der Wand stürzte ein, und Staub wallte auf wie Rauch. Die nächste Kanonenkugel schmetterte durch eine Innenwand, durch Verputz und alte Steine, und abermals donnerten die Geschütze. Die Besatzungen schwitzten trotz der Kälte, und der Colonel der Kanoniere grinste vor Zufriedenheit.

»Feuer!«

Der obere Kreuzgang war jetzt zum Tal hin offen, die Außenwand war vom Artilleriebeschuss zerfetzt worden,

und der ätzende Rauch der früheren Salven trieb zwischen zerbrochenen Säulen und heruntergefallenen Skulpturen.

»Feuer!«

Die Weißbuche im Klosterhof wurde am Stamm getroffen. Sie flog hoch, die Wurzeln rissen Steinplatten und Schnee hoch, und die Knöpfe und Bänder, mit denen der Baum geschmückt gewesen war, flogen mit dem entwurzelten Baum durch die Luft.

»Feuer!«

Ein Schütze auf dem Pförtnerturm rief Sharpe und wies nach Norden.

Das französische Bataillon marschierte am Nordrand des Tals entlang. Die blauen Uniformen waren dunkel im Zwielicht, wo der Rauch über dem Schnee wallte.

»Feuer!«

Die letzte Salve, die in den gewölbten Bogengang krachte, verursachte eine Lawine von Ziegeln und Schnee, die vom Dach rutschte. Die Voltigeure jubelten, rannten durch den Schnee und feuerten mit ihren Musketen ins Kloster.

»Jetzt!«, sagte Sharpe. »Jetzt!«

»Sir?«

»Nichts.« Es war fast dunkel, und seine Augen täuschten ihn in der Finsternis.

Die Verteidiger des Klosters, in Deckung des inneren Kreuzgangs, rannten, wie es ihnen befohlen worden war. Die Treppe hinauf zu dem säulengestützten Kreuzgang, der am weitesten von den Schützen entfernt war, und dann zu ihren Positionen. Eine Salve aus Musketen und Gewehren, und dann sprangen die Männer. Einige sprangen aus den Trümmern des oberen Kreuzgangs hinab, kletterten über den Schutt der Mauer und rannten auf die Burg zu. Andere sprangen vom Dach aus und fielen auf den schneebedeckten Hang. Auch sie rannten zu den schützenden Burgmauern.

Sharpe spähte durch das Tal. Da war keine Kavallerie. Es war nicht nötig, die drei Kompanien Füsiliere hinauszuschicken, um den Rückzug zu decken.

Die Franzosen sahen die Männer flüchten, jubelten und schickten ihnen hastig eine Salve nach, und dann kletterte das Bataillon über die Trümmer ins Kloster, und Jubelschreie hallten durch das Tal, denn die Franzosen hatten hier ihren ersten Sieg errungen.

»Aufprotzen!«, befahl der französische Artillerie-Colonel. Er wollte die Geschütze schnell ins Kloster bringen lassen. Die Haubitzen, die nicht eingesetzt worden waren, standen schon hinter den Pferden bereit.

Das Bataillon verteilte sich im Kloster. Die Männer fanden die Schnapsfässer, die Sharpe ihnen zurückgelassen hatte, und er hoffte, der Schnaps würde die Franzosen betrunken und hilflos machen. Die französischen Offiziere sahen die Schnapsfässer jedoch ebenfalls. Sie richteten Pistolen darauf und schossen Löcher in die Fässer, damit der Schnaps in den Schnee floss. »Weiter! Weiter! Weiter!« Es musste eine Gasse für die Geschütze geräumt werden.

Die Verteidiger des Klosters kamen durch den Torbogen in die Burg. Ein Mann humpelte, weil er sich beim Sturz den Knöchel verstaucht hatte, ein anderer fluchte, weil eine französische Musketenkugel in seiner rechten Gesäßbacke steckte. Gelächter setzte ein, als er erklärte, wo es ihm wehtat.

Sharpe lehnte sich über die Brüstung des Turms und schaute in den Hof. »Anwesenheitsappell!«

Die Füsiliere meldeten als Erste: »Alle anwesend!«

Die Schützen von Cross: »Anwesend!«

»Lieutenant Price?«

Der Lieutenant blickte mit weißem Gesicht zu Sharpe empor. »Harper fehlt, Sir!« Es klang ungläubig und fassungslos. Rings um ihn starrten die Männer von Sharpes

Kompanie zum Turm hinauf, als hofften sie, Sharpe könnte ein Wunder vollbringen.

Lieutenant Prices Stimme klang gepresst. »Haben Sie gehört, Sir?«

»Ja, ich habe es gehört. Das Tor blockieren.« Lieutenant Price schnappte nach Luft. »Sir?«

»Ich sagte, das Tor blockieren!«, rief Sharpe zornig.

Er wandte sich ab. Der Schnee rieselte sanft in der Dunkelheit, wehte an den Mauern vorbei und fiel auf die Gräber, den langen Pass, über den Hilfe kommen musste, und auf die Trümmer der eingestürzten Ostmauer des Klosters.

Harper hatte gesagt, dass die Iren kein Glück brauchten. Sharpe zuckte zusammen, als Musketenschüsse fielen, tief im Kloster, aus dem nur Sergeant Patrick Harper nicht entkommen war.

Lieutenant Price kam auf den Turm. Er keuchte, weil er die Wendeltreppe hinaufgelaufen war. »Er war bei uns, Sir! Ich habe nicht gesehen, dass ihm irgendetwas passierte!«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Harry.«

»Wir können in der Nacht ins Kloster zurückkehren, Sir!«

»Ich sagte, machen Sie sich keine Sorgen, Harry.« Sharpe starrte nordwärts ins raucherfüllte Zwielicht.

Ich hatt' einen Kameraden, einen bess'ren find'st du nicht …

KAPITEL 25

Im Krieg wie in der Liebe laufen nur wenige Aktionen genauso ab wie geplant, und der französische Général überlegte neue Pläne am Kaminfeuer im Gasthaus. »Das Ziel ist noch das Gleiche, *Messieurs*, nämlich die Briten nach Norden zu locken. Wenn wir Vila Nova nicht schaffen, dann können wir es immer noch bis Barca de Alva schaffen. Das wird die gleiche Wirkung haben.« Er wandte sich an den Artillerie-Colonel. »Wie lange dauert es, bis Ihre Geschütze in Stellung sind?«

»Bis Mitternacht, Général.« Die Geschütze mussten ins Kloster gebracht und in der Südmauer mussten Schießscharten geschaffen werden, aber die Arbeit ging schnell voran. Sie hatten befürchtet, die Briten würden Schützen schicken, um sie zu stören, doch das war nicht geschehen.

»Gut«, sagte der Général. »Weiß jemand, wann Sonnenaufgang ist?«

»Um sieben Uhr einundzwanzig.« Ducos kannte sich stets genau in solchen Dingen aus.

»Diese langen Nächte! Aber das wussten wir, als wir die Operation begannen.« Der Général trank einen Schluck lauwarmen Kaffee und schaute wieder den Artillerie-Colonel an. »Haubitzen, Louis. Ich will, dass sich morgen niemand in diesem Burghof bewegen kann.«

Der Colonel grinste. »Ich kann noch zwei weitere einsetzen.«

»Tun Sie das.« Der Général lächelte Dubreton an, der ihm eine Zigarre anbot. »*Merci*, Alexandre.« Er nahm die Zigarre, rollte sie zwischen Zeigefinger und Daumen und

ließ sich Feuer geben. »Wann können wir das Feuer eröffnen?«

Der Artillerie-Colonel zuckte mit den Schultern. »Wann Sie es wünschen, Général.«

»Um sieben Uhr? Und wir bringen zwei weitere Batterien am Südrand des Dorfs in Stellung, um direkt durch die Bresche zu feuern, ja?« Der Colonel nickte. Der Général lächelte. »Kartätschen, Louis. Das wird ihre verdammten Raketen stoppen. Ich will, dass kein Mann überlebt, wenn sie den Schutz der Mauern verlassen.«

»Es wird keiner überleben, Général.«

»Aber Ihre Kanoniere werden auf dem Hügel dem Beschuss dieser verdammten Schützen ausgesetzt sein.« Der Général sprach langsam, dachte laut: »Ich finde, wir müssen sie beschäftigen. Glauben Sie diesen Berichten, dass sie Raketen haben?« Er sah Dubreton an.

»Nein, Général. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sie die durch die Dornbüsche abschießen könnten.«

»Ich auch nicht. Folglich werden wir ein Bataillon auf den Hügel schicken. Es kann die Schützen beschäftigen.«

»Nur eines, Général?«

Das Feuer knackte im Kamin, und manchmal fielen Funken auf die Stiefel, die davor trockneten, während sorgfältige Pläne gemacht wurden. Ein Bataillon, verstärkt durch Voltigeure, würde den Wachtturm stürmen, und zwei Zwölfpfünder-Kanonen würden nicht zum Kloster gebracht werden, sondern die Dornbüsche mit Kartätschenfeuer belegen, um die versteckten Grünröcke zu töten. Die Haubitzen im Kloster würden den Burghof in eine Todesfalle verwandeln, während Geschütze südlich des Dorfs die niedrige Mauer und das Schanzwerk beschießen würden, damit keine Raketen zu den Werfern getragen werden konnten. Die Infanterie würde wieder am frühen Morgen angreifen, diesmal geschützt durch die Artillerie.

Die Infanteristen würden eine angeschlagene, demoralisierte Garnison mit ihren Bajonetten stürmen. Dann konnten die Franzosen weitermarschieren zur Brücke von Barca de Alva, zum Sieg. Der Général hob ein Glas Brandy. »Auf den Sieg im Namen des Kaisers!«

Sie murmelten den Trinkspruch, tranken, und nur Dubreton äußerte einen Zweifel. »Sie gaben das Kloster ziemlich schnell auf.«

»Sie hatten dort nur wenige Männer, Alexandre.«

»Stimmt.«

»Und meine Geschütze haben sie weich gekocht.« Der Artillerie-Colonel lächelte.

»Stimmt.«

Der Général hob noch einmal sein Glas. »Und morgen werden wir siegen.«

»Stimmt.«

Die Brise wehte den Schnee im Burghof zu Haufen. Die Flocken zischten im Feuer, schmolzen auf dem Fell der Pferde der Raketen-Truppe, die sich im Hof des Burgfrieds drängten, und fielen nass und kalt auf die Mäntel der Männer, die in die Nacht starrten und einen Angriff aus der Dunkelheit fürchteten. Die Männer hatten Lappen um die Schlösser von Musketen und Gewehren gebunden, damit die Feuchtigkeit nicht das Pulver in den Pfannen erreichte.

Im Kloster waren Feuer entzündet worden, und in ihrem Schein war zu sehen, dass die Franzosen am alten Tor des Klosters eine primitive Rampe errichteten, über die sie die Geschütze schieben konnten. Gelegentlich krachte im Tal ein Schuss, und eine Kugel fetzte Splitter von einem Stein oder warf einen der Franzosen nieder, doch dann schützten sie sich mit einer alten Munitionskiste, und die Schützen sparten ihre Munition.

Andere Schützen, von Fredericksons Kompanie, patrouillierten im Tal. Ihre Befehle lauteten, die Franzosen wach zu halten, auf Licht und Schatten zu schießen und die Nervenkraft des Feindes zu zermürben.

Auf dem Hügel fluchten die Füsiliere und fragten sich, welcher Verrückte den Befehl gegeben hatte, in der Nacht nach Kaninchenbauen zu suchen. Kaninchenbaue!

Männer schliefen unruhig, die Uniformen halb getrocknet am Feuer, die Musketen stets in Reichweite. Einige wachten in der Dunkelheit auf und fragten sich einen Augenblick lang verwirrt, wo sie waren, und wenn sie sich erinnerten, kehrte die Furcht zurück.

Major Sharpe wirkte geistesabwesend. Er war höflich, aufmerksam bei jeder Einzelheit, und er hütete die Pläne für den morgigen Tag wie ein Geheimnis. Er blieb bis Mitternacht auf dem Pförtnerturm, bis kein Schnee mehr fiel, und dann gesellte er sich zu seiner Kompanie, um eine karge Mahlzeit aus gekochtem Trockenrindfleisch zu sich zu nehmen.

Daniel Hagman hatte Sharpe versichert, dass Patrick Harper überleben würde, doch die Worte des alten Wilddiebs hatten wenig überzeugend geklungen, und Sharpe hatte ihn nur angelächelt.

»Ich weiß, Dan. Ich weiß.« Sharpe hatte ebenfalls wenig überzeugend geklungen.

Sharpe ging über jede Mauer, sprach mit allen Posten, und die Müdigkeit war wie ein Schmerz in jedem Teil seines Körpers. Er sehnte sich nach Wärme und Schlaf, wünschte sich, Patrick Harper wäre in der Burg, aber es war ihm klar, dass er in dieser Nacht nur wenig schlafen würde. Vielleicht eine Stunde oder zwei irgendwo in einer kalten Ecke. Das Quartier, das Farthingdale zu seinem gemacht hatte und in dem es einen Kamin gab, war von den Verwundeten belegt, und niemand im Tal hatte eine schlimmere Nacht als sie.

Der Wind war kalt. Der Schnee schien zu leuchten, eine weiße Decke, die eine feindliche Bewegung verraten würde. Die Posten auf den Mauern kämpften gegen die Müdigkeit an, lauschten auf die Schritte ihrer Sergeants und fragten sich, was die Morgendämmerung bringen würde.

Im Süden war ein Glühen am Himmel, ein rötlicher Schimmer, der verriet, wo Partisanen die Nacht verbrachten. Irgendwo heulte einmal ein Wolf, und es klang gespenstisch in der Stille der Nacht.

Sharpes letzter Besuch der Posten galt den Männern, die bei dem Loch Wache hatten, das in die Südseite des Burgfrieds gehackt worden war. Er schaute auf die schneebedeckten Dornbüsche des Hügels und wusste, dass dies der Fluchtweg war, wenn sie morgen überrannt werden sollten. Viele würden die Flucht nicht schaffen, sondern sterbend in der Burg liegen.

Er erinnerte sich an den Winter vor vier Jahren, als er die einzige Schützenkompanie in noch schlimmerem Wetter als jetzt auf einem Rückzug geführt hatte, der so verzweifelt gewesen war wie vielleicht der morgige. Die meisten dieser Männer waren jetzt tot, gestorben durch Krankheit oder den Feind, und Harper war einer der Männer gewesen, die sich südwärts durch den Schnee Galiziens gekämpft hatten.

Harper.

Sharpe ging zu der Treppe, die zu den Verliesen hinabführte. Leicht verwundete Füsiliere bewachten die Gefangenen. Es stank abscheulich dort unten. Die Wachen waren nervös. Es gab keine Tür zu den Verliesen, nur die Treppe, und sie hatten eine brusthohe Barrikade am Fuß der Treppe errichtet und mit Fackeln beleuchtet, deren Schein auf ein kleines Stück des feuchten Bodens fiel. Jeder Wächter hatte drei Musketen, geladen und gespannt, damit kein Gefangener Zeit genug hatte, über die Barrikade zu

klettern. Wer es versuchte, würde von einer Kugel zurückgeworfen werden.

Die Wachen freuten sich über Sharpes Besuch. Er setzte sich zu ihnen auf die Treppe. »Wie steht es mit den Gefangenen?«

»Sie haben es verdammt kalt, Sir.«

»Das wird sie ruhig halten.«

»Wenn ich sie sehe, kriege ich das kalte Grausen, Sir. Sie kennen diesen großen Bastard?«

»Hakeswill?«

»Er hat sich befreit.«

Sharpe spähte in die Dunkelheit jenseits des Fackelscheins. Er sah die nackten Gestalten, die sich zusammendrängten, um etwas Wärme zu haben, er nahm das Weiß einiger Augenpaare wahr, die ihn anstarrten, aber Hakeswill konnte er nicht entdecken.

»Wo ist er?«

»Er hält sich ganz hinten, Sir.«

»Hat er Ihnen Schwierigkeiten gemacht?«

»Nein.« Der Mann spuckte einen Strahl Tabaksaft über die Barrikade. »Wir haben ihnen gesagt, wenn sie bis auf drei Schritte an die Barrikade herankommen, feuern wir.« Er klopfte auf den Kolben seiner Muskete, die er von Pot-au-feus Männern erbeutet hatte.

»Gut.« Sharpe schaute die sechs Männer an. »Wann werdet ihr abgelöst?«

»Am Morgen, Sir«, sagte der selbsternannte Sprecher der Wachen.

»Was habt ihr zu trinken?«

Sie grinsten und hielten Feldflaschen hoch. »Rum, Sir.«

Sharpe ging die letzten Treppenstufen hinunter und stemmte sich probeweise gegen die Barrikade. Sie war aus Steinen und alten Balken errichtet und wirkte fest genug.

Er starrte in die Dunkelheit und verstand, warum dieses feuchte, kalte, stinkende Verlies etwas Furchteinflößendes hatte. In diesem riesigen Gewölbe waren viele Männer gestorben. Die Männer, die Hakeswill hier getötet hatte, die maurischen Gefangenen, die ihren Glauben verteidigt und sich trotz der Messer, Folterbänke, Brandeisen und Ketten der Christen geweigert hatten, zu konvertieren. Er fragte sich, ob jemals jemand hier gelacht hatte. Es war eine Gruft, in die über Jahrhunderte hinweg kein Sonnenstrahl gefallen war, und Sharpe wandte sich ab und war froh, diese Stätte verlassen zu können.

»Sharpey! Kleiner Dick Sharpey!« Die Stimme ertönte hinter ihm aus der Dunkelheit. Sharpe ignorierte Hakeswill und stieg die Treppe hinauf, doch Hakeswill gab keine Ruhe. Er kicherte höhnisch und wissend. »Wir laufen weg, was, Sharpey?«

Sharpe wandte sich um. Die Gestalt schlurfte in den Fackelschein. In dem gelblichen Gesicht zuckte es. Hakeswill trug ein Hemd, das er einem anderen Gefangenen abgenommen hatte. Er blieb stehen, wies auf Sharpe und kicherte schrill. »Du glaubst, du hast gewonnen, Sharpey, nicht wahr?« Die blauen Augen glitzerten im Schein der Fackeln, während das graue Haar und die gelbliche Haut fahl aussahen, als wäre Hakeswills ganzer Körper mit Ausnahme der Augen von Lepra befallen.

Sharpe sprach laut mit den Wachen. »Wenn er bis auf fünf Schritte an die Barrikade herankommt, erschießt ihn!«

»Erschießt ihn!«, schrie Hakeswill. »Erschießt ihn! Du Syphilis-Sohn einer Syphilis-Hure, Sharpe! Du Bastard! Lässt andere die Drecksarbeit für dich machen, was?« Sharpe drehte sich auf der Treppe um und sah, dass Hakeswill die Wächter angrinste. »Ihr glaubt, ihr könnt mich erschießen, Jungs? Versucht es, los! Versucht es! Hier bin ich!« Er breitete die nackten Armen aus und grinste. In

seinem Gesicht zuckte es. »Ihr könnt mich nicht töten! Ihr könnt auf mich schießen, aber ihr könnt mich nicht töten! Ich hole mir euch, Jungs! Ich komme in der Finsternis und quetsche euch das Herz aus dem Balg!« Er presste die Hände zusammen. »Ihr könnt mich nicht töten, Jungs. Viele haben das versucht, einschließlich dieses Syphilis-Bastards, der sich Major nennt, aber keiner hat es geschafft, mich zu töten. Niemals wird man mich töten. Niemals!«

Die Wachen waren wie gebannt von Hakeswills Worten, von seiner leidenschaftlichen Überzeugung, seinem Hass.

Sharpe sah ihn an und hasste ihn. »Obadiah? Ich werde binnen zwei Wochen deine Seele zur Hölle schicken.«

Die blauen Augen blickten starr, das krampfartige Zucken des Gesichts war verschwunden. Langsam hob Hakeswill die Hand und wies auf Sharpe. »Verdammter Richard Sharpe. Ich verfluche dich! Ich verfluche dich bei Wind und bei Wasser, bei Nebel und Feuer, und ich werde auf dein Grab spucken!« Es sah aus, als beginne sein Gesicht wieder zu zucken, doch Hakeswill bot all seine Willenskraft auf, presste die Zähne zusammen, und es wurde nur ein unterdrücktes Zittern, dem ein zorniger Aufschrei folgte. »Ich werde auf dein Grab spucken!« Dann zog er sich in die Dunkelheit zurück.

Sharpe schaute ihm nach. Dann wandte er sich um, wechselte noch ein paar Worte mit den Wachen und stieg bis zur Spitze des Burgfrieds hinauf. Dort in der kalten, klaren Luft atmete er tief durch, als könne er dadurch seine Seele von allen schlechten Taten reinigen. Er fürchtete einen Fluch. Er wünschte, er hätte sein Gewehr dabeigehabt. In den Kolben der Waffe hatte er einen schmalen Streifen geschnitzt, sodass das Holz darunter kahl und nicht mit Firnis überzogen war. Wenn er das Gewehr bei sich gehabt hätte, dann hätte er einen Finger auf das reine Holz gedrückt, um den Fluch abzuwenden. Er fürchtete einen Fluch. Es war eine Waffe des Teufels, eine

Waffe, die stets das Böse derjenigen Person brachte, die den Fluch aussprach, aber für Hakeswill gab es keine Zukunft mehr, und so konnte er die Worte aussprechen.

Man konnte gegen Kugeln und Bajonette kämpfen, sogar gegen Raketen, wenn man die Waffe kannte, aber keiner konnte gegen einen unsichtbaren Feind kämpfen. Sharpe wünschte, er könnte Lady Schicksal, die Göttin der Soldaten, versöhnlich stimmen, aber sie war launisch und untreu.

Es kam ihm in den Sinn, dass er den Fluch abwenden konnte, wenn er einen Stern sah, nur einen, und er suchte den dunklen Himmel ab. Aber da gab es nichts außer Wolken und Schwärze. Er suchte verzweifelt nach einem Stern, doch er sah keinen. Dann rief ihn jemand vom Hof aus, wollte mit ihm sprechen, und er ging die Treppe hinab, um auf den Morgen zu warten.

KAPITEL 26

Es gab Geister am Tor Gottes, sagten die Leute von Adrados, und das glaubten auch die Soldaten, obwohl man es ihnen nicht erzählt hatte. Die Gebäude waren zu alt, der Ort war zu abgelegen, und die Fantasie war zu groß. Der Wind raunte um die alten Gemäuer, raschelte in den Dornbüschen und seufzte am Rand des Passes.

Vier französische Soldaten hielten Wache bei dem Geschütz im Keller des Klosters. Sie starrten durch die Lücke in der Wand zur Burg. Ihre Sicht war behindert, weil Windböen Schnee aufwirbelten und über den Rand des Passes warfen, dass manchmal die Luft zwischen Kloster und Burg weiß in der Dunkelheit glitzerte.

Hinter ihnen, hinter der vernagelten Kanone, befanden sich die aufgeschichteten Schädel, die Knochen der Geister, und die Soldaten erschauerten. Sie beobachteten die britischen Posten auf den Burgmauern, die sich vor dem Schein der Feuer im Burghof abzeichneten. Dann wirbelte eine weitere Böe wie von Geisterhand Schnee auf, der westwärts trieb und sich auf den Pass senkte.

Über den Wachtposten waren die Schläge von Vorschlaghämmern zu hören, gedämpft durch die dicken Steine. Die Kanoniere würden ihre Schießscharten in der Südmauer bekommen.

Einer der Franzosen rauchte eine kurze Pfeife und lehnte lässig an den Schädeln. Die anderen, die das sahen, hatten sich das Zeichen des Kreuzes auf ihre Mäntel gemalt.

»Dampf«, sagte einer der Männer.

»Was?«

»Ich habe nachgedacht. Es waren Dampfmaschinen.«

Sie hatten über die merkwürdige Waffe geredet, die in die Kolonne geschmettert war. Einer der Männer spuckte in die Dunkelheit. »Du spinnst.«

»Hast du jemals eine Dampfmaschine gesehen?«

»Nein.«

»Ich hab eine gesehen. In Rouen. Verdammt laut! Wie heute Morgen. Feuer, Rauch, Lärm. Es müssen Dampfmaschinen sein!«

Ein neu einberufener Wehrpflichtiger, der die ganze Nacht kaum ein Wort gesagt hatte, sammelte seinen Mut und beteiligte sich an dem Gespräch. »Mein Vater sagt, die Zukunft gehört der Dampfmaschine.«

Der erste Mann schaute ihn an. Er zweifelte, ob die Worte dieses jungen Hüpfers, der noch nicht mal einen Schnurrbart hatte, eine Hilfe für ihn waren, entschied sich jedoch, sie zu akzeptieren. »Da haben wir's! Ich sage es doch! Ich sah eine in einer Sägemühle. Ein verdammt großer Raum mit großen Balken, die auf und ab gingen, und überall Rauch! Wie in der Hölle war es, wie in der Hölle!« Er schüttelte den Kopf und deutete Dinge an, die er nicht gesehen hatte, Grauenvolles, von dem sie keine Ahnung hatten, doch in Wirklichkeit hatte er nur einen kurzen Blick auf die Dampfmaschine erhascht und nicht viel mitbekommen. »Dein Vater hat recht, Sohn. Dampf! Er wird in Zukunft überall sein.«

Ein anderer Mann lachte. »Du wirst eine Dampfmuskete haben, Jean.«

»Und warum nicht?« Jean steigerte sich in seine Zukunftsvision hinein. »Dampf-Infanterie. Ich sage es dir! So wird es sein! Du hast doch heute Morgen gesehen, was passierte.«

»Ich könnte jetzt ein Dampf-Hürchen gebrauchen.«

Draußen krachte es, jemand jubelte, und ein Teil der Mauer fiel in den Schnee. Der Mann mit der Pfeife blies

Rauch aus, der vom Wind davongetrieben wurde. »Sie sollten dieses Loch verstopfen.«

»Sie sollten uns nach Salamanca zurückmarschieren lassen.«

Schritte näherten sich hinter ihnen im Keller. Jean spähte zwischen den Schädelreihen hindurch. »Ein Offizier!«

Sie fluchten leise, rückten ihre Uniformen zurecht und nahmen eine Haltung ein, aus der man schließen sollte, dass sie unablässig wachsam in den Schnee hinausspähten. Der Offizier, ein Lieutenant, blieb beim Geschütz stehen. »Besondere Vorkommnisse?«

»Nein, Lieutenant. Alles ruhig. Vermutlich schlafen sie.«

Der Lieutenant betastete den abgefeilten Nagel im Zündloch der Kanone. »Es wird bald vorüber sein, Jungs.«

»Das hat man denen auch gesagt, Lieutenant.« Der Mann wies mit der Pfeife auf die Schädel und Gebeine der Nonnen.

Der Lieutenant schaute auf die Schädel. »Ein bisschen unheimlich, nicht wahr?«

»Uns macht das nichts aus.«

»Nun, es wird bald vorüber sein. Wir haben oben vier Haubitzen. Außerdem vier andere Geschütze. Sie werden gerade in Stellung gebracht. Noch eine Stunde, und wir werden das Feuer eröffnen.«

»Und dann, Lieutenant?«, fragte Jean.

»Dann nichts!« Der Lieutenant grinste sie an. »Wir bewachen die Kanone und schauen uns den Angriff an.«

»Wirklich?«

»Wirklich.«

Die Soldaten grinsten. Jemand anders würde kämpfen und sterben. Der Lieutenant spähte durch das große Loch hinaus und beobachtete, wie der Wind Schnee vom Pass aufwirbelte. »Es wird bald vorüber sein.«

Die Stunde verging langsam. Oben bereiteten die Kanoniere alles vor. Die Haubitzen wiesen in die Luft, und die Kanoniere arbeiteten ringsum. Die Distanz war kurz. Die Offiziere diskutierten, wie viel Pulver genommen werden sollte. Die Kanoniere warteten mit ihren langstieligen Schöpfkellen, um die zum Himmel gerichteten Rohre zu füllen, die die Sechs-Zoll-Kugeln über das Tal werfen würden. Die Weißbuche war längst als Brennholz für die Feuer im Klosterhof benutzt worden.

Im Osten begann sich ein fahler grauer Streifen am Horizont auszubreiten, ein Schimmer von Morgengrauen, den nur wenige sahen außer den Schützen auf dem Hügel mit dem Wachtturm. Für die vier Wachtposten im Raum mit den Schädeln und Knochen war die Nacht so dunkel wie bisher. Es hatte für sie den Anschein, dass es niemals mehr hell werden würde, dass sie ewig an dieser kalten, dunklen Stätte gefangen waren, wo die Schädel der Toten bis zur Decke reichten. Sie fröstelten, spähten in die Nacht und den Schnee hinaus und hofften auf das Morgengrauen. Einer von ihnen fragte plötzlich alarmiert: »Was war das?«

»Was?«

»Ein Geräusch! Hier drin! Hört!«

Sie lauschten angespannt. Der junge Wehrpflichtige schüttelte den Kopf. »Eine Ratte?«

»Halt dein verdammtes Maul!«

Jean lehnte sich zurück gegen ein Rad der Kanone. »Ratten. Es muss hier Tausende von verdammten Ratten geben. Außerdem weiß ich nicht, wie ihr etwas hören könnt, wenn oben dauernd gehämmert wird. Was machen die da? Feiern die *Mar-di gras?*«

Die Kanoniere hämmerten an den Lafetten und richteten die Zwölfpfünder so aus, dass sie alle dieselbe Stelle der Burgmauer treffen würden.

Der Artillerie-Colonel war zum Kloster geritten, und jetzt ging er zu seinen Männern, rieb sich die Hände und grinste seine Kanoniere an. »Alles bereit?«

»Jawohl, Colonel.«

»Wie viel Pulver in den Haubitzen?«

»Ein halbes Pfund, Colonel.«

»Zu viel. Aber egal. Das wird die Rohre wärmen. Teufel, ist es kalt!« Er ging in die Kapelle, die jetzt nach Süden hin offen war, und sah, dass zwei der Zwölfpfünder durch die verbreiterte Türöffnung geschoben worden waren und jetzt durch Breschen in der Mauer zur Burg wiesen. »Machen euch diese Schützen Schwierigkeiten?«

»Nein, Colonel.«

»Hoffen wir, dass diesen Bastarden die Munition ausgeht.« Er ging durch die verwüstete Kapelle und sah einen sonderbaren Klumpen Granit, der aus dem Boden ragte. Die Oberfläche war glatt poliert. Er fragte sich, warum das Ding dort war. Typisch für die verdammten Spanier, das Gelände nicht ordentlich zu glätten, bevor sie ein Kloster darauf bauen, dachte er. Es war ihm ohnehin schleierhaft, warum jemand an diesem gottverlassenen Fleck ein Kloster errichtete. Kein Wunder, dass die Nonnen abgehauen sind, sagte er sich. Er ging wieder zurück. »Gut gemacht, Jungs! Gute Arbeit, die Geschütze hier reinzuschaffen!« Das Lob war berechtigt.

Im Kreuzgang blickte er nach Osten und sah das erste schwache Licht der Morgendämmerung. Der Schnee lag zwei Zoll hoch auf den Trümmern der Klostermauer. »Also los! Versuchen wir's mit den Haubitzen! Feuert rüber, und dann sehen wir, wie die Treffer liegen!«

Ein Capitaine befahl einem Lieutenant auf dem Dach, zu beobachten, wo die Kugeln aufschlugen. Dann gab er den Feuerbefehl. Vier Luntenstöcke berührten vier Lunten, die Haubitzen ruckten, als wollten sie sich in die Steinplatten

bohren, auf denen Schnee festgetrampelt war. Es donnerte, und Rauch wallte, und dann rief der Lieutenant vom Dach. »Zweihundert drüber!«

»Das sagte ich doch!«

Morgen am Tor Gottes. Das Krachen der Haubitzen, der plötzliche, fast kaum wahrnehmbare Streifen von brennenden Lunten in der Luft, der sich herabsenkte, und dann prallten die Geschosse auf den Hügelhang südlich des Burgfrieds und explodierten in einer Rauchwolke. Der Schnee wurde geschwärzt, und Dornbüsche wurden zerfetzt.

Dann feuerten die Zwölfpfünder. Putz und Goldfarbe bröckelten und blätterten in der Kapelle ab und fielen in den Staub auf dem Boden. Die Kanonenkugeln knallten in die Burgmauer, fetzten große Brocken heraus. Sharpe, auf dem Turm, rief zu den Mauern: »Erst feuern, wenn ich es befehle!«

Über fünfzig Schützen waren auf der Nordmauer. Sharpe hatte sie dort postiert und ihnen verboten, auf die neu geschaffenen Schießscharten im Kloster zu feuern, aus denen Flammen und Rauch in den Morgen schossen.

Das Donnern der Geschütze war ein Signal. Es vertrieb die Müdigkeit aus den Männern im Tal, warnte sie, dass der Tod abermals zum Tor Gottes gekommen war, aber hauptsächlich war es ein Signal für einen Mann. Er reckte seinen gewaltigen Körper, bewegte die Muskeln und hoffte, dass sie in der Kälte nicht zu steif geworden waren, und er betete um eine weitere ohrenbetäubende Salve der Geschütze oberhalb von ihm. Seine rechte Hand spannte sich um das siebenläufige Salvengewehr.

Sharpe und Harper hatten niemanden in diesen Plan eingeweiht, denn ein einziger Mann, der in der Nacht gefangen genommen wurde, hätte alles verraten können. Harper hatte sich eine Höhle in den Schädeln und Knochen

geschaffen, ein Versteck, das mit Decken ausgeschlagen und mit einem Tisch abgestützt war. Die Beine des Tischs waren kurz abgesägt worden, damit gerade so viel Platz war, dass der irische Hüne flach darunter liegen konnte. Price hatte den Befehl zum Rückzug gebrüllt, Harper hatte ihn wiederholt und Männer zur Eile angetrieben, und dann hatte er sich zur Seite in den Schatten zurückgezogen und beobachtet, wie seine Kameraden aus dem Kloster flüchteten. Niemand hatte ihn vermisst. Alle waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, hatten den Franzosen entkommen wollen, deren Rufe hinter der eingestürzten Wand zu hören gewesen waren.

Harper hatte sich in den Schädelraum zurückgezogen. Er hatte sich rückwärts in das Versteck geschlängelt, die Decken um sich gezogen, Schädel vor sich aufgeschichtet und gewartet.

Er hatte in Kälte und völliger Finsternis gewartet, dicht umgeben von den Schädeln der Toten, hatte sein Kruzifix umklammert und manchmal geschlafen. Einige Male hatte er auf die Stimmen gelauscht, die nur ein paar Schritte von ihm entfernt waren, und versucht zu schätzen, wie viele Männer er töten musste.

Sein Versteck befand sich an einer Seite des Raums, an der Rückseite des Schädelstapels, und er hatte sichergestellt, dass das Gewicht der Knochen und Schädel nicht zu schwer war. Er packte das siebenläufige Gewehr fester und fragte sich, warum die Geschütze schwiegen, doch dann donnerten sie, und das Kloster schien zu erbeben.

Die vier Wachtposten hörten die Knochen klappern, als die Geschütze krachten. Sie spähten durchs Tal, um zu sehen, wo die Geschosse auftrafen.

Harper spürte das Gewicht des Tischs und der Gebeine auf seinem Rücken, und sein Ächzen wurde zu einem Kriegsschrei, als er sich aufstemmte. Der junge Soldat sah

als Erster, dass sich die Toten bewegten. Schädel fielen, scheinbar grinsende Totenschädel verrutschten in dem Stapel, und die Knochen erhoben sich in der Dunkelheit. Die Köpfe der anderen Posten ruckten herum, als Schädel und Knochen herunterpurzelten und eine dunkle Gestalt, die Zähne gebleckt wie die Zähne der Totenschädel, aus der Stätte des Todes auf sie zukam.

Harpers Schrei ging im Krachen des Salvengewehrs unter. Mündungsflammen stachen durch die Dunkelheit und Rauch wölkte auf, weiß wie die Totenschädel. Den Wachtposten blieb keine Zeit mehr, ihre Musketen auf die plötzliche Erscheinung zu richten. Zwei starben sofort, beide mit Kugeln im Kopf, der Dritte wurde von einer Kugel in die Brust getroffen und zurückgeschleudert, und nur der junge Soldat blieb unverletzt.

Harper schwankte vom Rückstoß des Salvengewehrs und stolperte fast über einen Schädel, der unter seinem Stiefelabsatz knirschend zerbarst. Der junge Soldat zitterte vor Furcht.

»Mach keinen Unsinn, Junge«, grollte der irische Hüne. »Bleib brav stehen.«

Er drehte die schwere Waffe um und schlug zu. Der junge Soldat brach bewusstlos zusammen. Harper warf einen Blick zu den anderen drei. Keiner würde ihm Schwierigkeiten machen. Er wandte sich dem Gang zu, der ins Innere des Klosters führte.

Stille. Keine Alarmschreie, keine Schritte. Dennoch wollte er sichergehen, dass er nicht gestört wurde. So lehnte er sich mit einer gemurmelten Entschuldigung mit der Schulter gegen einen hohen Stapel Schädel und stemmte sich dagegen. Sie schwankten, doch der Stapel blieb stabil, als wären die Schädel aneinander befestigt. Er fragte sich, ob ihm die Kälte die Kraft genommen hatte, und er stemmte sich abermals dagegen. Er spürte, dass sie sich bewegten, hörte Schaben und Knacken, setzte all seine

Kraft ein, und plötzlich stürzte der Stapel ein und fiel auf den Gang. Harper warf weitere Stapel Gebeine um und blockierte den Gang. Verwitterte Knochen knirschten und knackten unter seinen Stiefeln. Er hakte die Finger in leere Augenhöhlen, zerrte an Zähnen, und weitere Stapel polterten herunter. Er machte weiter, bis die Barriere aus Schädeln und Knochen höher war als er und bis jemand am anderen Ende der Barrikade nervös eine Frage in die Dunkelheit rief.

Harper ignorierte es. Er kehrte zurück zu den Wachtposten und fand bei dem verwundeten Mann eine heruntergefallene Pfeife, deren Tabak noch brannte. Harper nahm die Pfeife, paffte ein paar Mal, bis es im Pfeifenkopf rötlich aufglühte, und ging dann zu seinem Versteck.

Er schob den Tisch fort, der zu Boden gefallen war, und räumte Knochen und Schädel mit dem Fuß zur Seite. An der Wand hing ein Bündel weißer Schnüre: Lunten. Sie führten zu Pulverfässern, die unter den Böden des östlichen Teils des Klosters versteckt waren. Harper hatte diese Pulverfässer in drei kalten Stunden an Ort und Stelle gebracht, war durch völlige Finsternis gekrochen, hatte Steine um die Fässer gestapelt und dann die Lunten bis in den Schädelraum gelegt.

Weitere Stimmen ertönten hinter ihm. Ein Offizier brachte sie zum Verstummen und rief dann selbst etwas. Harper verstand nichts. Dennoch antwortete er: *»Oui.«*

Es folgte Stille. Dann: *»Qui vive?«*

»Hä?« Er hielt die Glut der Pfeife an die Lunten. Sie fingen sofort Feuer. Funken sprühten, und Rauch stieg auf. Harper wartete ein paar Sekunden, bis er sicher war, dass die Lunten richtig brannten und das Kloster dem Tod geweiht war. Es blieb ihm eine Minute. Vielleicht etwas weniger.

Er hastete zurück über Knochen und Schädel, hob das Salvengewehr auf und schlang es über seine Schulter. Er

hörte, dass die Franzosen am fernen Ende der Barrikade an den Schädeln und Knochen zerrten. Der verwundete Wachtposten schaute stumm zu ihm auf. Harper konnte nichts für ihn tun. Er würde ohnehin sterben. »Tut mir leid, Kamerad.« Er bückte sich, hob die Muskete des Mannes auf und zielte auf die Decke, auf halbem Weg der Schädelbarriere. »Hier ist ein Gruß aus Irland!«

Die Kugel prallte von der Decke ab und zerschmetterte einen Schädel zu Füßen des französischen Lieutenants jenseits der Barrikade.

»Los, Sohn, gehen wir.« Harper nahm den bewusstlosen jungen Soldaten auf die Arme, warf noch einen Blick auf die brennenden Lunten, die zu den Pulverfässern führten, und sprang durch die Bresche in der Mauer in den Schnee hinaus.

»Abteilung eins – Feuer!«, rief Sharpe.

Ein Dutzend Schützen, die den Befehl hatten, nicht auf die Bresche zu feuern, aus der Harper auftauchte, schossen auf die Brüstung des Klosters.

Harper fluchte, schlitterte durch den Schnee und warf den jungen Franzosen zur Seite, als er annahm, dass der Junge vor der Explosion sicher war. Dann rannte Harper. Er stellte sich vor, dass die französische Infanterie hinter ihm war, und schon wirbelte eine Musketenkugel Schnee zu seinen Füßen auf.

»Feuer!«, schrie Sharpe, und die übrigen Schützen schossen von den Burgmauern. Die Kugeln schlugen am Kloster auf Stein oder zischten über die Köpfe der Franzosen hinweg.

»Tirez!«

Franzosen fummelten mit kalten, steifen Händen an Gewehrschlössern, einige zogen noch nicht entfernte Lappen von den Waffen.

Der hünenhafte Schütze rannte weiter, und der Rauch der ersten Musketenschüsse beeinträchtigte die Sicht auf das Ziel.

»Tirez!«

Mündungsfeuer stachen vom Dach des Klosters durch zerfasernden Rauch, weiterer Rauch wallte, und die Kugeln peitschten den Schnee der Passstraße auf.

»Lauf!«, schrie Sharpe. Einen schrecklichen Augenblick lang dachte er, Patrick Harper wäre getroffen worden, denn der Hüne fiel, rollte den Hang hinunter, doch dann rappelte sich der Riese wieder auf und hetzte weiter. Die Schützen auf der Burgmauer hatten wieder geladen und gaben dem Iren jetzt Feuerschutz.

Das Grollen war erst kaum zu hören. Es klang wie das erste Donnergrollen eines weit entfernten Gewitters in einer Sommernacht.

Die alten Erbauer hätten den Rand des Passes niemals als Platz für die Errichtung des Klosters gewählt, aber die Jungfrau Maria hatte ihn selbst bestimmt, und so hatten die Erbauer mit den Schwierigkeiten zurechtkommen müssen, die sie ihnen eingebrockt hatte. Der Granitfelsen musste das Kernstück der Kapelle werden, damit der Heilige Fußabdruck seine richtige, heilige Stelle hatte, und so hatten die alten Maurer eine steinerne Plattform um die Spitze des Felsens gebaut und sie mit soliden Bogen gestützt, die im Westen Platz für Kammern, eine Halle und die Küchenräume des Klosters boten. Im Osten war jedoch kein Platz für Räume, und so stieg der Boden zu der steinernen Plattform hin an, und in diesem dunklen, kalten Zwischenraum fingen die Pulverfässer Feuer.

Es waren acht versteckte Fässer, die in der Dunkelheit warteten. Die Pulverfässer stammten von der Munitionslieferung, die von den Spaniern irrtümlich nach Adrados anstatt nach Ciudad Rodrigo geschickt worden war. Als sie explodierten, verpuffte viel von der Wucht zur

Seite, aber es blieb genug Kraft übrig, um den Steinboden anzuheben, sodass es für die erstaunten Kanoniere den Anschein hatte, die Haubitzen würden empor geschleudert. Dann fetzten die Steinplatten auseinander, Rauch und Flammen schossen hoch, und das Donnern hallte durch das Tal. Flammen stachen lanzenförmig himmelwärts, dass sie für einen Augenblick wie Strahlen der Sonne wirkten. Dann fing das Pulver für die Haubitzen Feuer, und ein Flammenteppich breitete sich seitwärts aus, als der Boden der Kapelle hochflog. Die Jutesäcke mit dem Pulver für die Zwölfpfünderkanonen fingen ebenfalls Feuer. Für die Beobachter im Tal sah es aus, als löse sich die gesamte Südostecke des alten Gebäudes in Feuer und Rauch auf.

Harper blieb keuchend stehen und wandte sich um, um sein Werk zu betrachten. Er wischte sich Schnee von der Uniform …

Lieutenant Harry Price war auf dem Pförtnerturm. »Sie wussten es!«, sagte er vorwurfsvoll. »Warum haben Sie nichts gesagt?«

Sharpe grinste. »Angenommen, einer von euch wäre geschnappt und über Nacht im Kloster gefangen gehalten worden. Hätte er geschwiegen?«

Price zuckte mit den Schultern. »Aber Sie hätten uns einweihen können, als wir zurückkehrten.«

»Ich dachte, die Überraschung würde euch erfreuen.«

Price war empört. »Und ich machte mir solche Sorgen!«

»Tut mir leid, Harry.«

Das Kloster war jetzt eine rauchende Ruine. Flammen loderten empor, wo sie Nahrung fanden, und Männer taumelten geschwärzt und verbrannt aus den Trümmern. Der größte Teil des Gebäudes stand noch, aber die Räder von allen Geschützen außer zweien waren gebrochen, die Munition war fort, und das Kloster war keine Bedrohung für die Burg mehr.

Patrick Harper war im Burghof. Er verlangte grinsend ein Frühstück für einen großen Mann, während die Füsiliere und Schützen jubelten, weil ihr Tag mit einem weiteren Sieg begonnen hatte.

Im Kloster sickerte Tageslicht durch den Rauch und Staub, vorbei an zerbrochenem Mauerwerk und brennenden Balken, und das Licht fiel auf ein poliertes Stück Granit, das seit achthundert Jahren kein Tageslicht gesehen hatte.

Sonntag, der 27. Dezember 1812, hatte begonnen.

KAPITEL 27

Die Franzosen hatten immer noch Geschütze, und jetzt wurden die Kanoniere von ihrem Zorn beflügelt. Der Süden des Dorfs war in Rauch gehüllt, während die Kartätschen wie Metallhagel auf die Burgmauern niedergingen. Haubitzen feuerten ebenfalls. Sie konnten zwar nicht mehr von der Flanke aus schießen und so das Feuer aufrechterhalten, bis die Infanterie bis zum Rand des Burghofs vorgedrungen war, doch sie konnten aus dem Schutz des Dorfs heraus die Burg in eine Stätte des Grauens verwandeln.

Eine Stunde verging, zwei Stunden, und die Geschütze feuerten immer noch. Das Kartätschenfeuer tötete Wachtposten, und der Burghof war übersät von Geschossfragmenten, die den Schnee in schwarzen Matsch verwandelt hatten.

Diesmal gab es keinen Waffenstillstand. Der Artillerie-Colonel war tot, erschlagen von einem herabfallenden Haubitzenrohr, und es war weiterhin gefährlich, in den oberen Teil des Klosters zu gehen, weil immer wieder Haubitzengeschosse explodierten und neuer Rauch den Scheiterhaufen von über hundert Männern einhüllte. Der französische Général schwor Rache. Die Kanoniere kämpften für ihren toten Colonel.

Zwei Geschütze überschütteten den Hügel mit dem Wachtturm mit Kartätschen. Die Musketenkugeln der Kartätschen peitschten durch die Dornbüsche. Dornenzweige und Dreck fielen auf die Schützen nieder, die sich in ihren Schützenlöchern duckten. Kaninchen wissen, wo sie ihren Bau anlegen, und ein Kaninchenbau war ein ideales Schützenloch.

Frederickson konnte es kaum erwarten. »Feuert, ihr Bastarde! Wir sind bereit!« Er rechnete damit, dass der Feind vom Osten oder Norden kam, und war bereit, den Angriff zurückzuschlagen bis zu der freigeräumten Fläche auf dem nördlichen Hügelhang, über die er seine Pulverfässer hinabrollen lassen wollte, deren Lunten mit Lederhüllen vor dem Schnee geschützt waren. »Kommt, ihr Bastarde!«

Seine Männer grinsten, als sie den Schlachtruf des lieben Bill hörten. Er hatte die meisten der Füsiliere auf dem entgegengesetzten Hügelhang postiert, fort vom Artilleriefeuer, und er würde sie nur einsetzen, wenn die Franzosen die Linie seiner versteckten Schützen durchbrachen.

Die meisten Geschütze der Franzosen feuerten auf die Burg. Das Dach des Stallblocks brach ein. Flammen loderten aus den Dachsparren und Gillilands leeren Wagen. Die Hitze war so groß, dass der Schneematsch im Umkreis von vielen Yards schmolz. Die Franzosen trafen das einzige Geschütz auf dem nicht eingestürzten Teil der Ostmauer. Es wurde von der Wucht der Explosion emporgehoben und stürzte hinab in die Trümmer. Ein Geschoss schlug in den Hof des Burgfrieds und prallte von den Wänden ab. Die Explosion tötete sechs Pferde auf der Stelle. Die Füsiliere bahnten sich einen Weg durch die in Panik geratenen Tiere, schlitterten über eine Mischung aus Blut und Schneematsch, während sie die verwundeten Tiere töteten. Und immer noch donnerten die Geschütze.

Die Burg war erfüllt vom Rauch und dem Krachen der Explosionen. Die französischen Kanoniere schossen mit den Zwölfpfündern Kanonenkugeln und Kartätschen, und einige der Kugeln trafen altes, lockeres Gemäuer. Ein Schütze schrie, als ihm eine Steinplatte auf die Beine fiel.

Auf dem Schnee vor der Ostmauer bildeten die Haubitzengeschosse, die zu kurz lagen, sternförmige

Muster, schwarze Krater im Weiß. Ein Geschoss landete auf dem Pförtnerturm. Ein Schütze, erfahren im Krieg, rannte mit erhobenem Gewehrkolben hin. Die rauchende Lunte zeichnete verrückte Muster über dem Boden, als sich das Geschoss drehte. Der Schütze verharrte einen Augenblick, und dann schlug er wuchtig zu. Die Lunte wurde sauber herausgerissen, und das Geschoss hatte seine tödliche Gefährlichkeit verloren. Der Schütze grinste seine erschrockenen und angsterfüllten Kameraden an. »Die reißen immer ab, wenn man sie richtig trifft.«

Die Fahne war zu den Füsilieren gebracht worden, die sich hinter einer niedrigen Barrikade duckten, welche den Eingang zum Burgfried schützte. Sie würden mit ihren eigenen Standarten in diesem letzten Gefecht kämpfen, und sie fragten sich, wie lange sie noch das Donnern der Explosionen draußen, das qualvolle Wiehern der Pferde hinter sich und das Krachen der Geschütze im Tal ertragen mussten. Das war noch schlimmer als das stetige Trommeln einer Reihe französischer Trommler.

Sharpe kauerte neben Captain Gilliland hoch auf dem Burgfried. Er musste gegen die Kanonade anschreien. »Sie wissen, was Sie zu tun haben?«

»Jawohl, Sir.« Gilliland war unglücklich. Der Rest seiner Raketen würde auf eine Art und Weise genutzt werden, die ihm missfiel. »Wie lange, Sir?«

»Ich weiß es nicht! Eine Stunde? Vielleicht zwei?«

Männer wünschten, dass die Franzosen kamen, dass dieses Metallgewitter endete und der Kampf vorüberging.

Frederickson schrie zu den Franzosen hin, sie sollten endlich angreifen. Er nannte sie feige Bastarde, Weiber, die keinen Mumm hatten, gegen Männer zu kämpfen, und sich vor einem kleinen Hügel mit ein paar Dornbüschen fürchteten, doch die Infanterie kam nicht. Ein Schütze schrie seinen Schmerz hinaus, weil eine Kartätschenkugel

in seiner Schulter steckte, und Frederickson schnauzte ihn an, still zu sein.

Die Kanoniere schufteten an ihren Geschützen, fütterten sie mit Rache für ihren gefallenen Colonel.

Hoch auf der Ostseite des Burgfrieds beobachtete Sharpe das Dorf. Einmal zuckte er zusammen, als eine hohe Kartätschenkugel scharfe Splitter vom Rand des Lochs fetzte, durch das er spähte. Irgendwo schrie ein Mann. Der Schrei verstummte jäh. Donner hallte durch das Tal, und der Rauch der Geschütze stand hoch über dem Pass. Immer noch wurde die Burg beschossen, immer noch explodierten Geschosse im Hof.

»Sir?« Harper wies zur Straße.

Die Franzosen kamen.

Es war keine von Frankreichs stolzen Kolonnen, die vom Dorf kam, sondern drei Bataillone wanden sich wie eine Schlange über die Straße vom Dorf. Die Formation bestand aus vier Gliedern, die schnell marschierten. Und immer noch donnerten die Geschütze, starben Sharpes Männer einzeln und zu zweien, explodierten Kartätschen im Burghof.

Tausendfünfhundert Männer mit aufgepflanzten Bajonetten blieben in der Mitte des Tals, in sicherer Entfernung von der Flugbahn ihrer Geschosse.

Sharpe beobachtete die Franzosen. Er hatte diese Stellung jetzt vierundzwanzig Stunden gehalten, und er hatte verzweifelt gehofft, sie noch einen Tag länger halten zu können. Das würde nicht der Fall sein. Er hatte noch eine Karte, die er ausspielen konnte, nur noch eine einzige, und dann würde alles vorüber sein. Er würde sich nach Süden durch das Hügelland zurückziehen und hoffen, dass die französische Kavallerie bessere Ziele zum Jagen hatte als seinen geschlagenen, dezimierten Haufen, und er würde seine Verwundeten der Gnade der Franzosen überlassen

müssen. Die Männer hatten ihre Mäntel und Packen am südlichen Ausgang des Burgfrieds aufgestapelt, den Pot-au-feus Männer zur Flucht benutzt hatten und der jetzt von zwanzig Füsilieren bewacht wurde, damit niemand vorzeitig flüchtete.

Sharpe grinste Harper an. »Es war ein guter Kampf, Patrick.«

»Er ist noch nicht vorbei, Sir.«

Sharpe wusste es besser. Der Fluch lastete auf ihm wie ein Bleigewicht. Er nahm an, der Fluch würde die Niederlage bringen, würde die Franzosen durch den Pass lassen, und er fragte sich, ob er die Zeit haben würde, vor der Flucht nach Süden ins Verlies zu gehen, um Obadiah Hakeswill zu töten. Das würde den Fluch aufheben.

Im Verlies lauschte Hakeswill. Er konnte den Verlauf einer Schlacht nach den Geräuschen deuten, und er wusste, dass der richtige Augenblick noch nicht da war. Er hatte gehofft, es würde in der Nacht sein, aber ein Lieutenant der Füsiliere hatte den größten Teil der Nacht bei den Wachen gesessen, und Hakeswill hatte nichts tun können. Bald, versprach er sich, bald …

Sharpe wandte sich an den Mann, der den Hornisten ersetzt hatte. »Bereit?«

»Jawohl, Sir.«

»In einer Minute. Warten Sie.«

Die Franzosen waren nahe. Die Bataillone schwenkten auf die Burg ein, kamen über das Feld, auf dem gestern die Raketen in die Glieder geschmettert waren, aber heute wurden sie nicht beschossen.

Die Geschütze verstummten. Stille senkte sich über das Tal.

Dann fiel das linke Bataillon der Franzosen in Laufschritt, schwenkte weiter nach links ab und rannte auf den Hügel mit dem Wachtturm zu, weil sie aus der einen Richtung

angreifen würden, wo nur wenige Verteidiger waren, wie Dubreton richtig vermutet hatte.

Die anderen beiden Bataillone brachen in Hurrageschrei aus, stießen ihre Bajonette vor und rannten auf die Trümmer der Ostmauer zu. Keine Musketen und keine Gewehre der Verteidiger krachten. Das Geschütz, das ihre Flanke gedeckt hätte, lag zerstört und nutzlos auf den Steinen. Die beiden Männer, die es bedient hatten, lagen tot auf dem Kopfsteinpflaster des Burghofs.

Ein Schütze auf der Mauer des Burgfrieds rief nach Sharpe, schrie aus Leibeskräften eine Botschaft, doch sie erreichte ihn nicht mehr. Die Franzosen waren im Burghof.

KAPITEL 28

Die Neuigkeiten waren aus Salamanca gekommen, woher so viele Nachrichten kamen, weil dort der Reverend Dr. Patrick Curtis Professor der Astronomie und Naturgeschichte an der Universität gewesen war. Genau genommen war Don Patricio Cortes, wie ihn die Spanier nannten, immer noch Professor und Rektor der irischen Schule, aber er hatte vorübergehend in Lissabon gelebt, seit die Franzosen herausgefunden hatten, dass sich der zweiundsiebzigjährige irische Priester außer für Gott, die Sterne und die Naturgeschichte auch noch für andere Dinge interessierte. Don Patricio Cortes war außerdem Britanniens Chefspion in Europa.

Die Neuigkeiten erreichten Dr. Curtis in Lissabon zwei Tage vor Weihnachten. Er hörte Beichten in einer kleinen Kirche, wo er dem örtlichen Geistlichen aushalf, und einer der Beichtenden hatte nichts zu bekennen und reichte stattdessen Neuigkeiten durch das Sprechgitter. Eilig verließ Dr. Curtis den Beichtstuhl, lächelte entschuldigend Gemeindemitglieder an, bekreuzigte sich hastig und entfaltete die Papiere, die ihm über die Grenze geschickt worden waren. Der Bote, ein Pferdehändler, der an die Franzosen verkaufte und deshalb ungehindert reisen konnte, zuckte mit den Schultern. »Tut mir leid, dass es spät kommt, Reverend. Ich konnte Sie nicht finden.«

»Sie haben Ihre Sache gut gemacht, mein Sohn. Kommen Sie mit.«

Aber die Zeit war verzweifelt knapp. Curtis ging zu Wellingtons Quartier, und dort holte er Major Hogan vom Abendessen fort, den kleinen, irischen Major, der verantwortlich für Wellingtons Geheimdienst war, belohnte

den Boten mit Gold und beeilte sich dann, den abgefangenen französischen Bericht dem General zu bringen.

»Gottverdammt!« Der General blickte Hogan kalt an. »Kein Zweifel?«

»Nicht den geringsten, Sir. Es ist der Code des Kaisers.«

»Gottverdammt!« Wellington entschuldigte sich bei dem alten Priester mit einem leichten Schulterzucken und fluchte noch einmal: »Gottverdammt!«

Es blieb noch Zeit, die Nachricht nach Ciudad Rodrigo und Almeida zu schicken, Nairn in Frenada zu informieren und die Leichte Division in Marsch zu setzen, aber das war nicht Wellingtons Sorge. Er war besorgt wegen des französischen Ablenkungsangriffs, der aus dem Hügelland hinab ins Tal des Duero kommen würde. Gottverdammt! Für das Frühjahr plante Wellington einen Feldzug, wie ihn die Iberische Halbinsel noch nie gesehen hatte. Anstatt auf den großen Straßen der Invasion anzugreifen, die ostwärts von Ciudad Rodrigo und von Badajoz führten, brachte er Truppen dorthin, wo es die Franzosen für unmöglich hielten. Er würde sie aus dem Hügelland des nördlichen Portugals nordöstlich führen, in einem großen Bogen, um den französischen Nachschubweg abzuschneiden, und den überraschten Feind von der Flanke angreifen und zur Schlacht zwingen. Dafür brauchte er Pontons, Brückenschiffe, weil die Invasionsroute von Flüssen gekreuzt wurde. Die Brückenschiffe wurden am Fluss Duero erbaut, und die französische Streitmacht plante, in dieses Gebiet hinabzumarschieren, ein Gebiet, das normalerweise unbedeutend war, mit Ausnahme dieses Winters. Gottverdammt!

»Verzeihung, Curtis.«

»Nicht der Rede wert, Mylord.«

In dieser Nacht ritten Boten nach Norden, Kuriere, die alle zehn Meilen die Pferde wechselten. Die Boten sollten die Briten warnen, dass die Franzosen kamen. Wellington folgte ihnen selbst. Zuerst ging es nach Ciudad Rodrigo, denn er befürchtete, dieses große Tor nach Spanien zu verlieren. Mit etwas Glück, sagte er sich, konnte Nairn die Franzosen bei Barca de Alva aufhalten.

Major General Nairn sah sich den Befehl an, dachte einen Augenblick lang darüber nach und verweigerte den Gehorsam. Der Peer hatte vergessen – oder nicht den Namen Adrados mit dem Tor Gottes in Verbindung gebracht –, dass die Briten bereits eine Streitkraft hatten, die in der Lage war, die Franzosen abzublocken. Eine bedauernswerte kleine Streitmacht, ein einziges Bataillon mit einer kunterbunten Mischung aus Schützen und Raketen-Artilleristen, aber wenn es den Pass nur zwölf Stunden hielt, konnte er, Nairn, es verstärken. Seine Erkältung verschwand auf wundersame Weise.

Und jetzt war er spät dran. Der Schnee hatte ihn aufgehalten, und Nairn befürchtete, zu spät zu kommen. Er hatte Teresa getroffen, die vom Pass gekommen war, und sich ihre Botschaft angehört, und dann hatte er sie mit seinen Soldaten mitgenommen, die sich durch den Schnee kämpften. Als Nächstes kam Sir Augustus Farthingdale, durchgefroren und wütend, der sehr ernste Beschwerden gegen Major Richard Sharpe vorbringen wollte, aber Nairn weigerte sich höflich, zuzuhören, lehnte es dann grob ab und befahl schließlich Sir Augustus und Lady Farthingdale, die Klappe zu halten und weiterzureiten. Am Abend des 26. Dezember brachte der Wind mehr Schnee und das ferne Grollen von Geschützen.

Sie marschierten noch vor dem Morgengrauen weiter, und Nairn hörte eine gewaltige Explosion im Hügelland. Im ersten Licht war eine Rauchwolke zu sehen, die auf sie zu trieb, doch die Geschütze krachten immer noch. Nairn

marschierte auf die Geschütze zu und schickte seine besten Einheiten im Eilmarsch voraus.

Teresa ritt mit einem spanischen Bataillon Leichter Truppen, die das Hügelland neben dem Pass erklettern und den Franzosen in die Flanke fallen sollten. Teresa würde die Spanier führen. Sie kämpften sich durch die Kälte und den Schnee und lauschten stets auf die Geschütze, deren Donnern ihnen sagte, dass die Schlacht noch im Gange war und ihre Hilfe gebraucht wurde. Und dann verstummten die Geschütze.

Scheinbare Stille im Hügelland …

Die Franzosen waren im Burghof. Sie jubelten und strömten über die Trümmer der Ostmauer – und da war kein Feind.

Die französischen Offiziere hatten ihre Degen gezogen. Sie suchten auf Mauern und Türmen nach Zielen für ihre Männer, doch die Burg wirkte verlassen und still. Dann ertönte der Ruf eines Franzosen, und sie konnten die Füsiliere sehen, die sich im überwölbten Torweg hinter ihrer niedrigen Steinbarriere verbargen.

»Angriff!«

»Feuer!« Die Salve der Füsiliere trieb eine Schneise in die französische Angriffsformation im Burghof.

»Feuer!« Das zweite Glied schob sich am ersten vorbei und schoss.

»Feuer!« Das dritte Glied war jetzt vorn, zwei weitere waren dahinter, während die Glieder, die gefeuert hatten, aufluden und von hinten nachrückten.

»Feuer!« Der Torweg war sicher.

Die französischen Offiziere führten ihre Männer zu den Türen des Pförtnerhauses und des nordwestlichen Turms, aber die Türen waren solide mit Steinen blockiert, ebenso die Treppe zur Nordmauer, und immer noch strömte die

französische Infanterie in den Burghof und wähnte sich als Sieger.

»Jetzt!«, sagte Sharpe zum Hornisten. »Jetzt!«

Dubreton hatte das vorausgesehen. Er hatte gewusst, dass der Burghof eine Todesfalle sein würde, eine tödliche Sackgasse, wenn sich die Männer nicht zum Burgfried durchkämpfen konnten.

Französische Offiziere schrien Befehle. »Feuer! Feuer auf den Torweg!«

Und dann ertönte das Hornsignal. Dreimal stiegen die Töne die volle Oktave empor. »Feuer eröffnen!«

Zu Gillilands Empörung waren die Stäbe aus den verbliebenen Raketen entfernt worden, und jetzt zündeten die Männer der Raketen-Truppe die Lunten an, warteten, bis sie richtig brannten, und warfen die stablosen Zylinder aus Schießscharten, durch Lücken in den Mauern hinab in den Burghof, in dem die Franzosen zusammengepfercht waren.

Die Zylinder purzelten hinunter, zogen Rauch hinter sich her, und dann zischten und röhrten sie. Ohne Stäbe konnten sie nicht fliegen, sondern sie rollten ziellos und verrückt im Burghof herum.

»Weiter! Werfen!«

Noch mehr Raketen flogen in den Hof, die Köpfe explodierten, und weitere Raketen folgten. Ihre Schwänze peitschten die Franzosen mit Feuer, und die Raketen prallten unberechenbar von den Steinen ab, brachen Beine, bohrten sich in Körper, explodierten, brannten, und Sharpe schrie die Männer an, noch mehr Raketen zu werfen. Einige irrten zu den Ställen ab, wo sie das Feuer noch verstärkten und die in Panik geratenen Franzosen in Rauch hüllten, während die meisten Lücken in die dichten Reihen der Soldaten schlugen. Die Franzosen schrien, und weitere Raketen verstärkten das Inferno.

»Nach unten!« Sharpe eilte Harper und dem Hornisten voraus nach unten, wo die Füsiliere auf diesem Augenblick warteten. Zweihundert Mann standen mit ihren Fahnen bereit, und Sharpe schob den Hornisten vorwärts. »Blas ›Feuer einstellen!‹« Er schaute die Füsiliere an, die nicht den Torweg bewachten. »Bajonette aufpflanzen!«

Der Hornist blies das Signal für die Raketen-Truppe, immer wieder, aber Sharpe nahm es nicht wahr. Er hörte nur das Schaben und Klicken, als die Siebzehn-Zoll-Klingen auf den Musketen befestigt wurden. Er zog seinen schweren Säbel, der im Halbdunkel des Torwegs funkelte, und wartete, bis er sicher war, dass keine Raketen mehr geworfen wurden. »Wir gehen bis zu den Trümmern der Ostmauer! Nicht weiter!« Er würde den Burghof säubern, den Feind töten, denn in dieser Stunde der Niederlage konnte er immer noch diese französische Streitmacht schwächen und hoffen, dass sie dann ihre Pläne nicht mehr ausführen konnte.

»Angriff!«

Dies war die Art und Weise, es zu beenden! Mit dem Säbel in der Hand angreifen. Obwohl die Schlacht verloren war, sollten die Franzosen bereuen, dass sie zum Tor Gottes gekommen waren. Er konnte sie vor der nächsten Schlacht das Fürchten lehren. Sie sollten diese Stätte in bitterer Erinnerung behalten.

»Erledigt sie!«

Der Säbel drehte sich in seiner Hand, als die Klinge von einem Knochen abglitt, doch der Gegner ging zu Boden. Dann hörte Sharpe das Donnern von Harpers siebenläufigem Gewehr, und er sah, wie die Füsiliere in ihren roten Uniformen und mit den weißen Kreuzbandeliers ihre Bajonette vorstießen. Der Burghof war voller Rauch und stinkender Raketenhülsen. Die Franzosen rannten von der Linie der Männer fort, die aus dem wallenden Rauch aufgetaucht war. Ein Offizier

versuchte die Flüchtenden zu sammeln. Sharpe griff mit dem Säbel an. Er spürte, wie der Degen des Franzosen über seine Klinge ratschte, dann stach er zu, und der Mann sank zu Boden. Voraus sah Sharpe die Trümmer der Bresche in der Ostmauer. »Weiter!«

Er riss den Säbel frei und suchte einen weiteren Gegner, doch die Franzosen waren verschwunden, und der Burghof war leer. Sharpe schrie Brooker an, seine Füsiliere in Kampflinie zu formieren. Er sah die beiden Fahnen, die zerfetzt und geschwärzt waren, jedoch stolz über der Linie gehalten wurden. Er stand vor der Linie, den blutigen Säbel in der Hand, und er hatte den verrückten Wunsch, weiter anzugreifen, als könnten seine zweihundert Füsiliere die Franzosen aus dem Tal fegen.

Dies war die letzte Karte, die letzte Überraschung. Jetzt blieb nur noch der Kampf mit Musketen, Gewehren und Bajonetten. Vor dem nächsten Angriff würde er sich zurückziehen müssen, und eine innere Stimme riet ihm, schon jetzt den Rückzug anzutreten, solange die Franzosen nicht nachsetzten und er noch Frederickson vom Hügel befreien konnte, aber er war nicht bereit zum Rückzug, bevor er das Gesicht des Feindes sehen konnte.

Sharpe hörte Schüsse zu seiner Linken und fragte sich, ob die Franzosen durch das Burgtor angriffen. »Das Tor beobachten, Brooker!«

»Sir!«

Wo waren die Bastarde? Warum kamen sie nicht? Dies war der Augenblick ihres Sieges, der Moment, in dem Sharpe nicht mehr gegen sie kämpfen konnte. Er fragte sich, ob die Geschütze wieder feuern und Kartätschen die Füsiliere niedermachen würden. Er starrte durch den Rauch der Raketen. Warum kam der Feind nicht?

Der Rauch verwehte langsam, lichtete sich, und dann sah Sharpe, warum die französischen Geschütze schwiegen.

Das französische Bataillon, das den Hügel mit dem Wachtturm angegriffen hatte, war in vollem Rückzug und strömte durch das Tal. Sharpe grinste. Der liebe Bill hatte es ihnen gezeigt.

In diesem Punkt irrte sich Sharpe. Der liebe Bill kochte vor Zorn. »Ihr Bastarde! Ihr Bastarde!« Er schüttelte die Faust zu den Männern in blauen Uniformen, Spanier, die hinter der Burg hervorgestürmt waren und mit Bajonetten das Bataillon in die Flucht schlugen, dessen Angriff Frederickson gegolten hatte. »Ihr Idioten!« Die Spanier hatten Frederickson um einen Kampf betrogen.

»Sir!« Patrick Harper wies nach links. »Sir!« Es klang triumphierend.

Schützen. Hunderte von Schützen. Grünröcke! Wo kommen die so plötzlich her?, fragte sich Sharpe. Er spürte, wie die Last der Niederlage von ihm abfiel, und er starrte fast ungläubig zu den Franzosen, die aus dem Kloster flüchteten, zu der Schützenlinie an seiner Flanke, und dann sah er die spanischen Uniformen auf dem Hügel.

Sie hatten gesiegt!

»Füsiliere! Vorwärts!«

In diesem Augenblick schlug Hakeswill zu.

KAPITEL 29

Nur ein Bruchteil des Goldes, das Sharpe und Dubreton so mühsam zum Tor Gottes gebracht hatten, war gefunden worden. Einige Handvoll waren den Gefangenen abgenommen worden und für immer in den Taschen französischer und britischer Soldaten verschwunden, doch der Großteil lag noch in der Burg. Es befand sich in einem Versteck, aus dem es leicht hervorgeholt werden konnte, wenn der Feind weg war, und Hakeswill hatte es gut versteckt. Es lag im Verlies hinter der blutbespritzten Wand, wo Hakeswill die Männer und Frauen gefoltert und ermordet hatte, die ihm missfallen hatten. Jetzt brauchte er das Gold.

Er nahm nicht alles. Genug für ein paar Wochen und genug, um aus der Burg zu fliehen. Als er aus den Kampfgeräuschen schloss, dass es im Burgfried nur noch wenige Verteidiger gab, handelte er.

Er warf eine Goldmünze. Sie klirrte laut, rollte zwei Treppenstufen hinab und blieb liegen. Ein Wachtposten, nervös wegen der Kampfgeräusche, starrte ungläubig auf das Gold.

Eine weitere Goldmünze kam aus der Dunkelheit, funkelte im Schein der Fackel und landete klirrend auf der untersten Treppenstufe.

Der Posten grinste und ging die Treppe hinab zum Verlies. Ein Kamerad, der ihn um sein Glück beneidete, mahnte ihn mürrisch, vorsichtig zu sein, doch dann glänzte ein ganzer Goldregen im Fackelschein, und Münzen fielen auf die Treppe. Die Posten stießen Freudenschreie aus und riefen sich gegenseitig zu, jemand anderes sollte die Gefangenen

im Auge behalten, während sie Goldmünzen aufsammelten und in die Taschen stopften.

Weiteres Gold kam aus der Dunkelheit. Gold, das mehr wert war, als ein Füsilier in fünf Jahren Dienst verdienen konnte, und Hakeswill beobachtete die Posten, wie sie auf Händen und Knien herumkrochen, um sich zu reichen Leuten zu machen.

»Jetzt!«

Ein Wachtposten schaffte es, zurückzukriechen und mit der Muskete auf einen Deserteur zu schießen, der von der Kugel rücklings über die Barrikade zurückgeschleudert wurde. Dann fielen auch über ihn die halb nackten, stinkenden Männer her, drangen mit Fäusten auf ihn ein und erschlugen ihn mit dem Kolben seiner eigenen Muskete.

»Stopp!« Hakeswill verharrte geduckt auf der Treppe neben der blutigen Leiche des Mannes, der als einziger Widerstand geleistet hatte. »Wartet, Jungs, wartet!«

Er trug seinen Beutel mit Gold in der Hand, schlich die Treppe hinauf und sah, dass der Gang jenseits der Tür leer war. Packen und Mäntel waren im Gang aufgestapelt, und – noch besser – Musketen lagen an einer Wand auf einem Haufen. Sharpe hatte die Musketen dort aufstapeln lassen für die letzte verzweifelte Verteidigung der Burg. Es waren Musketen, die von Pot-au-feus Männern erbeutet worden waren und die sie jetzt wieder an sich nahmen.

Hakeswill beeilte sich. Er lief nach links und spähte in den Hof. Er fluchte leise, als er den Posten sah, der den Ausgang nach Süden bewachte. Dann eilte er in die andere Richtung und riss unterwegs einen Mantel an sich. Der Hof war sonderbar leer bis auf tote Franzosen und merkwürdig rauchende Zylinder auf dem Kopfsteinpflaster. Hakeswill lief zurück zur Kellertreppe. »Hier sind Mäntel und Musketen, Jungs. Schnappt euch von jedem eins und folgt mir!« Er würde über den Burghof flüchten, durch die

Mauer und dann direkt in die Dornbüsche. Er bereitete sich innerlich auf die Flucht vor, plante die Route, die er nach Süden nehmen würde. Er grinste seine Gefährten an und wartete darauf, dass das Zucken seines Gesichts aufhörte.

»Sie können mich nicht töten, Jungs. Und euch auch nicht, solange ihr bei mir seid.«

Er blickte zum Tageslicht im Burghof, zu den rauchenden Zylindern und den Toten, und er dachte nur ans Leben. An seine neue Chance zum Leben. Er kicherte und strich das strähnige Haar zurück, das ihm vor die Augen fiel. Obadiah Hakeswill konnte nicht getötet werden.

»Kommt, Jungs!«

Sie rannten, rutschten mit nackten Füßen auf dem Kopfsteinpflaster aus, doch die Verzweiflung trieb sie weiter. Auf sie wartete nur die Hinrichtung, wenn sie nach Westen gebracht wurden, und es war besser, trotz der Winterkälte in die südlichen Hügel zu rennen, anstatt auf irgendeinem portugiesischen Feld vor dem Exekutionskommando zu stehen.

Sie kletterten über die Trümmer, und dann war Hakeswill als Erster aus der Burg hinaus und wandte sich nach rechts. Ein spanischer Soldat sah ihn. Der massige Mann mit dem gelblichen Gesicht, der unter dem offenen Mantel nackt war, jagte ihm Furcht ein. Der Spanier riss unwillkürlich seine ungeladene Muskete an die Schulter.

Die Bewegung rettete ihm das Leben. Hakeswill sah nur die Bedrohung, nahm die blauen Uniformen zwischen den Dornbüschen hinter dem Mann wahr und schwenkte nach links ab. Er rannte ins offene Tal und führte seine vor Dreck starrende Bande in die klare, saubere Luft von Adrados' Feldern. »Lauft!«

Sie waren wie Ratten, die vor einem Feuer flüchteten und feststellen mussten, dass sie von Feuer umzingelt waren. Zur Linken waren Füsiliere und Schützen, rechts waren die

Spanier, die immer noch durch die Dornbüsche kamen, und voraus waren die Franzosen. Die Spanier schnitten den Deserteuren bereits den Weg ab und forderten sie mit Rufen auf, sich zu ergeben. Die Spanier wussten nicht, ob diese Männer Feinde waren, aber es war ihnen klar, dass der dreckige, üble Haufen auch keine Freunde waren.

Hakeswill hetzte ins offene Tal durch den Schnee. Keuchend warf er einen Blick nach links und stellte fest, dass er einen großen Vorsprung vor den Füsilieren gewonnen hatte. Er glaubte, Sharpe bei den Füsilieren zu erkennen, aber das interessierte ihn im Augenblick nicht. Dann sah er die Schützen jenseits von Sharpe. Er fürchtete ihre Waffen und bog deshalb nach rechts ab. Er rannte verzweifelt, das Gold in der Manteltasche, die Muskete in der Hand. Die Franzosen! Er konnte nirgendwo anders hin, nirgendwo! Er würde den Franzosen seine Dienste anbieten, richtig desertieren. Das war keine gute Wahl, aber die einzige, die ihm blieb, und besser, als auf diesem verschneiten Feld wie ein Hund getötet zu werden. Er rannte auf das nächste Bataillon französischer Infanterie zu, das sich zum Dorf zurückzog. Und dann hörte er den Hufschlag hinter sich.

Der Hufschlag klang gedämpft vom Schnee, und Hakeswill erkannte verzweifelt, dass der Reiter nahe war. Er fuhr entsetzt herum, sah die schwere Waffe mit dem messingbeschlagenen Kolben, die zum Schlag erhoben war, und riss seine Muskete herum, während er sich fallen ließ, um dem Hieb zu entgehen, und drückte ab.

Er lachte wie ein Wahnsinniger. Der Tod, sein Herr und Meister, hatte ihn nicht verlassen, und auch das, was jetzt geschah, hatte er voller Hass und Rachsucht ersehnt. Vielleicht nicht auf diese Weise, aber er lachte, als er sah, dass die Kugel traf, und zwar tödlich. Die Leiche wurde vom Pferd geschleudert, das Tier brach aus, und die Leiche fiel in den Schnee, während das ungeladene Gewehr mit dem

messingbeschlagenen Kolben, das sein Leben bedroht hatte, auf den Boden klatschte.

Hakeswill verharrte. Es war der Augenblick des süßen Sieges, den er für immer in Erinnerung behalten würde. Er stieß einen Siegesschrei aus, und sein halb nackter Körper erbebte vor Freude. Er hatte überlebt! Der Tod war immer noch sein Verbündeter! Und dann warf er sich herum und rannte zu den Franzosen. »Nicht schießen! Nicht schießen!«

Hakeswill würde weiterleben! Er taumelte außer Atem in das französische Bataillon und grinste, während sein Gesicht zuckte. Er war entkommen.

KAPITEL 30

Sharpe hatte Hakeswills Flucht auf das freie Feld beobachtet. Er fluchte, doch dann rief ihn jemand von hinten, und er wandte den Kopf. Major General Nairn strahlte ihn vom Pferd herab an.

»Sharpe! Mein lieber Sharpe!«

»Sir!«

Nairn stöhnte, als er schwerfällig absaß. »Major Sharpe, Sie haben hinter meinem Rücken einen regelrechten Krieg geführt!«

»So sieht es aus, Sir.« Sharpe grinste.

»Sie haben mir Weihnachten versaut und mich gezwungen, meine armen müden Knochen in den Schnee des Winters zu schleppen!« Er lächelte breit. »Ich dachte, Sie hätten längst das Zeitliche gesegnet!«

»Das dachte ich bis vor Kurzem auch, Sir.«

»Sir Augustus sagte, Sie seien tot.«

»So, sagte er das?«

Nairn lachte über Sharpes Tonfall. »Ich habe ihn mit seiner Lady kurz abgefertigt. Sieht verdammt gut aus, die Dame, Sharpe!«

»Jawohl, Sir.«

»Allerdings sagte mir Ihre Frau, die Lady sei zu fett! Sie sagte mir auch noch etwas, das gewiss nicht stimmen kann. Etwas in der Richtung, dass die Lady überhaupt keine Lady ist! Können Sie das glauben, Sharpe?«

»Das weiß ich doch nicht, Sir.«

Nairn grinste, sagte jedoch nichts dazu. Er schaute zu den Franzosen beim Dorf und nach links und rechts, wo seine

ersten Truppen die Ruine des Klosters gesichert hatten und jetzt die Männer auf dem Hügel mit dem Wachtturm verstärkten. Nairn stampfte mit den Füßen auf. »Ich denke, unsere französischen Freunde ziehen den Schwanz ein! Meinen Sie nicht?« Er klatschte erfreut in die Hände. »Sie werden nicht mehr angreifen, und in ein paar Stunden werde ich in der Lage sein, *sie* anzugreifen.« Er sah Sharpe an. »Gut gemacht, Major! Gut gemacht!«

»Danke, Sir.« Sharpe schaute Nairn nicht an. Er spähte ins Tal hinauf zu einem reiterlosen Pferd und einer dunklen Gestalt im Schnee, und er sagte es leise und geistesabwesend.

»Sharpe?«

»Sir?« Aber Sharpe ging bereits fort, fiel in Laufschritt und rannte, und er starrte immer noch auf die Gestalt im Schnee.

Das Haar war schwarz auf dem Weiß, lang und schwarz. Er hatte es so auf einem weißen Kissen gesehen, wenn sie neckend den Kopf gehoben und ihr Haar zu einem großen, lockenden Fächer gespreizt hatte. Das Blut an ihrer Kehle war wie ein zerrissenes Halsband von Rubinen, und ihre Augen starrten blicklos in die tief hängenden Wolken.

Er kniete sich stumm neben sie, glaubte einen Kloß in der Kehle zu haben und spürte das Brennen von Tränen in den Augen. Er hob den schlanken Körper auf seine Arme und richtete sich auf. Ihr Kopf sank zurück, und aus dem großen Rubin an ihrem Hals sickerte es langsam rot zu ihrem Kinn. Er schob die Hand unter ihren Kopf, fühlte den kalten Schnee an ihrem Haar, und er drückte ihre Wange an seine und weinte, denn Teresa war tot.

Ihre Hände waren kalt, vom Schnee und vom Ritt, aber es war noch Wärme in ihrem Körper. Wärme, die allmählich schwinden würde. Er hielt sie an sich gepresst, als könne er das Leben in ihren Körper zurückzwingen, und er schluchzte in das schwarze Haar. Sie hatte ihn geliebt, eine

reine, schlichte Liebe, die verzieh, die verstand. Sie hatte ihn geliebt.

Er besaß kein Bild von ihr. Sie würde eine Erinnerung sein, die allmählich verblassen würde, wie die Wärme aus ihrem Körper weichen würde, und er würde die Leidenschaft vergessen, die diesem Gesicht Leben gegeben hatte.

Sie war so von Leben erfüllt gewesen. Sie war ruhelos und ein starker Charakter gewesen, eine Kämpferin in den Hügeln des Grenzlands, doch sie hatte ein kindliches Vertrauen in die Liebe gehabt. Sie hatte sich ihm geschenkt und nie Zweifel gehabt, wie er manchmal, ob es richtig gewesen war. Sie hatte das Vertrauen an die Liebe behalten, und jetzt war sie tot.

Sharpe weinte, und es war ihm gleichgültig, wer es sah. Er wiegte Teresa in seinen Armen und presste sie fest an sich, weil er sie nicht genug in den Armen gehalten hatte, als sie noch am Leben gewesen war. Sie hatten sich im Krieg kennengelernt, in einem Krieg, der sie getrennt hatte, und jetzt hatte der Krieg das hier bewirkt. Er hätte sterben sollen, nicht Teresa. Trauer und Schmerz erfüllten ihn.

»Sharpe?« Nairn berührte ihn an der Schulter, aber Sharpe sah und hörte nichts, er wiegte nur den Leichnam in seinen Armen. Sein linker Arm lag um ihren Kopf, presste ihn an sich, denn er wollte sie nicht verlieren, nicht einsam sein. Sie war die Mutter seines Kindes, seines jetzt mutterlosen Kindes, und Nairn hörte den schluchzenden Laut, fast ein Aufschrei, der aus Sharpes Kehle stieg. Nairn sah jetzt das Gesicht der Toten und richtete sich auf. »O Gott!«

Patrick Harper kam zu Sharpe. »Es wird ein Priester bei den Spaniern sein, Sir.« Er musste es wiederholen, bis Sharpe aufblickte und ihn geistesabwesend ansah.

»Was?«

»Ein Priester, Sir. Sie muss die Absolution erhalten.«

Sharpe blickte ihn verständnislos an. Er hielt Teresa fest, als wolle Harper sie ihm wegnehmen. Dann runzelte er die Stirn. »Nach dem Tod?«

Harper schämte sich nicht seiner Tränen. »Jawohl, Sir. Das geht.« Mit unglaublicher Sanftheit schloss er der Toten die Augenlider. »Wir müssen sie in den Himmel schicken, Sir. Am besten legen Sie sie hin.« Er sprach wie zu einem Kind, und Sharpe gehorchte.

Sharpe kniete bei der Leiche, bis der Priester kam. Er war verwirrt in seiner Trauer und gab Teresa stammelnd Versprechen, erfüllt von der verrückten Hoffnung, sie würde die Augen öffnen und ihn anlächeln, ihn necken wie immer. Aber sie regte sich nicht. Teresa war tot.

Ihr Mantel war bis zur Hüfte aufgeklafft. Er zog ihn zusammen und spürte, dass etwas darunter in ihrem Gürtel steckte. Er zog das Bündel hervor, wickelte das Papier ab und sah den Schützen, die Puppe, das Geschenk für seine Tochter. Er hielt den Schützen ihrer nicht würdig, und so zerbrach er die Puppe, zerriss sie und verstreute die Fetzen im Schnee.

Er nahm nichts wahr, als der Priester bei der Leiche kniete, als die lateinischen Worte wie bedeutungslose, tote Dinge über den Schnee klangen. Die Hostie wurde auf tote Lippen gelegt, der Priester machte das Kreuzzeichen, und Sharpe starrte auf das Gesicht, das so ruhig und still und leblos war.

»Sharpe?« Nairn berührte ihn am Ellbogen und wies nach Osten.

Dubreton ritt langsam auf sie zu, und hinter dem französischen Colonel ging Sergent Bigeard, der wiederum Hakeswill im Griff hatte. Hakeswill hielt den Mantel an seinen nackten Körper und ruckte hilflos in der Umklammerung des französischen Hünen.

Dubreton salutierte vor Nairn, sprach leise mit ihm, und dann wandte er sich Sharpe zu, der sich schützend vor Teresas Leichnam gestellt hatte. »Major Sharpe?«

»Sir?«

»Er hat es getan. Wir sahen es. Ich übergebe ihn Ihnen.« Er sprach sehr schlicht.

»Er hat es getan?«

»Ja.«

Sharpe schaute zu dem Mann mit dem zuckenden, gelblichen Gesicht, der vor Furcht zitterte, denn Bigeard zerrte ihn auf Sharpe zu. Sharpe spürte die Sinnlosigkeit des Hasses, den er für Hakeswill empfand, gemessen an dem Schmerz dieses Verlustes. Sein schwerer Säbel lag ein paar Schritte entfernt, wo er ihn fallen gelassen hatte, als er zu der Leiche gerannt war, doch er hatte kein Verlangen, ihn in diesen Mann zu stoßen, dessen Fluch die Mutter seines Kindes getötet hatte. Sharpe wollte, dass auf diesem Platz ihres Todes Frieden herrschte.

»Sergeant Harper?«

»Sir?«

»Übernehmen Sie den Gefangenen. Er kommt vor ein Exekutionskommando.«

»Sir.«

Der Wind wirbelte Pulverschnee auf, der sich an Teresas Stiefeln fing. Sharpe hasste diesen Platz.

Dubreton meldete sich wieder zu Wort. »Major?«

»Ja?«

»Es ist jetzt alles vorüber.«

»Vorüber?«

Dubreton zuckte mit den Schultern. »Wir ziehen uns zurück. Sie haben gesiegt, Major.«

Sharpe sah den französischen Colonel verständnislos an. »Gesiegt, Sir?«

»Sie haben gesiegt.«

Gesiegt, sodass das Geschenk eines Kindes zerfetzt im Schnee verstreut werden konnte. Gesiegt, damit er diesen Schmerz spüren musste, der tiefer als alles war, was er je empfunden hatte.

Beim Dorf beobachtete Commandant Ducos durch sein Fernrohr, wie Sharpe den Leichnam aus dem Schnee aufhob und damit auf die Burg zuging. Er sah, dass der riesige Sergeant den Säbel aus dem Schnee aufhob. Dann schob Ducos das Fernrohr zusammen. Er hatte Sharpe Rache geschworen, dem Schützen, der diesen Wintersieg vereitelt hatte, aber Ducos glaubte an das spanische Sprichwort, dass man Rache kalt genießen soll. Er würde warten.

Schnee wehte über die zerfetzte Puppe am Tor Gottes.

Weihnachten war vorbei.

EPILOG

Sharpe war in dem Kasino, in dem alles im vergangenen Jahr angefangen hatte. Im vergangenen Jahr. Es wirkte sonderbar, aber das Jahr 1813 war bereits zehn Tage alt, Teresa war seit zwei Wochen tot, das Frühjahr würde kommen und einen neuen Feldzug bringen.

Das Feuer brannte im selben Kamin, vor dem Sharpe voller Freude von seiner Beförderung erfahren hatte. Jetzt gab es keine Freude für ihn.

Wellington schaute Hogan fragend an, aber der Major zuckte hilflos mit den Schultern. Der General bemühte sich um einen leichten Tonfall. »Ich muss diese verdammten Raketen behalten, Sharpe. Kümmern Sie sich darum.«

Sharpe blickte vom Feuer auf. »Jawohl, Mylord.« Er nahm an, er hatte sich schon darum gekümmert. Nach ihrem Erfolg von Adrados konnten die Raketen kaum nach England zurückgeschickt werden.

»Wir bauen sie irgendwo ein.« Wellington schwieg kurz. »Wie wir *Sie* irgendwo einbauen werden, Major.« Er zeigte eines seiner seltenen Lächeln. »Sie haben viel auf sich genommen, Sharpe. Ein ganzes Bataillon unter Ihrem Kommando!«

Sharpe nickte. »Sir Augustus beschwerte sich, dass ich zu viel auf mich nahm, Mylord.«

Wellington stieß einen Grunzlaut aus. »Gut, dass Sie es getan haben. Was war mit dem Mann los? War er feige?« Seine Stimme klang plötzlich hart.

Sharpe zuckte mit den Schultern und sagte sich dann, dass die Wahrheit besser war als höfliches Schweigen. »Jawohl, Sir.«

»Was war es für ein Gefühl, ein Bataillon zu führen? Ein gutes?«

»Manchmal, Sir.«

»Wie das Gefühl, General zu sein, was? Vielleicht werden Sie das feststellen, Sharpe.«

»Das bezweifle ich, Sir.«

Wellington musterte ihn durchdringend mit den blauen Augen. Der General stand in schlammbedeckten Stiefeln vor dem Kamin und hatte den Schoß seines Reitmantels angehoben. »Der Ruhm verliert den Glanz, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

»Einige Leute lernen das nie. Sie glauben, mir macht das Freude, aber es ist ein Job, Sharpe, nichts anderes als ein Job. Wie Straßenfeger oder Metzger. Jemand muss es tun, oder wir kommen im Dreck um.« Es war ihm anscheinend peinlich, dass er so viel gesagt hatte.

»Jawohl, Mylord.«

Wellington wedelte mit der Hand zur Tür. »Ich werde Sie holen lassen, Major Sharpe. Wir müssen eine Verwendung für Sie finden. Ein Major, der meine Schlachten schlägt, muss eine Aufgabe erhalten!«

Sharpe ging zur Tür, gefolgt von Hogan, der ihn wie schützend begleitete, doch der General stoppte sie. »Sharpe?«

»Mylord?«

Diesmal wirkte Wellington wirklich verlegen. Er blickte auf den Lehnsessel und sah dann wieder Sharpe an. »Wäre es unangebracht, Sharpe, wenn ich sage, dass alles vorübergeht?«

»Nein, Sir. Danke, Sir.«

Major Michael Hogan, ein so alter Freund wie sonst niemand in der Armee, ging mit Sharpe durch Frenadas

Straßen. »Bist du dir dessen sicher, Richard? Willst du wirklich hingehen?«

»Ja, dessen bin ich mir sicher.«

Sie gingen eine Zeit lang schweigend. Hogan hasste die Schwermut seines Freundes, die Untröstlichkeit und Trauer, die in ihm nagten. »Wir treffen uns danach.«

»Danach?«

»Danach.« Hogan sagte es entschieden. Er wollte Sharpe an diesem Abend betrunken machen. Er musste Sharpe irgendwie dazu bringen, dass er sich nicht in seinem Kummer verlor, und er würde es auf die irische Art tun, mit einem Besäufnis. Es war überfällig, aber er und Harper hatten sich endlich dazu aufgerafft und Sharpe überredet, und Frederickson, der Captain der Schützen, würde ebenfalls kommen.

Hogan hatte Frederickson auf Anhieb gemocht. Er war amüsiert gewesen, als sich der Mann beschwert hatte, niemand wolle gegen ihn kämpfen, und er hatte sich über Fredericksons Bescheidenheit gefreut, als er Sharpes Bericht gelesen hatte, in dem Fredericksons Leistung gestanden hatten.

Ein Leichenschmaus auf irische Art, ein anständiges, heiteres Besäufnis. Hogan hatte Harry Price befohlen, dabei zu sein, und er würde Sharpe zwingen zu trinken, zu reden, sich an Teresa zu erinnern, und am Morgen würde sich die Trauer schon in einen gesunden Katzenjammer verwandeln.

»Danach, Richard.« Hogan trat über eine tiefe Furche an der Straßenkreuzung hinweg. »Hast du gehört, dass Sir Augustus um Heimaturlaub gebeten hat?«

»Ja, davon habe ich gehört.«

»Und dass ›Lady Farthingdale‹ wieder in Lissabon ist?«

»Ja, auch davon habe ich gehört.« Josefina hatte Sharpe einen bitteren Brief geschrieben und sich beklagt, er habe

sein Wort gebrochen, indem er Sir Augustus sein Wissen enthüllt hatte. In dem Brief hatte sie um ihr ersehntes Vermögen getrauert und erklärt, dass ihre Freundschaft vorbei sei. Sharpe hatte den Brief zerrissen und ins Feuer geworfen. Dann hatte er sich erinnert, dass Teresa ihn mit Josefina hatte flirten sehen, und er hatte geweint, weil er seine Frau gekränkt haben musste. Seine Frau.

Sie war in Casatejada begraben, in der Gruft der kleinen Kapelle, in der ihre Familie beigesetzt war. Antonia würde mit spanischer Sprache aufwachsen und weder Mutter noch Vater richtig kennen. Sharpe wollte bald zu ihr reiten, um seine Tochter zu sehen, die aufwuchs, ohne ihn zu kennen.

Manchmal war er des Nachts aufgewacht und einen Augenblick lang glücklich gewesen, bis ihm einfiel, dass Teresa tot war. Dann kam wieder die Trauer.

Manchmal hatte er eine schlanke Frau mit langem, schwarzem Haar auf der Straße gesehen, sein Puls hatte zu rasen begonnen, und Freude war in ihm aufgewallt, doch dann die Erkenntnis: Teresa war tot.

Das South Essex war nördlich von Frenada zu einem Viereck angetreten, dessen eine Seite offen war. In der offenen Seite der Formation stand eine Weißbuche. Kein junger Baum wie der, den die Deutschen an Weihnachten geschmückt hatten, sondern ein ausgewachsener. Vor dem Baum war ein offenes Grab, und daneben stand ein leerer Sarg.

Wenn die Leiche im Sarg lag, würde das gesamte Bataillon vorbeimarschieren und den Befehl erhalten »Augen links!« Jeder Mann musste die Bestrafung für Fahnenflucht sehen.

Die Profose brachten ihn, und das Erschießungskommando war bereit, als er an die Weißbuche gebunden wurde, aber Sharpe schaute nicht zu. Es war später Nachmittag, und er starrte zu den schneebedeckten Hügeln um Frenada hinüber und wartete,

bis einer der Profose Meldung machte: »Wir sind bereit, Sir.«

Es war ein kalter, klarer Wintertag mit wolkenlosem Himmel, ein Tag, an dem ein Deserteur sterben würde.

Er wollte nicht sterben. Er hatte den Tod schon einmal betrogen. Er zerrte an den Stricken, sein Kopf zuckte auf und ab und Speichel rann aus seinem Mund, als er fluchte. Er bäumte sich in den Stricken auf und warf sich hin und her. Die vierzehn Musketen des Exekutionskommandos schwenkten hoch.

»Feuer!«

Vierzehn Musketen krachten, und Hakeswill wurde gegen den Baumstamm geschleudert, doch er lebte noch. Er sackte zusammen, Blut färbte sein Hemd, aber er lebte noch. Und dann kicherte er triumphierend, wahnsinnig, denn er wusste, dass er dem Tod wiederum entkommen war. Er bäumte sich in den Stricken auf, Blut spritzte auf seine Hose und auf die Erde, und dann hob er den Kopf, und der Blick seiner blauen Augen richtete sich auf den Offizier der Schützen, der langsam auf ihn zuging.

»Du kannst mich nicht töten! Du kannst mich nicht töten! Du kannst mich nicht töten!«

Es sollte mit der Pistole vollendet werden, aber Sharpe spannte sein Gewehr. Er wusste, dass der Fluch gebannt sein würde, wenn er abdrückte. Hakeswill hing in den Stricken, schrie und spuckte Blut und Speichel.

Sharpe legte langsam das Gewehr an.

»Du kannst mich nicht töten!« Und diesmal ging der Schrei in Schluchzen über, denn Obadiah Hakeswill wusste, dass er log. »Du kannst mich nicht töten.«

Die Kugel tötete ihn. Sein Gesicht zuckte zum letzten Mal, und die Kugel tötete den Mann, der nicht getötet werden konnte.

Seit fast zwanzig Jahren hatte Sharpe diesen Augenblick herbeigesehnt, doch jetzt empfand er nichts von der Genugtuung, die er erwartet hatte.

Hinter ihm, nur zu erahnen, schimmerte blass der Abendstern am Himmel. Ein leichter Wind bewegte die Zweige der Weißbuche.

Zwei Leichen kennzeichneten diesen Winter. Die, deren Haar am Tor Gottes auf dem Schnee ausgebreitet gewesen war, und jetzt diese. Der tote Obadiah Hakeswill wurde in den Sarg gelegt.

Sharpes Feind.

HISTORISCHE ANMERKUNG

Die Vorstellung, dass eine private »Armee« von Deserteuren aller Nationalitäten im Krieg auf der Iberischen Halbinsel kämpfte, mag unglaublich wirken, nicht so hergeholt vielleicht eine »Raketen-Truppe«. Beides existierte jedoch.

Pot-au-feu lebte, ein abtrünniger französischer Sergent, der sich selbst zum Maréchal ernannte und überlebte, indem er ein weites Gebiet Spaniens terrorisierte. Seine Anhänger waren französische, britische, spanische und portugiesische Soldaten, und seine Verbrechen schlossen Entführung, Vergewaltigung, Raub und Mord ein. Ich befürchte, ich habe ihn zu einem angenehmeren Mann gemacht, als er in Wirklichkeit war. Der französische General de Marbot erzählt, wie die Franzosen ihn töteten und dann die Deserteure Wellingtons Streitkräften übergaben. Sharpe, befürchte ich, hat das Verdienst für einen französischen Erfolg für sich in Anspruch genommen.

In einer weiteren Verzerrung der Geschichte habe ich die Raketen-Truppe ein paar Monate zu früh nach Spanien gebracht. Wellington sah die erste Demonstration von Sir William Congreves Raketensystem im Jahre 1810, als eine Marineabteilung einige Waffen in Portugal an Land brachte. Wellington war unbeeindruckt. 1813 wurde jedoch eine Raketen-Truppe seiner Armee angegliedert, und sie erfreute sich der begeisterten Schirmherrschaft des Prinzregenten. In der Wirkungsweise habe ich mich nahe an das Lehrbuch von Sir William Congreve gehalten (sogar bis zu den abnehmbaren Lanzenköpfen). Es war ein außergewöhnliches System, das als ehrgeizigstes Ziel eine »Leuchtkugel«-Rakete hatte, die per Fallschirm Licht für

den Nachtkampf lieferte. Und das im Jahre 1813! Das Raketenkorps selbst begann seine Existenz offiziell am 1. Januar 1814, obwohl es schon zuvor auf der Iberischen Halbinsel eingesetzt worden war und Congreve sein System 1808 an die österreichische Armee verkauft hatte, wo es als *Feuerwerkskorps* bezeichnet wurde. Wellington misstraute dem System weiterhin, doch er setzte es bei der Durchquerung des Adour ein, während es im nördlichen Europa seinen erfolgreichsten Einsatz bei der Schlacht von Leipzig hatte, wo ausländische Beobachter sehr beeindruckt waren. Eine Raketenbatterie war bei Waterloo dabei, und auf einigen Bildern von dieser Schlacht sind Raketenschweife über dem Schlachtfeld zu sehen.

Obwohl es nie ein großer Erfolg war, hat sich das Raketenkorps dank eines der Feinde, gegen die es so wirkungslos eingesetzt wurde, einen Platz in der Geschichte bewahrt. Raketen wurden 1812 im Krieg gegen die Vereinigten Staaten von den Briten bei ihrer Belagerung von Fort McHenry eingesetzt. Über diese Belagerung wurde ein Lied geschrieben und mit der Musik eines Trinklieds vertont, das im Anacreon Club in London gesungen wurde. Der Text und die Musik sind jetzt die amerikanische Nationalhymne. Es ist eine sonderbare Vorstellung, dass sich Britanniens einstige Feinde, wenn sie vor jedem Baseball- und Footballspiel »The Star-Spangled Banner« singen, bei der Zeile »the rockets’ red glare« an Sir William Congreves Erfindung erinnern. So fand Britanniens Geheimwaffe bleibenden Ruhm!

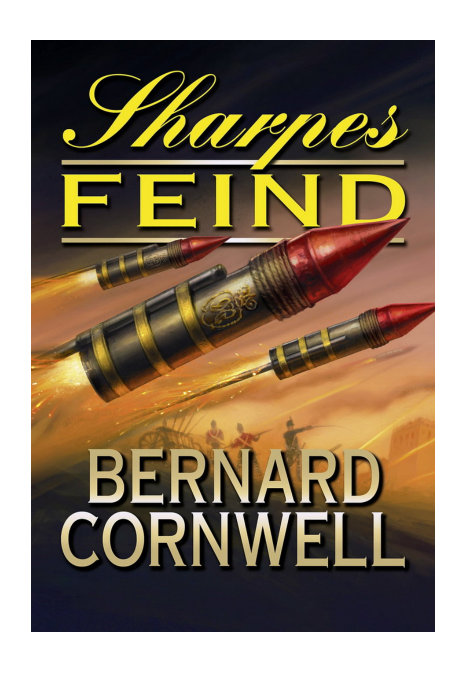
Sir Augustus Farthingdale schrieb sein Buch hauptsächlich von Major Chamberlins Werk ab, und nun muss *ich* mich zu einem Plagiat bekennen. Sharpes Weihnachtsmahl und der Haseneintopf, den Pot-au-feu im Kloster aß, stammen von Elisabeth Davids hervorragendem »French Provincial Cooking«, ein Buch über die Küchenspezialitäten der französischen Provence, dessen

Lektüre mir mehr Spaß gemacht hat als die der meisten. Wenn ein Leser Sharpes Weihnachtsessen nachkochen möchte (eine lohnende Sache!), so empfehle ich ihm Mrs Davids ausgezeichnetes Kochbuch. *Potage de marron Dauphinois* (Kastaniensuppe), *Perdreau Rôti au Four* (Rebhuhnbraten) und *Cassoulet de Toulouse à la Menagère,* wozu ich Sharpe zuliebe Bratkartoffeln serviert und das Rezept ein wenig verändert habe, um die im winterlichen Spanien verfügbaren Zutaten zu verwenden. Den Haseneintopf finden Sie unter dem Namen *Le Civet de Lievre de Diane de Châteaumorand.* Eigentlich ist es kein Eintopf, aber ich will nicht das Unmögliche versuchen, Elisabeth David als Kochbuchautor Konkurrenz zu machen. Ich danke ihr.

Alles andere außer der Armee der Deserteure und dem Raketensystem in »Sharpes Feind« ist Fiktion. Es gibt kein Tor Gottes, und es fand keine Schlacht während der Weihnachtstage 1812 statt. Das 60th Regiment, die »Royal American Rifles«, existierte, aber alle anderen Regimenter sind erfunden. Ich wollte eine Geschichte schreiben, die den letzten Winter widerspiegelt, in dem die Briten nach Portugal zurückgeschlagen wurden. Trotz Napoleons vernichtender Niederlage in Russland musste es für viele Soldaten immer noch den Anschein gehabt haben, als würde der Krieg niemals enden, doch binnen Monaten veränderte Wellingtons Strategie den gesamten Krieg auf der Iberischen Halbinsel, und die Briten brauchten sich nie wieder vor den Truppen des Kaisers zurückzuziehen.

Sharpe und Harper werden weitermarschieren.

Hat es dir gefallen?



Sag uns, was du denkst. Wir freuen uns über Bewertungen und Rezensionen im Store.

Viel Spaß beim Lesen der nächsten Bastei-Entertainment-E-Books!

